Panagia-Kapuli
bei Ephesus

Das neuentdeckte Wohn- und Sterbehaus der hl. Jungfrau Maria


EX LIBRIS
KOS
MOS
JOSEPH C. STRAUB.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Mariengrab ist in Jerusalem nicht bei Ephesus
Cf. Funk-Bihlmeyer, K.V. I, 42.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_W9-CZU-093



B. Kühlen, M.Gladbach.

Panagia-Kapuli, Südpartie.

Neben der rechts stehenden Platane die Ruinen des Schlafgemaches der hl. Jungfrau. Ganz rechts die Felsen des Bulbul-Dagh. In der Mitte die im Schlafgemach entspringende Quelle. In der Mitte etwas nach rechts einer der ausgegrabenen irdenen Wasserkrüge.

WITHDRAWN

Panagia-Kapuli

das

neuentdeckte Wohn- und Sterbehaus

der

heil. Jungfrau Maria

bei Ephesus.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Von
Johannes Nießen.

Mit einem Titelbilde, 2 Karten, 8 Tafeln Illustrationen und den offiziellen Dokumenten.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

273.35
N676p

EX LIBRIS PROVINCIAE
PRO STUDIO THEOL.
S.S. CORDIS JESU.

Dülmen i. W. 1906.
A. Laumann'sche Buchhandlung
Verleger des heiligen Apostolischen Stuhles.

Imprimatur.

Monasterii, die 16. Februarii 1906.

F. de Hartmann,
Vic. Eppi. Genlis.

Druck von August Lax in Hildesheim.

Dilecto meo amico, sacerdotii aurei Iubilario, P. Thomae Wegener O. S. Aug. hunc librum gratissimo animo dedico.

19,416

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Vorwort		V
	Erster Hauptteil. Die Jerusalemer Legende.	
Kapitel 1.	Das Schweigen der ersten sechs Jahrhunderte	1
„ 2.	Der apokryphe Bericht über das Hinscheiden der hl. Jungfrau (Transitus B. Mariae V.)	43
„ 3.	Pseudo-Dionysius	82
„ 4.	Die Zeugen der Jerusalemer Legende	93
„ 5.	Das Zitat aus der „Euthymianischen Geschichte“	119
„ 6.	Das angebliche Mariengrab und die Mariengrabkirche in Jerusalem	156
„ 7.	Die Stellung der abendländischen Kirche zur Legende vom Sterben und von der Himmelfahrt Mariens in Jerusalem	173
	Zweiter Hauptteil. Die kleinasiatische Tradition.	
Kapitel 1.	Asia	193
„ 2.	Johannes der Evangelist als der Apostel von Asia	210
„ 3.	Die Zustände in Jerusalem	245
„ 4.	Die Zeugen für Ephesus	256
„ 5.	Mariens Verborgenheit und Verherrlichung	280
	Dritter Hauptteil. Panagia-Kapuli.	
Kapitel 1.	Anna Katharina Emmerich	293
„ 2.	Veranlassung zu den Entdeckungen	323
„ 3.	Die Entdeckungen	329
„ 4.	Aktenmäßige Belege	352
„ 5.	Auszüge aus der letzten über Panagia-Kapuli verfaßten Schrift: Le Tombeau de la Sainte Vierge à Éphèse	377
„ 6.	Letzte Funde und Ereignisse	391

Vorwort.

Äußerst merkwürdige Entdeckungen und Ausgrabungen in Kleinasien in der Umgegend von Ephesus bilden den Hauptgegenstand des vorliegenden Werkes. Diese Entdeckungen haben im Orient Geister und Gemüter bereits in lebendige Bewegung versetzt. Ohne allen Zweifel wird diese Bewegung mehr und mehr den ganzen christlichen Erdkreis ergreifen, da die betreffenden Funde und Tatsachen von hervorragendster Bedeutung sind und eine Tragweite besitzen, die zur Zeit noch nicht überschaut werden kann.

Unsere Arbeit stützt sich auf drei in den Jahren 1896—1905 von Smyrna aus herausgegebene Schriften, wovon die erste vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Smyrna, A. P. Timoni, dem apostolischen Vikar von Kleinasien, die anderen mit dessen Approbation veröffentlicht wurden. Wir wurden autorisiert, den Inhalt dieser Schriften dem deutschen Publikum vorzulegen. Indessen ist das folgende Buch keine Übersetzung, sondern, die offiziellen Dokumente im dritten Teile abgerechnet, eine eingehende, wissenschaftliche Vertiefung und ein selbständiger, weiterer Ausbau der genannten Publikationen, wozu besonders die Bibliotheca graeco-latina Migne und die kritischen Textforschungen deutscher Gelehrter wichtiges Material darboten.

Vorliegende Schrift ist nicht ausschließlich für Fachgelehrte, sondern auch für ein weiteres, gebildetes Publikum bestimmt, zugleich auch nicht allein für katholische Kreise, sondern überhaupt für deutsche Christen, da sie einen Gegenstand betrifft, welcher die Aufmerksamkeit jedes Deutschen, wofern er den bedeutendsten Persönlichkeiten des Urchristentums sein Interesse schenkt, dauernd fesseln muß. Dabei ist Deutschland und insbesondere der Verlagsort dieses Buches in sehr hohem Maße an diesen Entdeckungen beteiligt.

Sind die Ergebnisse alle richtig, so werden einerseits zwar eine Anzahl alter Legenden, vorzüglich diejenigen, die sich auf den

Tod der hl. Jungfrau Maria in Jerusalem (Dormition) beziehen, als ungeschichtliche Sagen erkannt, anderseits wird aber ein großer positiver Zuwachs an historischen Kenntnissen gewonnen.

Um eine möglichst sichere Erkenntnis zu bieten und um den Leser zugleich zum Richter in manchen Streitfragen zu machen, die uns begegnen werden, haben wir mosaikartig die authentischen Texte, wir hoffen nahezu vollständig, mit genauer Zitation vereinigt.

Über die Beweiskraft der kritischen Argumente gegen Jerusalem wurde von einem fach- und sachkundigen Universitätsdozenten nach Durchsicht des betreffenden Manuskriptes ein sehr günstiges Urteil abgegeben.

Die Kritik möge es verzeihen, wenn der systematischen Übersicht wegen hier und da kleinere Wiederholungen vorgenommen wurden.

Alles menschliche Wissen ist Stückwerk und mangelhaft. Deshalb wird besonders an diesem Werke, weil es so wichtige, folgenschwere Gegenstände behandelt, gründliche Kritik vonnöten sein. Nichts fördert mehr Wahrheit und Klarheit als ernste, vorurteilslose Kritik, die nicht bloß widerspricht, sondern widerlegt und belehrt. Nichts gelingt indessen den Vorurteilen weniger als die Kritik.

Der Verfasser ist recht dankbar für jede weitere Anregung und Belehrung und wünscht, daß sich an diese Schrift eingehende, fruchtbare Diskussionen anknüpfen mögen, damit die Sache selbst, wie sie es auch im höchsten Maße verdient, eine causa communis des christlichen Deutschlands werde.

Aachen, St. Adalbert, den 2. Februar 1906.

Abkürzungen häufiger zitierter Werke.

B. A. L. = Geschichte der altkirchlichen Literatur von Otto Bardenhewer. Erster Band. Freiburg, Herder 1902. Zweiter Band, 1903.

B. P. = Patrologie von demselben Verfasser. Freiburg 1901.

E. I. = Éphèse ou Jérusalem? Tombeau de la sainte Vierge, par Gabriélovich, Paris, H. Oudin 1897.

I. H. G. = Corpus scriptorum ecclesiasticorum lat. vol. XXXIX, Itinera Hierosolymitana saec. IV—VIII. ex recens. Pauli Geyer, Vindobonae 1896.

K. L. = Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. Zweite Auflage.

M. P. G. = Migne, Patrologia, series graeca.

M. P. L. = Migne, Patrologia, series latina.

N I = Das Grab der heiligen Jungfrau Maria. Eine historisch-kritische Studie von Dr. Jos. Nirschl, Domdechant in Würzburg. Mainz, Kirchheim 1896.

N II = Das Haus und Grab der heiligen Jungfrau Maria. Neue Untersuchungen von Dr. Jos. Nirschl. Mainz 1900.

P. C. = Panaghia-Capouli ou maison de la sainte Vierge près d'Éphèse. Publié par A. P. Timoni archevêque de Smyrne, Vic. Ap. de l'Asie Mineure, Paris, H. Oudin 1896.

T. = Le Tombeau de la sainte Vierge à Éphèse. Réponse au R. P. Barnabé d'Alsace O. F. M. par Gabriélovich. Paris 1905.

T. M. = Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles. Par le Sieur de Tillemont. Paris, Tom. I. 1693, Tom. II. 1694.

Erſter Hauptteil.

Die
Jeruſalemer Legende.

Erstes Kapitel.

Das Schweigen der ersten sechs Jahrhunderte.

„La vérité ne nous peut permettre de regarder comme certaines les choses, dont ni l'autorité ni la raison ne nous donnent point d'assurance."

Tillemont, Mém. I, 500.

I. Wenn wir die Quellen der zu unserer Zeit weithin angenommenen Legende vom steten Wohnen der heil. Jungfrau auf Sion in Jerusalem nach der Himmelfahrt des Herrn, von ihrem „Heimgang" daselbst und ihrem Begräbnis im Tale Josaphat nach den Grundsätzen der historischen Kritik näher untersuchen, so finden wir, daß diese Legende durchaus auf keiner geschichtlichen Basis beruht, sondern daß sie eine in sich widerspruchsvolle, spät entstandene Sage ist. Der alte Begriff „Tradition", wie kirchlicher Sprachgebrauch, christliche Philosophie und ernste Geschichtsschreibung ihn anwenden, verbietet es, diese Legende mit dem Namen einer „alten Tradition" zu bezeichnen.

In seinem „Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie" stellt der Geschichtsprofessor Dr. Ernst Bernheim die Kriterien auf, um Fälschung und Irrtümer in historischen Berichten zu erkennen.[1]) Wendet man diese Kriterien, wie wir es in vorliegendem Buche tun werden, auf die Jerusalemer Legende an, so ergibt sich immer klarer, daß dieselbe durch und durch ungeschichtlich ist.

Es ist schwer zu sagen, inwieweit unschuldiger Irrtum oder absichtliche Fälschung an dem Ursprung dieser Legende beteiligt sind. „Durchaus nicht immer geschieht aber die Erfindung und Übertragung von Sagen mit dem Bewußtsein oder gar der Absicht der Fälschung; vielmehr ist es in sehr vielen Fällen das

[1]) Leipzig, 3. u. 4. Aufl. 1903, S. 338 f., 357.

harmlosere Spiel der Phantasie, welches unechte Sagen schafft. Hierhin gehört die große Menge von Lokalsagen, die durch irgendwelche lokalen Objekte und Vorkommnisse in der Phantasie und durch willkürliche Erklärung der Ortsangehörigen entstanden sind, die sog. ätiologischen Sagen: da ist ein auffallender alter Turm . . ., eine Statue, ein Stein mit unverständlicher Inschrift; da sind unverständlich gewordene Straßen- und Personennamen . . ., welche man sich zu erklären sucht, so gut es geht, sei es in freier Erfindung oder unter Anlehnung an historische Begebenheiten und Personen, mit denen man sie in Beziehung setzt, ohne daß eine wirkliche Erinnerung an solche vorliegt" (Bernheim a. a. O. 323). „Das scharfe Zurückgehen auf das erste Auftreten und die Art der Beglaubigung der Sage führen in diesen Fällen zur Erkenntnis der Unechtheit" (a. a. O. 324). „Der wichtigste (methodische Grundsatz der historischen Kritik) . . . fordert vor allem das möglichst strenge Zurückgehen auf die älteste, relativ bestbezeugte ursprüngliche Form der betreffenden Tradition, um daran sofort die Frage zu knüpfen, ob diese Überlieferung glaubhaft bezw. glaubhaft bezeugt sei" (a. a. O. 351).

„Die Tradition gibt um so treuer, unentstellter, die Tatsachen wieder, je mehr sie auf unmittelbarer Wahrnehmung beruht . . . *Unmittelbarkeit* und *Treue der Überlieferung* sind die Kriterien der Tatsächlichkeit, und beide sind durch die Person des ersten Beobachters zunächst bedingt" (a. a. O. 468).

„In erster Linie hängt . . . das Urteil über die Zuverlässigkeit der Überlieferung von der Frage ab, ob ein unmittelbarer Bericht einer Urquelle vorliegt bezw. durch wieviele und welche „Kanäle" der betreffende Bericht uns vermittelt ist. . . . Von dem Autor, der die berichteten Tatsachen selbst miterlebt hat, dürfen wir voraussetzen, daß er unmittelbare Kenntnis derselben haben kann, wenn er sonst der rechte Mann ist . . ., bei dem weiter entfernten (Autor) müssen wir nach den Quellen seiner Kenntnis fragen und diese wiederum *auf ihre Unmittelbarkeit* prüfen" (a. a. O. 469).

Bernheim spricht S. 451 von diesem fundamental wichtigen Unterschied zwischen *unmittelbaren* und *vermittelten* Berichten oder Urquellen und abgeleiteten Quellen. Erst diese strenge Unterscheidung, welche ein Hauptvorzug der heutigen Geschichtsforschung ist, hat so viele alten „Traditionen" und Sagen von den *starken*

Entstellungen der Nacherzählung gesäubert und das Urteil über die Tatsächlichkeit der überlieferten Ereignisse auf eine sichere Basis gestellt (vergl. a. a. O. 451, 452).[1])

II. Der Legende von Jerusalem über den Tod und das Grab Mariens muß zunächst der sehr schwere Vorwurf gemacht werden, daß die Berichte darüber nicht das Kriterium der Unmittelbarkeit besitzen. Über sechshundert Jahre herrscht hinsichtlich dieser Ereignisse bei allen kompetenten Zeugen der Tradition ein gänzliches, teils negatives, teils sogar positives Stillschweigen.

1. Wenn wir in dem ersten Jahrhundert Umschau halten, so finden wir bezüglich des Lebensendes Mariens in der apostolischen Zeit völliges Schweigen. Matthäus nennt die Mutter des Herrn an vier Stellen seines Evangeliums (Matth. I, 16—25; II, 11—14; XII, 46—50 und XIII, 55, 56), Markus zweimal (Mark. III, 31—35; VI, 3); Lukas berichtet ausführlich die Verkündigung und die Heimsuchung (Luk. I, 26—56), die Geburt Jesu Christi (II, 1—19), die Aufopferung Jesu im Tempel (II, 22—39), die Reise zum Osterfeste (II, 41—52), das Geschlechtsregister in Kap. III — unter der Voraussetzung, daß Heli Heliachim = Joachim bedeutet; schließlich zwei kurze Erwähnungen Mariens in Luk. VIII, 19—21 und XI, 27. Der hl. Evangelist Johannes spricht zweimal von Maria: II, 1—5 von der Hochzeit zu Kana; V. 12 geht Jesus mit Maria und den Verwandten nach Kapharnaum „und sie blieben daselbst nur wenige Tage". Die zweite Stelle ist der Bericht über die Szene unter dem Kreuze, wo der Herr seinem Lieblingsjünger seine heilige Mutter anvertraut (Joh. XIX, 25—27). Den letzten Bericht über Maria erhalten wir in der Apostelgeschichte I, 14, wo die Vorbereitung der Jünger Jesu auf die Ankunft des hl. Geistes geschildert wird: „Diese alle verharrten einmütig im Gebete samt den Frauen und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern". Deshalb konnte auch der heil. Paulus Gal. I, 18, 19 schreiben, als er im Jahre 37 nach Jerusalem kam: „um Petrus zu sehen, blieb ich bei ihm fünfzehn Tage; einen anderen aber von den Aposteln habe ich nicht gesehen, als Jakobus, den Bruder des Herrn". Dieses Verweilen Mariens im Cönakulum auf dem Berge Sion ist das letzte, was uns die

[1]) Über Legendenbildung handelt eingehend H. Delahaye S. J. Les légendes hagiographiques, Bruxelles 1904.

Apostel und damit die apostolische Zeit des ersten Jahrhunderts mitteilen.

2. Das zweite Jahrhundert nach Christus, die Zeit der Apostolischen Väter und der ältesten Apologeten, schweigt ebenfalls gänzlich von den letzten Lebensumständen Mariens. Suchen wir in den „wenigen literarischen Reliquien" der unmittelbar nachapostolischen Zeit nach Mitteilungen über Maria, so finden wir nur beim hl. Ignatius von Antiochien eine fünfmalige Erwähnung Mariens: Brief an die Epheser 7, 2; 18, 2; 19, 1; Brief an die Einwohner von Tralles: 9, 1; Brief an die Smyrnäer: 1, 1. Sämtliche kurze Erwähnungen beim hl. Ignatius sind eigentlich anders nichts als das Wort des Apostol. Glaubensbekenntnisses: „Natus ex Maria Virgine" [1]). Bei der im Briefe an Diognet genannten „Jungfrau" ist es zweifelhaft, ob damit Eva oder Maria gemeint ist.[2]) Von anderen Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts könnte noch in Frage kommen Justin der Märtyrer, wahrscheinlich geboren im „ersten Dezennium des 2. Jahrhunderts" zu Sichem in Palästina, gestorben zwischen 163 und 167 [3]). Derselbe betont indessen in seiner Apologie und im Dialog mit dem Juden Tryphon nur die jungfräuliche Geburt Christi und vergleicht die Stellung Mariens mit der Stellung Evas zum Menschengeschlechte.

Dieselben Gedanken kehren ausführlich wieder bei dem hl. Irenäus, Bischof von Lyon, etwa 140 in oder bei Smyrna in Kleinasien geboren und bei Tertullian, etwa 160–220. Die Zitate hat Dr. Fr. A. von Lehner in seinem Werke: „Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten" auf das sorgfältigste zusammengestellt.[4]) Nirgendwo indessen findet sich bei einem Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts eine Erwähnung des Todes Mariens.

An dieser Stelle ist noch eine apokryphe Schrift zu erwähnen, das „Protoevangelium Jakobi", ein ziemlich edel gehaltenes, altehrwürdiges Marienleben, von dessen Abfassungszeit A. Meyer in den „Neutestamentlichen Apokryphen" [5]) sagt: „Über die Mitte

[1]) Opera Patrum apostolicorum ed. Fr. X. Funk. Vol. I, Tubingiae 1887. pp. 178, 186, 188, 208, 234. — [4]) Ib. 332. — [3]) B. P. 44. — [4]) II. Aufl. Stuttgart 1886. Justin siehe 13 ff. Irenäus 15—16; Tertullian 16—18. — [5]) Neutestamentliche Apokryphen in Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von Edgar Hennecke. Tübingen u. Leipzig 1904, S. 48. Vergl. auch B. A. L. I. 406.

des zweiten Jahrhunderts aber dürfen wir nicht hinausgehen, zumal da wahrscheinlich das Protoevangelium seine Vorgeschichte hat, für die wir in der ersten Hälfte des Jahrhunderts freien Raum behalten müssen." Dieses Apokryphon schließt indessen seine Mitteilungen über Maria mit dem Berichte über den Kindermord des Herodes.

Noch andere Apokryphen, welche wahrscheinlich aus dem 2. Jahrhundert stammen, nennen gelegentlich die heilige Jungfrau, so die „Sibyllinen" in VIII, 270, 358, 456 ff. (Letztere Stelle schildert die Geburt Christi), II, 313[1]). Das „VIII. Buch stammt noch aus der Zeit vor 180 nach Chr."[2]) Die ebenfalls aus dem 2. Jahrhundert stammende „Vision des Isaias" enthält 11, 1–14[3]) die wunderbare Geburt aus der Jungfrau; die Paulusakten, welche in den Zeitraum von 160–180 gehören,[4]) ferner die Petrusakten, welche vielleicht 200–210 entstanden sind,[5]) nennen Maria ganz vorübergehend mit Bezugnahme auf die jungfräuliche Geburt.

Merkwürdig ist, daß die ältesten Akten, die Johannesakten, welche nach ihrem Herausgeber Th. Zahn bis auf die Zeit kurz nach dem Tode des hl. Johannes zurückgehen und manches Geschichtliche enthalten,[6]) nichts von Maria berichten. Dieselben bieten indessen sonstige wichtige Momente, welche später zur Besprechung kommen.

Die im 6. und 7. Jahrhundert zuerst erwähnten Pseudo-Ignatiusbriefe, welche im 2. Jahrhundert entstanden sein wollen, erwähnen sehr oft die heilige Jungfrau, doch stets nur mit Bezug auf die jungfräuliche Geburt Christi aus ihr.[7])

„Das Mittelalter kennt noch drei weitere kurze Briefe von ihm (Ignatius von Antiochien), zwei an den Apostel Johannes, einen an die seligste Jungfrau Maria (welcher ihren Aufenthalt in Jerusalem annimmt), und dazu kommt noch eine Antwort Marias an Ignatius ... Diese Briefe lassen sich handschriftlich und literarisch bis ins 13. Jahrhundert verfolgen und sind wahrscheinlich nicht lange vorher entstanden ...; da nichts auf eine

[1]) Siehe Hennecke, Apokryphen S. 332, 334, 336. — [2]) Ibid. 321. — [3]) Ibid. 304. — [4]) Ibid. 367. — [5]) Ibid. 390. — [6]) Handbuch der Neutest. Apokryphen, herausgegeben von Edg. Hennecke, Tübingen 1905 S. 492, S. 543. — [7]) Opera Patrum apostolicorum ed. Fr. X. Funk, Vol. II. Tübingen 1881. Die Briefe stammen wohl aus dem 4. Jahrh.

Übersetzung aus dem Griechischen hinweist, so rühren sie ohne Zweifel von einem Abendländer her." [1])

Nach allem diesem muß als Schlußresultat bezeichnet werden, daß weder aus dem apostolischen, noch aus dem 2. Jahrhundert irgend welcher Bericht über das Hinscheiden Mariens vorliegt.

3. Gehen wir deshalb zum dritten Jahrhundert nach Christus über, so erscheint als erster in der Schar der Mariologen der hl. Bischof Hippolytus, einer der hervorragendsten römischen Presbyter, „neben Tertullian und Origenes der fruchtbarste christliche Schriftsteller des 3. Jahrhunderts" [2]) († gegen 235), der von der Sündlosigkeit der hl. Jungfrau spricht: „Der Herr war sündlos, aus dem unverweslichen Holze der Menschheit nachgebildet, d. h. aus der Jungfrau und dem heiligen Geiste, von innen und von außen wie mit dem reinsten Golde des Logos Gottes umkleidet." [3])

Eine andere Persönlichkeit, die in unserer Frage wenigstens indirekt von sehr großer Bedeutung sein müßte, ist der Bischof Alexander von Jerusalem. Als gelehrter, mit der bischöflichen Würde bekleideter Kappadocier war er um das Jahr 211 nach Jerusalem gekommen, um die heiligen Stätten daselbst zu verehren. Die Umstände fügten es, daß ihn der Bischof Narcissus daselbst zum Koadjutor annahm. Nach dem Tode des hochbetagten Narcissus leitete Alexander selbständig die Gemeinde von Jerusalem. In dieser Eigenschaft förderte er ungemein die theologische Wissenschaft. Er ließ die alten Dokumente und Bücher sammeln und abschreiben und gründete dadurch die erste nachweisbare christliche Bibliothek. Innige Freundschaft verband ihn mit dem hochgelehrten Alexandriner Origenes, von welchem Hieronymus behauptet, daß er ungefähr zweitausend Bücher geschrieben habe (Hieron. de vir. ill. c. 62). „Um 233 suchte Origenes bei seinen Freunden in Palästina, den Bischöfen Alexander in Jerusalem und Theoktistus von Cäsarea eine neue Heimat. Zu Cäsarea [4]) eröffnete er eine theologische Schule." [5]) Mit Recht durften wir bei dem Interesse des Origines für die hl. Jungfrau, auf Grund der reichhaltigen, ihm zur Verfügung

[1]) K. L. 6, 586. — [2]) K. L. 6, 15. — [3]) B. A. L. II. 553. — [4]) Die damalige politische Hauptstadt Palästinas. Der Bischof von Aelia Capitolina (Jerusalem) war damals noch von dem Erzbischof von Cäsarea in Palästina abhängig. — [5]) B. A. L. II. 9, 10.

stehenden Dokumente, besonders da er auch in Cäsarea den Grundstock zu der dortigen weltberühmten Bücherssammlung gelegt hatte, etwas Näheres über die letzten Lebenstage Mariens bei ihm erwarten. Wenn wir aber den Angaben von Dr. F. A. von Lehner folgen dürfen, welcher von „archäologischem Gesichtspunkte" die ältesten Kundgebungen der Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten zusammenstellte, so finden wir bei Origenes nur dogmatische Untersuchungen über die wunderbare Empfängnis und jungfräuliche Geburt Christi,[1]) die Verteidigung der wirklichen Mutterschaft im Kampfe gegen die Doketen;[2]) er untersucht als erster, warum Maria eine Verlobte sein mußte und betrachtet ihr Verhältnis zum hl. Joseph.[3]) „In seinen Homilien zu den Anfangskapiteln des Lukas windet er mit liebevoller Hand die Worte des Evangeliums zu einem Strauße von Tugenden, womit er die hl. Jungfrau schmückt." [4]) Ganz besonders bemerkenswert erscheint unserer Betrachtung bei Origenes, daß Maria hier mehr selbständig für sich gefeiert wird, während man bis jetzt im ganzen Christus allein für sich betrachtete und seine menschliche Natur durch eine nähere Bestimmung Mariens tiefer zu erkennen und zu bestimmen suchte. Die fortschreitende tiefere Erkenntnis Christi ließ das Bild Mariens immer selbständiger erstrahlen; bei Origenes ist ein Markstein in der Geschichte der Marienverehrung zu verzeichnen. Origenes sucht in das geistige Wesen Mariens einzudringen, schildert ihren Anteil am Erlösungswerke und gedenkt, mit der hl. Elisabeth sie vergleichend, mit Ehrfurcht der persönlichen Würde Mariens.[5]) Origenes ist sozusagen die „Stimme seiner Zeit;" in ihm lernen wir den Gedankenkreis des dritten Jahrhunderts kennen. Deshalb müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß zur Zeit des Origenes nichts vom Tode und einem Grabe Mariens in Jerusalem bekannt war, was doch nicht bloß uns, sondern auch Origenes interessiert hätte. — Origenes starb 255.

Aus dem dritten Jahrhundert ist noch der Erwähnung wert, daß in einer Homilie des hl. Gregor Thaumaturgos die älteste Marienerscheinung berichtet wird (aus dem Jahre 240), worin Mariens Würde als Mittlerin, Königin der Apostel und Himmelskönigin in knappen Strichen gemalt wird,[6]) ferner daß das späterhin als Gegenstand heftigster dogmatischer Kämpfe so berühmt

[1]) A. a. O. 18—22. — [2]) S. 47—50. — [3]) S. 86, 87; 94—96. — [4]) S. 147—151. — [5]) S. 173, 181. — [6]) S. 192—195.

gewordene Wort Θεοτόκος „Gottesgebärerin" wahrscheinlich bei dem Alexandriner Gelehrten Pierius (gestorben bald nach 309) zuerst erscheint.[1])

Ziehen wir das Fazit aus diesem Rückblick über die Mariologie des dritten Jahrhunderts, so erkennen wir leicht, daß nicht bloß im ersten und zweiten, sondern auch im dritten Jahrhundert die später in den Apokryphen mit so vielem Aplomb und Lärm auftretende Jerusalemer Legende durchaus unbekannt war; es herrscht über sie bisher ein absolutes Stillschweigen. Wie will man später etwas über sie wissen, wenn man vorher nichts wußte?

4. Möge uns jetzt das vierte Jahrhundert Rede stehen und uns melden, was es über den Tod Mariens in Jerusalem weiß! Sein Zeugnis wird für die fragliche Legende einfach als vernichtend erscheinen.

a. Wie wir oben bemerkten, legte Origenes den Grund zu der berühmten Handschriften- und Büchersammlung in Cäsarea, der „umfangreichsten und wertvollsten Büchersammlung des Altertums". Pamphilus, der väterliche Freund des Kirchenhistorikers Eusebius von Cäsarea, „hat die Sammlung bedeutend vergrößert, indem er von allen Seiten her Abschriften von Werken des Origenes und vieler anderer Kirchenschriftsteller zu gewinnen suchte"[2]) ... „Aus dieser Bibliothek zu Cäsarea mögen wohl die meisten jener Quellenberichte geschöpft sein, welche der Kirchengeschichte Eusebs einen unvergänglichen Wert sichern."[3]) Eusebius Pamphili („der geistige Sohn des Pamphilus"), geboren um 265 in Palästina, gestorben gegen 340 als Bischof von Cäsarea, trägt den Namen des „Vaters der Kirchengeschichte". Seine „Kirchengeschichte ist ein überaus reiches und als Geschichtsquelle geradezu unschätzbares Archiv von Tatsachen, Aktenstücken und Exzerpten von Schriften aller Art aus der goldenen Jugendzeit der christlichen Kirche" ... „ein Quellenwerk im vollen Sinne des Wortes". Zu seinen Arbeiten benutzte er auch ganz besonders die von Alexander in Jerusalem angelegte Bibliothek; in seiner Kirchengeschichte VI, 22 spricht er von den Schriften gelehrter Männer, von denen noch Manuskripte in der Stadt „Aelia" zu seiner Zeit in der dortigen Bibliothek vorhanden seien. Wir haben aus derselben ein ganz reichhaltiges Material — uberrimam materiam — als Beweis-

[1]) B. A. L. II. 202. — [2]) A. a. O. II. 10 nach Eusebius Hist. eccl. VI, 32. 3. — [3]) A. a. O.

stücke für die vorliegenden Abhandlungen zusammengestellt" (M. P. G. 20, n. 22). Als geborener Palästinenser interessierte er sich auch lebhaft für die Topographie Jerusalems und Palästinas; sein Werk hierüber wurde später vom hl. Hieronymus übersetzt und erweitert. (M. P. L. 23, 859—928). Mit dem Kaiser Konstantin eng befreundet, widmet er auch den Bauten des Kaisers und seiner Mutter, der hl. Helena, seine Aufmerksamkeit. Hätte es in Jerusalem ein „verschüttetes Mariengrab" gegeben, so wäre es für die hl. Helena ein Triumph gewesen, diese Stätte offen zu legen und dort eine Kirche zu bauen. So oft aber in den Briefen des Kaisers Konstantin oder sonst bei Eusebius die Rede von den damals gebauten Kirchen ist, erscheinen stets drei Kirchen: eine über dem Grabe des Herrn, eine zweite über der Felsenhöhle in Bethlehem, die dritte auf dem Gipfel des Kalvarienberges,[1]) also keine Mariengrabkirche. Die Bedeutung der hl. Helena in dieser Frage wird näher in dem Kapitel über das Mariengrab in Jerusalem dargelegt werden. Hier genügt es zu konstatieren, daß zur Zeit der hl. Helena über den Tod und das Grab Mariens in Jerusalem vollkommenes Stillschweigen herrschte. Die topographische Schrift des Eusebius in der Redaktion des hl. Hieronymus enthält ebensowenig etwas, wie die Chronik des Eusebius. Zur Durchsicht der letzteren ward für unsere Zwecke benutzt die Edition: Eusebii Pamphyli Chronicorum canonum libri duo, edd. Angelus Maius et Joh. Zohrabus, Mediolani 1818. In das Chronikon des Eusebius wurde in späterer Zeit a. a. 48 eine Nachricht über den Tod Mariens hineingeschmuggelt; indessen ist dieselbe allgemein als Interpolation wieder aufgegeben worden.[2]) Diese Notiz enthält auch keine Ortsangabe.

Wie hätte ein so wichtiges Faktum wie der Tod und das Grab Mariens dem Forschergeist eines Eusebius entgehen können? Wie viele nur wenig bedeutende Tatsachen berichtet er z. B. in seinem Chronikon! Das Schweigen des Eusebius beweist klar, daß in der Mitte des vierten Jahrhunderts noch immer keine Tradition in Jerusalem bestand.

b. Doch wir sind in der Lage, uns an einen noch kompetenteren Zeugen wenden zu können, an den hl. Cyrill, Bischof

[1]) Vergl. Eusebius Hist. eccl. X, 3. 4; Vita Constant. III, c. 26, 41—47, 50—58; IV, 39. — [2]) Innsbrucker Zeitschrift für kath. Theologie 1880, 617 Anm. 1.

von Jerusalem, welcher von 315—386 und zwar von früher Jugendzeit an durchweg in Jerusalem lebte. Beherzigen wir zunächst die Beweiskraft, welche in dem Argumente liegt: vom hl. Jakobus dem Jüngern, dem „Bruder des Herrn", sind die Bischöfe der judenchristlichen Gemeinde Jerusalem, dann der heidenchristlichen Gemeinde Aelia Capitolina ohne Unterbrechung aufeinander gefolgt. Eusebius nennt im Chronikon die Namen sämtlicher Jerusalemer Bischöfe bis zu seiner Zeit. Dadurch bestand in Jerusalem eine ununterbrochene Tradition, und der hl. Cyrill war der letzte Träger derselben. In seinen Katechesen, die er bald nach seiner Bischofsweihe im Jahre 348 hielt,[1]) und „die zu den kostbarsten Denkmälern des christlichen Altertums gehören", kommt er verschiedene Male auf die heilige Jungfrau zu sprechen. Obwohl aus der antiochenischen Schule stammend, braucht er als einer der ersten das Wort „Gottesgebärerin"[2]), spricht davon, daß durch Eva der Tod, durch Maria das Leben erschienen sei und feiert besonders die jungfräuliche Reinheit Mariens in der 12. Katechese: „Es geziemte sich für den Reinsten und Lehrer der Reinheit aus reinem Brautgemach hervorzugehen" . . . „Engel auf Erden sind die der Keuschheit Beflissenen; die Jungfrauen haben mit Maria, der Jungfrau, ihren Teil" . . . „Aus einer Jungfrau wurde also geboren er, der die Seelen zu Jungfrauen macht".[3]) Durch die Katechesen erfahren wir auch die Zahl der Kirchen, welche in seinem bischöflichen Sprengel lagen. Er nennt zuerst die i. J. 335 eingeweihte hl. Grabeskirche, deren Pracht er beschreibt, und deren Heiligtümer er rühmt: die Stelle der Kreuzigung des Herrn, Golgotha genannt, die Stelle der Aufrichtung des Kreuzes und die Stelle der Auferstehung, letztere crux und anastasia genannt. Zugleich erwähnt er auch die beiden anderen unter Konstantin d. Gr. errichteten Kirchen, die Himmelfahrtskirche Christi auf dem Ölberge und die Geburtskirche in Bethlehem. Mit besonderer Ehrfurcht spricht er aber von der vierten und letzten Kirche Jerusalems, der Mutter aller Kirchen, nämlich der hl. Sion. Dieses Kirchlein, welches aus der Urzeit stammte und Schauplatz großer Ereignisse gewesen war, wird eingehender in dem Kapitel über das Mariengrab in Jerusalem besprochen werden. Von dieser Sionskirche sagt Cyrill, daß in ihr die Kate-

[1]) B. P. 236. — [2]) Catech. 10, 19. — [3]) Catech. 12, 25. 34, 31.

chese (Catech. 16) über den hl. Geist gehalten werden müsse, weil ja dort der hl. Geist herabgekommen sei. Im Gegensatz zur Grabeskirche nennt er die hl. Sion „die obere Kirche". Daß aber diese oder ein in ihrer Nähe gelegener Platz die Erinnerungsstätte des Todes der hl. Jungfrau oder daß im Tale Josaphat ihre letzte Ruhestätte sei, erwähnt Cyrill in seinen Katechesen mit keinem Worte. Was hätte ihn hindern können, in seiner Katechese auf Sion von der von ihm hochgeehrten Gottesmutter zu reden, zumal da ihr hl. Tod eine besonders packende Erinnerung für seine Katechumenen gewesen wäre? Er schweigt von ihr, weil es dort eine solche Erinnerung von ihr nicht gab![1])

c. Wir erwähnen hier nur kurz, weil das Kapitel über das angebliche Mariengrab in Jerusalem die Itineraria chronologisch schildern wird, daß wir aus der Zeit des hl. Cyrill zwei Pilgerberichte besitzen, den des Pilgers von Bordeaux aus dem Jahre 333 und den der sog. hl. Silvia (Egeria) aus Aquitanien, 385 bis 388. Es sind dies überhaupt die ersten Pilgerberichte, die wir über eine Wallfahrt nach Jerusalem besitzen. Beide Itinerarien setzen das für Jerusalem so verhängnisvolle Schweigen fort, was besonders bei der hl. Silvia auffallen muß, die manche unbedeutendere Sache mitteilt und es als Jungfrau mit ganz vorzüglicher Genugtuung verzeichnet hätte, wenn sie dort den vermeintlichen Sterbeort auf Sion und die Begräbnisstätte Mariens angetroffen hätte. Sie schreibt, wie sie an den Stationsgottesdiensten in den verschiedenen Kirchen teilgenommen hätte und wie jeden Mittwoch, Freitag und auf Pfingsten eine Prozession nach Sion zog. Sie erwähnt, was besonders auffallen muß, ausdrücklich die Kirche der Todesangstgrotte Jesu in Gethsemane, die nahe bei der spätern angeblichen Grabeskirche Mariens lag. Wir

[1]) Man vergl. hierzu N II, 138, 139 die merkwürdige Argumentation, wonach das Schweigen Cyrills und anderer zu erklären sei, daß das Entschlafen Mariens auf Sion deshalb „in den Hintergrund trete, weil das Cönakulum, in welchem die großen Wunderdinge, die Einsetzung des neutest. Opfers, die Ausgießung des hl. Geistes, die Wahl des Apostels Mathias und der ersten Diakone geschehen war ... den hervorragendsten Gegenstand der Tradition bildete"!! Aber warum sollte die Tradition gerade dies auslassen? Sie hätte doch unbedenklich dann noch einiges mehr überliefern können. Doch wie heißt es N II, 150: „Über unbekannte Dinge gibt es aber keine Nachrichten, eben deshalb, weil sie unbekannt sind"!

besitzen indessen leider noch nicht den ganzen Text des Itinerariums, welches auch eine Reise nach Kleinasien ankündigt, ohne sie zu schildern. [1])

d. Eine mächtige Belebung des dogmatisch-wissenschaftlichen Interesses für die hl. Jungfrau brachte die große Häresie des vierten Jahrhunderts, der Arianismus, welcher die Gottheit Christi, die Gleichwesentlichkeit des Sohnes mit dem Vater leugnete. Die Vorsehung schenkte damals der Kirche im Oriente gewaltige, unbeugsame Verteidiger der alten, christlichen Lehre: einen hl. Athanasius († 373), einen hl. Basilius den Gr. († 379), den hl. Gregor von Nazianz († 390) und den hl. Gregor von Nyssa († bald nach 394). So oft diese Väter den Arianismus bekämpften, haben sie den Namen Maria hineingezogen, und es tritt durch sie immer mehr der Titel „Gottesgebärerin" in den Vordergrund. Gregor von Nazianz legt diesem Titel die Bedeutung bei, daß er schreibt: „Wenn einer Maria nicht als Gottesgebärerin annimmt, der ist getrennt von der Gottheit." [2]) Diesem Worte des hl. Kirchenlehrers fügt Fr. X. v. Lehner in seinem schon genannten Werke die schöne Bemerkung bei: „Hier ist die Sache zugleich so gewendet, als ob es sich hierbei vorzugsweise um einen Ehrentitel der hl. Jungfrau handle, um welche diese nicht verkürzt werden dürfe; Maria selbst ist in den Vordergrund gestellt, von der Bedeutung des Wortes für ihren Sohn ist abgesehen. Wir machen also wiederholt die Beobachtung, daß jedes tiefere Eindringen in das wunderbare und geheimnisvolle Wesen Christi, jede weitere Entfaltung und offene Darlegung seiner überirdischen und irdischen Beziehungen, kurz jede scheinbare oder wirkliche Näherung des ewig Unfaßlichen für menschliches Wissen und menschliche Fassungskraft nicht bloß so nebenher auf die, mit ihm notwendig zusammenzudenkende, Mutter zurückstrahlt, sondern ihr Bild in eigener Beleuchtung immer selbständiger hervortreten läßt." [3]) Basilius d. Gr., welcher Maria „die reine, heilige, unbefleckte Mutter des Emmanuel" nennt, [4]) und Gregor von Nyssa, der jüngere Bruder des hl. Basilius, besuchten gegen 356 und 379

[1]) Silvia spricht einmal gelegentlich, sie wollte in Ephesus das Grab des hl. Johannes verehren. Sie hat aber, soweit wir ihre Reisen kennen, Ephesus niemals besucht. Es braucht daher nicht zu überraschen, daß sie nichts von einem Aufenthalt Mariens in Ephesus erwähnt. — [2]) Ad Cled. presb. epist. B. I. S. 758 (nach v. Lehner). — [3]) v. Lehner, Marienverehrung S. 76, 77. — [4]) Comm. in Jesai c. VII. n. 201.

auf einer Wallfahrt die hl. Stätten in Jerusalem. Gregor nennt in seinen Epistolae II und III zwar die hl. Stätten, die er besucht hat, erwähnt aber mit keinem Worte eine Erinnerungsstätte des Todes und des Begräbnisses der hl. Jungfrau.[1])

e. Nennen wir nur kurz große Marienverehrer jener Zeit, wie den hl. Ephräm den Syrer, der etwa um 370 ausruft: „Du o Herr und deine Mutter, ihr seid die einzigen, welche in jeder Beziehung vollkommen heilig sind; denn in dir, o Herr, ist kein Flecken, und an deiner Mutter ist kein Makel"; den Bischof Aphraates (um 340), welcher das Fasten, das Gebet und die Demut Mariens preist; den Papst Liberius († 366), welcher ihr Stillschweigen rühmt; den hl. Athanasius († 373), der in seiner Magnifikaterklärung die schönen Worte schreibt: „Was aber Maria geschah, das gereicht allen Jungfrauen zum Ruhm; denn diese hängen fortan wie jungfräuliche Schößlinge an ihr als der Wurzel"; den hl. Zeno von Verona († 380), der Maria in Vergleich bringt mit Eva und Elisabeth, der Mutter des hl. Johannes, der in ausführlicher, begeisterter Weise die jungfräuliche Geburt in Bethlehem schildert, den Glauben Mariens, ihre Bedeutung für die Adelung des ganzen Frauengeschlechtes, Maria als Typus der Kirche feiert:[2]) Kenntnis darüber, wie und wo die hl. Seele Mariens den Leib verließ, verrät sich bei keinem von ihnen.

f. Befragen wir den größten Verehrer Mariens im Abendlande in dieser Zeit, den hl. Ambrosius, den Bischof von Mailand (340 in Trier geboren, † 397), dessen Schriften wie ein lautes, herrliches Magnifikat erklingen, dessen Bücher „das Schönste sind, was in lateinischer Sprache über Maria geschrieben ist," — es würde ein eigenes Buch werden, sie auszuschreiben — so finden wir Lobreden auf ihre Jungfräulichkeit, eingehende Betrachtung ihres himmlischen Tugendlebens, Schilderung ihrer Lebensereignisse, besonders als Lieblingsgegenstand seiner Betrachtung die Übergabe der hl. Jungfrau an den Lieblingsjünger des Herrn, den hl. Johannes.[3]) Hätte aber Ambrosius sich so ausgedrückt, wenn er etwas gewußt hätte über den Tod, das Grab und die Auferstehung Mariens, wenn er schreibt: „Nec littera nec historia docet ex hac vita Mariam corporalis necis passione

[1]) MPG 46, 1009—1024. — [2]) Siehe v. Lehner, Marienverehrung 155, 153, 34, 68, 125 f., 174, 179, 129. — [3]) Siehe bes. Ambros. de instit. virg. VI u. VII; de virg. lib. II c. 11 n. 6 ff.

migrasse“ [1]): wenn auch Lukas davon spreche, daß ein Schwert die Seele Mariens durchdringen werde, so gebe es doch keinen geschichtlichen Bericht darüber, daß Maria im Martertode von der Welt geschieden sei? Wenn die Erklärung des Lukasevangeliums „frühestens 388 entstanden“ ist [2]) und wenn der hl. Epiphanius seine Haereses in den Jahren 374—377 verfaßt hat, über die weiter unten berichtet wird, so ist obiges Wort des hl. Ambrosius die zweite geschichtlich nachweisbare Bemerkung über den Tod Mariens.

g. Der erste, welcher über das Hinscheiden Mariens und zwar ganz ausführlich spricht, ist der hl. Epiphanius (315—403), mit welchem die Zeugnisse des vierten Jahrhunderts schließen. Das Zeugnis des hl. Epiphanius allein ist hinreichend, um der Jerusalemer Legende den Todesstoß zu versetzen. Bei ihm verwandelt sich das bisherige negative Stillschweigen in eine positive Erklärung, daß vom Lebensende und von einem Grabe Mariens in Jerusalem nichts bekannt ist.

Epiphanius wurde 315 in Besanduk bei Eleutheropolis nahe bei Jerusalem als Kind jüdischer Eltern geboren. Frühzeitig empfing er die hl. Taufe und widmete sich mit großem Eifer dogmatisch-exegetischen Studien und der Erlernung fremder Sprachen, sodaß ihn sein Freund, der hl. Hieronymus, den „Fünfsprachigen“ nennt. Nach seiner theologischen Ausbildung in Ägypten kam er viel in der Welt herum, war in Babylonien, in Konstantinopel, in Rom. [3]) Den größten Teil seines Lebens hat er aber in der Nähe der hl. Stätten, in und bei Jerusalem zugebracht. Er gründete in seinem Heimatsorte ein Kloster, dem er bis zum Jahre 367 vorstand, wo man ihn wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit zum Metropoliten von Konstantia-Salamis erwählte. Er war der Zeitgenosse dreier Jerusalemer Bischöfe, des hl. Cyrill, mit dem er befreundet war, dann des Bischofs Hilarion und des gelehrten Johannes II. (386—417). Mit letzterem stand Epiphanius kurz vor 400 mehrere Jahre auf Kriegsfuß, da Johannes II. die von Epiphanius heftig bekämpften Origenisten beschützte. Wegen seiner vielseitigen Kenntnisse galt Epiphanius als „Orakel des Orients“ und hatte die Ehre, vom Papste Damasus zu einem Konzil nach Rom eingeladen zu werden.

[1]) M. P. L. 14, Spalte 1574, Ambros. expos. sec. Luc. lib. II zu II. vers. 35. — [2]) B. P. 382. — [3]) J. E. 15.

Unleugbar wird daher das Urteil des hl. Epiphanius in der Frage nach einer etwaigen Jerusalemer Tradition ein kompetentes und authentisches genannt werden müssen.

Der hl. Epiphanius hatte Veranlassung, sich recht eingehend mit der hl. Jungfrau zu beschäftigen. In seinem großen Werke über die Häresien, worin er etwa 80 häretische Lehren darstellt und widerlegt, widmet er haer. 78 und 79 den Antidikomarianiten, d. i. den Widersachern Mariens, und den Kollyridirianerinnen. Während die letzteren die Marienverehrung abgöttisch übertrieben, wollten die ersteren der hl. Jungfrau von jeher anerkannte Vorzüge entreißen, besonders ihre immerwährende Jungfräulichkeit. Die uns aus diesen „Häresien" interessierenden Worte bieten einige exegetische und stilistische Schwierigkeiten, die Veranlassung gewesen sind, daß die Stellung des hl. Epiphanius mehrfach nicht richtig aufgefaßt wurde. Es sollen daher hier nicht, wie es bei N I, 6, 58, 60; N II, 146 geschehen ist, Worte des hl. Epiphanius aus dem Zusammenhang gerissen und darauf Hypothesen aufgebaut werden; wir wollen vielmehr die ganze Stelle in ihrem Zusammenhang und ihrer Tendenz, unter Zugrundelegung des griechischen Textes, zitieren, damit ein objektives Urteil ermöglicht werde. Wir haben uns bemüht, in den Zusammenhang des schwierigen Abschnittes einzudringen und hoffen den Gedankengang der mitunter fragmentarisch klingenden Sätze zugleich mit den sich ergebenden Konsequenzen in befriedigender Weise klargelegt zu haben.

Der hl. Epiphanius war ein großer Lobredner der Jungfräulichkeit und Größe Mariens; man darf ihn in dieser Beziehung gewiß dem hl. Ambrosius an die Seite stellen. „Eva", sagt er, „ist für die Menschen der Grund des Todes geworden; denn durch sie kam der Tod in die Welt; Maria der Grund des Lebens, denn durch sie wurde uns das Leben geboren. . . . Und da Eva noch Jungfrau war dort beim Sündenfall, so kam wiederum durch die Jungfrau der Gehorsam der Gnade". [1])

„Wer hat jemals, oder in welchem Zeitalter hat einer gewagt, den Namen der hl. Maria zu nennen, ohne, wenn man ihn fragte, sogleich das Wort Jungfrau beizusetzen? Denn aus dem Beinamen selbst erhellen auch die Merkmale der Tugend" . . . . „denn unbe-

[1]) Haer. 78, 18.

fleckt blieb die Heilige“.... „Wie kann man sich an die unbefleckte Jungfrau wagen, die gewürdigt ward, Wohnung des Sohnes zu sein, die gerade dazu aus den Myriaden Israels auserlesen ward, um Gefäß und Wohnung für die göttliche Geburt allein zu sein?“ [1])

Wir begreifen da gar sehr, wie der Zorn des hl. Epiphanius gegen die damals in Arabien auftretenden Antidikomarianiten aufflammen mußte, welche „gleichsam aus besonderem Hasse gegen die Jungfrau um ihren Ruhm zu verdunkeln, oder aus Neid oder aus Irrtum, um die Gemüter der Sterblichen zu beflecken, soweit in ihrer Vermessenheit gegangen sind, daß sie behaupteten, die hl. Jungfrau habe nach der Geburt Christi mit ihrem Gemahl Joseph ehelichen Umgang gehabt“. Er weist nach, daß es ein grobes Mißverständnis und eine Unkenntnis der jüdischen Sitten ist, die „Brüder“ Jesu für leibliche Brüder zu halten.

„Hätte Maria Kinder gehabt oder hätte ihr Gemahl, der kurz nach der Reise mit dem zwölfjährigen Jesus nach Jerusalem starb, noch gelebt, warum hätte Jesus sie dem Johannes, den Johannes ihr empfohlen! Warum übergibt er sie nicht vielmehr dem Petrus oder Andreas, Matthäus, Bartholomäus? Offenbar dem Johannes wegen seiner Jungfräulichkeit“.... „Das Evangelium sagt: Und von jenem Tage an nahm er sie zu sich. Wenn sie aber einen Mann, wenn sie ein Haus, wenn sie Kinder hatte, hätte sie sich vielmehr in ihr Eigen begeben, als zu dem Fremden“. [2])

Die Antidikomarianiten gingen noch weiter und vermaßen sich sogar, das Verhältnis Mariens zum hl. Johannes in unerhörter Weise zu verdächtigen und daraus eine Berechtigung für sich herzuleiten, Frauen in ihr Haus aufzunehmen und in unrechtmäßiger Weise mit ihnen zusammenzuleben. Für Epiphanius wie für jeden Katholiken hätte dieses Zusammenleben Mariens „der Fürstin der Jungfräulichkeit“, wie Epiphanius sie einmal nennt, mit dem jungfräulichen hl. Johannes ja nichts Bedenkliches gehabt.

Wir stehen hiermit direkt vor der fraglichen Abhandlung des hl. Epiphanius, zu deren Übersetzung wir ausführlich den griechischen Text bei Migne P. Gr. 42, cap XI. S. 716 zu Grunde legen. Das erste Argument, welches natürlich die Antidikomarianiten nicht wollen gelten lassen, ist der Hinweis auf die beider-

[1]) Haeres. 78, 6. — [2]) Haeres. 78, 10.

seitige Jungfräulichkeit. Aber Epiphanius hat noch ein zweites Argument, nämlich: Maria und Johannes blieben nicht beisammen wohnen. Es ist jetzt die Tendenz des hl. Epiphanius, den Antidikomarianiten die geschichtliche Gewißheit eines Zusammenwohnens von Maria und Johannes möglichst zu nehmen, Maria und Johannes voneinander zu trennen: „Und als dies — die Übergabe Mariens an Johannes — geschehen war und er sie zu sich genommen hatte, blieb sie doch nicht immer bei ihm." Also entweder verließ Johannes allein die Wohnung auf Sion und begab sich zu Lebzeiten Mariens nach Asien, oder Johannes und Maria gingen beide getrennt von Jerusalem fort. Wäre aber Maria in Jerusalem zurückgeblieben, so hätte jetzt der hl. Epiphanius eine leichte Beweisführung gegen die Antidikomarianiten gehabt; er hätte einfach auf die Jerusalemer Tradition hinweisen und sagen können: „Johannes ging nach Asien und Maria blieb und starb in Jerusalem." Aber auch Maria ging fort von Sion und damit von Jerusalem. Die Verzichtleistung des hl. Epiphanius auf diese einfache, wuchtige Argumentation ist schon allein ein klarer Beweis, daß es gar keine Tradition gab für einen weiteren Aufenthalt Mariens in Jerusalem. Epiphanius hat nur Sorge, daß auf die allerseligste Jungfrau nicht einmal ein Anschein von Verdacht falle, und er den Antidikomarianiten alle Handhabe zu ihren Verleumdungen wegnehme. Wenn einer, so hätte er freudig die Jerusalemer Legende angenommen und die Ansprüche von Ephesus bestritten; dies hätte sofort alle Schwierigkeiten beseitigt.

Mit diesem Bestreben, Maria und Johannes äußerlich auseinanderzuhalten, tritt jetzt Epiphanius in Widerspruch mit einer damals verbreiteten Meinung, nämlich, daß Maria mit Johannes nach Asien gegangen sei und dort wunderbar ihr Leben beschlossen habe. Auf Grund dieser Meinung, die wahrscheinlich damals auch schon schriftlich fixiert war — also die älteste Nachricht über das Hinscheiden der hl. Jungfrau — erwartet jetzt Epiphanius, daß man hier und da zu ihm sage: er täusche sich mit seinen Aufstellungen. Epiphanius ist sofort auf diese Einwendung gefaßt; er erkennt ganz klar eine solche kleinasiatische Tradition an und weiß nichts anderes darauf zu erwidern, als daß die hl. Schrift über das Lebensende Mariens nichts berichte. Darum

fährt er fort: „Aber wenn auch manche (τινές) glauben, hier (mit dieser Trennung Mariens von Johannes) sei (von mir) ein Irrtum ausgesprochen, so mögen sie den Spuren der hl. Schrift nachgehen, und sie werden da wohl nichts über den Tod Mariens finden, weder ob sie gestorben ist noch ob sie nicht gestorben ist, weder ob sie begraben wurde noch ob sie nicht begraben wurde."

Epiphanius, welcher sonst gerne allerlei Geschichten und Überlieferungen annimmt, wird hier auf einmal, zu Gunsten seiner Meinung von einer steten Trennung Mariens und des hl. Johannes überkritisch und will deshalb jene Berichte aus Asien über das wunderbare Lebensende Mariens beim hl. Johannes nicht gelten lassen; er bekämpft sie zwar nicht direkt, sondern ruft, um seine Meinung möglichst zu retten, hier einzig die Autorität der hl. Schrift an, aus welcher man ihm allerdings nichts gegen seine Ansicht einwenden konnte. Ist es gestattet, seine folgenden Worte rhetorisch auszudrücken, so ruft er jetzt aus: „Ihr Häretiker wollet die Jungfräulichkeit Mariens verdächtigen? So beweiset denn doch einmal aus der hl. Schrift, daß sie nach Asien ging?" „Gewiß", so fährt nämlich der hl. Epiphanius fort, begab sich ja Johannes nach Asien; aber nirgendwo sagt die hl. Schrift, daß er die hl. Jungfrau mit sich nahm."

Hier spricht Epiphanius klar aus, daß Johannes sich zu Lebzeiten Mariens nach Asien begab, ein Gedanke, der, wie wir in der Folge sehen werden, von ganz besonderer Bedeutung ist. Diese Verlegenheit des hl. Epiphanius, daß er sich nur mit der hl. Schrift in einer geschichtlichen Frage zu helfen sucht, ist sehr bemerkenswert. Wäre in Jerusalem nur eine Spur von einer Tradition gewesen, wie hätte er sie alsbald ins hellste Licht gestellt und sie der kleinasiatischen Tradition entgegengehalten! Daraus ergibt sich klar das Resultat, daß es zu Zeiten des hl. Epiphanius nur eine Tradition für Kleinasien, nicht aber eine für Jerusalem gab, da von letzterer keine Silbe erwähnt wird.

Epiphanius, der eine so zarte Liebe zur hl. Gottesmutter hegt, ist nun in Sorge, er möchte durch sein so kühles Verhalten gegen die Tradition, welche von einem wunderbaren Tode Mariens in Kleinasien berichtete, den Glanz des Lebensendes Mariens verdunkeln. Deshalb verwandelt er das Schweigen der hl. Schrift in ein Argument für einen glorreichen Tod, wobei er aus seiner

aphoristisch gehaltenen Bemerkung deutlich durchblicken läßt, daß ihm die kleinasiatischen Berichte gut bekannt sind, ihm sogar gefallen. Er sagt kein einziges hartes Wort gegen die Tradition, während Epiphanius sonst gewöhnlich in seinen Werken mit Keulenschlägen gegen seine Gegner vorgeht. Mit geheimnisvollen Worten hüllt er sich über die wunderbaren Berichte in ein nachdenkliches Stillschweigen. Deshalb schreibt der hl. Epiphanius weiter also:

„Die hl. Schrift schweigt einfach (über das Lebensende Mariens) und zwar wegen des über das Maß gehenden Wunderbaren (was sich dabei ereignete), damit sie den Geist der Menschen nicht ins Staunen versetze. Ich freilich wage es nicht zu sagen, sondern nachdenkend beobachte ich Stillschweigen." Epiphanius tritt hier mit sich selbst in Widerspruch! Woher anders als nur aus der kleinasiatischen Tradition weiß er denn, daß sich bei dem Tode „über das Maß gehendes Wunderbares" ereignete?

Wie wenig Sicheres man damals trotz der aus Kleinasien kommenden Gerüchte über das Lebensende Mariens wußte, spricht Epiphanius im folgenden Satze aus, woraus sich ergibt, daß zur damaligen Zeit noch keine Apokryphen verfaßt waren, die an Jerusalem und zwar unter den auffälligsten „Ereignissen" den Tod und das Begräbnis Mariens knüpften, daß also überhaupt in Jerusalem keine Spur von Tradition bestand. Dieser Satz des hl. Epiphanius ist demnach von großer Wichtigkeit für die chronologische Datierung der im fünften Jahrhundert nachweisbaren apokryphen Schrift „über den Heimgang Mariä".

„Kaum werden wir wohl noch Spuren finden über jene heilige und glückselige (Jungfrau), **sodaß es auch nicht möglich ist, etwas über ihren Tod zu finden".**[1] Einerseits sagt nämlich Simeon von ihr: ‚Deine Seele wird ein Schwert durchdringen, daß die Gedanken vieler Herzen offenbar werden'[2] anderseits sagt Johannes von ihr in der Apokalypse: ‚als der Drache das Weib

[1] *Τάχα που* ist dem folgenden *οὔτε* — ferner dem Inhalte des Nachsatzes und überhaupt der ganzen Tendenz des hl. Epiphanius entsprechend nicht mit „vielleicht" zu übersetzen, wie es N I, 60 geschieht, sondern mit „kaum", „schwerlich", wie es auch in der lateinischen Übersetzung geschehen ist. Vergl. hierzu Fr. Passow, Handwörterbuch unter *τάχα* und *οὔτε*. — [2] Luk. 2, 35.

verfolgte, welches den Knaben geboren hatte, da wurden dem Weibe die zwei Flügel des großen Adlers gegeben, und sie wurde in die Wüste versetzt, damit der Drache sie nicht ergriffe.[1]) Vielleicht ist auch dieses an ihr geschehen. Aber ich will dies nicht bestimmt erklären und sage auch nicht, daß sie unsterblich geblieben, wie ich auch nicht als gewiß ausspreche, daß sie gestorben ist.'"

Kann die Jerusalemer Legende entschiedener verurteilt werden, als dies mit den Worten des hl. Epiphanius geschieht? Und wie merkwürdig ist die Meinung des hl. Kirchenvaters, daß es möglich sei, daß die hl. Jungfrau in eine einsame Gegend versetzt wurde! Hiervon wird im dritten Teile des Buches noch einmal die Rede sein.

Er kommt alsdann wieder auf seine Tendenz zurück, gegen die Antidikomarianiten zu zeigen, daß über das Lebensende Mariens nichts feststehe, wenn man die hl. Schrift befrage — also besonders nichts über ein Zusammenwohnen Mariens und des hl. Johannes : dies sei eben deshalb in der hl. Schrift nicht erwähnt, um auf Maria auch nicht einen Schatten von unordentlicher Sinnlichkeit fallen zu lassen.

„Deswegen ist die hl. Schrift den menschlichen Gedanken zuvorgekommen und ließ dies (die letzten Lebensumstände Mariens) im Unklaren, eben wegen ihres so heiligen und ausgezeichneten Leibes, damit keiner auf den Gedanken komme, an ihr seien fleischliche Werke geschehen: **Ob sie nun gestorben und begraben worden ist, wir wissen es nicht,**[2]) (auf jeden Fall): ihre Jungfräulichkeit ist ohne jeden Schaden geblieben. Das sei ferne (so etwas zu denken)!"

Nachdem der hl. Kirchenvater die Ansicht der Antidikomarianiten bekämpft hat, welche die Ehre Mariens so verleumderisch angegriffen hatten, wendet er sich der Betrachtung einer neuen Sekte zu, die geradezu das Gegenteil der ersteren bildete. Aus Thracien war, wie Epiphanius im XXIII. Kapitel[3]) auseinandersetzt, eine Irrlehre nach Arabien gekommen, welcher eine Anzahl Weiber huldigten. Dieselben opferten bei ihren Zusammen-

---

[1]) Apoc. 12, 13 f. — [2]) *Κἄν τε οὖν τέθνηκεν, οὐκ ἔγνωμεν, καὶ εἰ τέθαπται.* A. a. O. S. 716. — [3]) Ibid. S. 735 ff.

künften Maria in abgöttischer Weise einen Brotkuchen (κολλυρίδα), weshalb sie bei Epiphanius Kollyridirianerinnen genannt werden. Der hl. Epiphanius ist über diese alles Maß überschreitende Marienverehrung aufgebracht. Er liebt auch die hl. Jungfrau von Herzen, ist überzeugt, daß ihr Leben und Sterben voll Hoheit, Würde und Heiligkeit war, ihr aber göttliche Ehren zu erweisen, sei häretisch.

Um seine eigene Ehrfurcht vor der hl. Jungfrau zu bekunden und dem Übermaß der Ehren, welche die neue Sekte ihr erwies, entgegenzutreten, zugleich um noch einmal in einem Schlußwort auf die erstgenannten Gegner Mariens zurückzukommen, schreibt Epiphanius in Kap. XXIV[1]): „Viele derartige Irrtümer (daß man hervorragenden heiligen Personen Opfer darbrachte) sind in die Welt gekommen, ohne daß die Heiligen irgendwelchen Anlaß dazu geboten hätten: es kam dies dadurch, weil der menschliche Geist sich nicht beruhigen kann, sondern immer zum Bösen geneigt ist. Fürwahr, wenn die heilige Jungfrau gestorben ist und begraben wurde, so war in Ehren ihr Entschlafen und in Reinheit ihr Ende: es gebührt ihr die Ehrenkrone der Jungfräulichkeit. Ist sie aber gemartert worden nach den Worten der hl. Schrift: ‚Und deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen', so ist dann unter den Martyrern ihr Los und unter den Seligen ihr heiliger Leib, durch die der Welt das Licht aufgegangen ist. Oder sie weilt noch hienieden; denn Gott ist nicht unmöglich, alles zu tun was er will: **denn ihr Ende kennt niemand.**"[2])

Man vergleiche mit dieser eingehenden Darlegung der Stellung des hl. Epiphanius das, was Dr. Nirschl in seiner zweiten Schrift über unsere Frage aus Epiphanius mitteilt. Er spricht zunächst von dem auffälligen Stillschweigen der ältesten Jahrhunderte: „Dasselbe Schweigen beobachtet auch der hl. Epiphanius, der gelehrte Bischof von Salamis auf Cypern, obwohl er in seiner Schrift „über die Häresien" auf Marias Verscheiden speziell zu sprechen kommt, indem er versichert, er vermeide es absichtlich (!), darüber sich zu äußern, wo und ob überhaupt Maria gestorben sei, weil darüber in der hl. Schrift nichts stehe. Seine Worte sind: „Ich wage es nicht, mich darüber zu äußern: ich habe

[1]) A. a. O. S. 738 f. — [2]) *Τὸ τέλος γὰρ αὐτῆς οὐδεὶς ἔγνω.*

darüber zwar meine Gedanken, aber ich lege mir Stillschweigen auf." Der Heilige spielt hier offenbar (!) auf die Tradition (!) in Jerusalem über das Leben und Verscheiden Marias auf Sion an; denn diese Tradition konnte ihm nicht unbekannt sein [1]), weil er vor seiner Berufung auf den Metropolitansitz von Salamis viele Jahre in der hl. Stadt und in Palästina gelebt und mit dem Bischof Cyrillus, seinem Zeitgenossen, verkehrt hat. Er wagte es aber nicht, über das, was über Maria in der hl. Schrift geschrieben steht, hinauszugehen, da (!) er die kirchliche Lehre gerade in bezug auf die Mutter des Herrn gegen entgegengesetzte Irrlehren zu verteidigen hatte, indem einige, wie die Kollydirianerinnen in Arabien, ihr eine abgöttische Verehrung erwiesen, andere ihr dagegen die immerwährende Jungfräulichkeit absprachen. Weil nun die hl. Schrift über Marias Tod und Grab nichts berichtet, so schweigt auch er darüber" [2]).

Das ist alles, was den Lesern der betreffenden Schrift über Epiphanius mitgeteilt wurde. Die Hauptsache ist verschwiegen worden, und der Sinn eines einzigen zitierten Satzes ganz falsch aufgefaßt worden.

Derselbe Schriftsteller geht sogar soweit zu behaupten, daß man „das verschüttete Mariengrab" in der Zeit von 386—395 aufgefunden habe.[3]) Ja er nennt sogar das Datum der Auffindung, nämlich: „um 396!" [4]) Indessen weiß die ganze, auch die Jerusalemer Geschichte, nichts von einer „Verschüttung" eines Mariengrabes; es ist dies eine frei erfundene Hypothese Nirschls. Dann aber hat absolut kein einziger Schriftsteller der alten oder der neuen Zeit außer Nirschl etwas über die Zeit der Auffindung eines „verschütteten Mariengrabes" berichtet. Dies wäre also keine „Auffindung", sondern die „Erfindung" eines „verschütteten Grabes".

Auf die Bemerkung Nirschls: „Zum ersten Male finden wir das Mariengrab in Gethsemane erwähnt in den armenischen Akten der hl. Rispime, in welchen es heißt, daß diese mit ihrer Äbtissin das Grab der hl. Jungfrau im Cedrontale bald nach dem Be-

[1]) Aber diese „Tradition" war Epiphanius gänzlich unbekannt, da doch niemand mehr Veranlassung hatte, sie den Irrlehren gegenüber zu betonen, als gerade er. Und dann die Worte des hl. Kirchenvaters oben: „Wir wissen es nicht"; „denn ihr Ende kennt niemand"; „es ist nicht möglich, etwas über ihren Tod zu finden". Konnte denn Epiphanius sich klarer ausdrücken? — [2]) N II, 146 f. — [3]) N II, 147. — [4]) N II, 23.

ginne der diokletianischen Verfolgung der Christen besucht habe" [1]), brauchten wir eigentlich nicht einzugehen, da Nirschl selbst die Sache für unhistorisch hält. „Wir vermögen ihnen (den Akten) in dieser Meinung ... nicht beizustimmen." [2]) Es ist zugleich festgestellt worden, daß die ältesten armenischen Geschichtsschreiber, Agathangelus und Moses von Khorene, welche im 4. und 5. Jahrhundert lebten und beide das Leben und das Martyrium der Jungfrauen erzählten, nichts von einem Besuche derselben in Jerusalem berichten.[3]) Jene Nachricht ist eine „legendenhafte Ausschmückung" [4]) aus späteren Jahrhunderten.

Bedenklicher aber ist es, wenn Nirschl den Pseudo-Dionysius im Jahre 363 (!) Jerusalem besuchen und vom dortigen Bischof (also doch von Cyrillus von J., von dem wir oben sahen, daß er keine „Traditionen" verzeichnet hat) und seiner Geistlichkeit Nachrichten aus der in Jerusalem fortlebenden (!) Tradition empfangen läßt. Diese Ansicht wird indessen von Nirschl zweimal dahin gemildert, daß er sie bloß als „sehr wahrscheinlich" bezeichnet.[5]) Aber: „Äußere und innere Marksteine grenzen die Abfassungszeit der Areopagitika (der Schriften des Pseudo-Dionysius) auf das Ende des 5. und den Anfang des 6. Jahrhunderts ein. Durch „die glänzenden Untersuchungen Stiglmayrs und Kochs" ist diese Entstehungszeit der pseudo-dionysischen Schriften „zur Gewißheit erhoben und der alte Streit zu Grabe getragen worden." [6]) Doch wird dies noch einmal in einer besonderen Abhandlung über Pseudo-Dionysius zur Sprache kommen. In der Sache liegt hier nichts anderes vor als ein apokrypher Bericht „über das Hinscheiden Mariä" in armenischer Sprache,[7]) verfaßt auf Grund des bei Johannes Damascenus erscheinenden Zitates aus einer frühestens im 9. Jahrhundert verfaßten Historia Euthymiaca.[8])

Wir nehmen hier Abschied von den Zeugnissen des vierten Jahrhunderts, indem wir die aus Epiphanius gewonnenen Resultate kurz zusammenstellen.

Zunächst betonen wir, daß die Zeitgenossen des hl. Epiphanius, besonders die Jerusalemer interessierten Kreise, gegen die Aufstellungen des hl. Kirchenvaters keinen Protest erhoben haben. Dies ist um so mehr zu betonen, als die Schrift des hl. Epipha-

---

[1]) N II, 150 f. — [2]) N II, 151. — [3]) T. p. 81. — [4]) N II, 151. — [5]) N II, 155. — [6]) B. P. 474 f. — [7]) Zeitschrift für kathol. Theologie 1898, 499. — [8]) Eingehend handelt darüber das fünfte Kapitel des ersten Teiles.

nius einen durchaus offiziellen, wissenschaftlichen Charakter trug und als antihäretisches Werk für die breite Öffentlichkeit bestimmt war. Schwieg man aber hierzu in Jerusalem, in einer so wichtigen Sache, so gab man damit allgemein seine Zustimmung zu den Worten des hl. Epiphanius zu erkennen.

Dann aber hat der hl. Epiphanius bis zum Schlusse seines Lebens († 403) in dieser Sache nichts widerrufen. Folgendes aber sind seine Grundgedanken und die damit aufs innigste zusammenhängenden Konsequenzen:

1. Maria ist zu Lebzeiten des hl. Johannes nicht bei Johannes auf Sion geblieben. Wohin sie ging, sagt Epiphanius nicht.

2. Johannes begab sich zu Lebzeiten Mariens nach Asien.

3. Es bestand damals eine Tradition, daß Maria dem hl. Johannes nach Asien folgte und dort wunderbar aus dem Leben schied.

4. Für Jerusalem bestand zur Zeit des hl. Epiphanius durchaus keine Tradition.

5. Da diese kleinasiatische Tradition den Antidikomarianiten ein Anlaß war, den Aufenthalt Mariens bei Johannes zu verdächtigen, will Epiphanius diesen Irrlehrern die geschichtliche Grundlage für den Aufenthalt in Kleinasien entziehen; er weiß sich aber nicht anders zu helfen, als daß er sagt: Die heilige Schrift schweige über diese Reise.

6. Hätte es in Jerusalem eine Tradition vom Aufenthalte und Tode Mariens daselbst gegeben, so wäre sie für Epiphanius die vorzüglichste Waffe gegen die bekämpften Irrlehrer gewesen; wenn einer, so hätte Epiphanius dieselbe zitiert.

7. Über das wunderbare Lebensende Mariens in Asien gab es zur Zeit des hl. Epiphanius nur sehr unbestimmte Nachrichten.

„Die hl. Schrift schweigt einfach und zwar wegen des über das Maß gehenden Wunderbaren", was sich beim Lebensende Mariens ereignete.

„Kaum werden wir wohl noch Spuren finden über jene heilige und glückselige (Jungfrau), sodaß es auch nicht möglich ist, etwas über ihren Tod zu finden.

Ob sie nun gestorben ist und begraben worden ist, wir wissen es nicht", „denn ihr Ende kennt niemand".

Wir finden in der Einleitung des arabischen Transitus Mariae, herausgegeben von Max. Enger [1]), ein Wort, welches geeignet ist,

[1]) Elberfeldiae, 1854.

in eine bald uns beschäftigende Frage, Licht zu bringen, einen Gedanken, der sich zugleich aus unseren obigen Ausführungen über Epiphanius wie von selbst ergab. In der praefatio p. V. sagt nämlich Enger: „Bei den Alten, die sich auf die Autorität des Evangeliums [1]) stützten, bestand die Überzeugung, daß Johannes, von dem eine beständige Überlieferung berichtet, er sei Bischof von Ephesus gewesen, Maria bei sich gehabt und Maria ihn niemals verlassen habe, dem Befehle des sterbenden Heilandes entsprechend". Er fragt sich dann weiter, wie es später gekommen sei, daß man den Tod der hl. Jungfrau nach Jerusalem verlegte. Als ersten Grund führt er an, daß es manchen passend schien, sich Maria an den Erinnerungsstätten der Lehren, Wunder und Leiden Christi weilend vorzustellen, also aus Pietät. „Aber dieser Grund ist nicht von der Bedeutung, daß man annehmen sollte, die Alten hätten deshalb allein die Autorität des Evangeliums verlassen (Ibid. V). Deshalb führt Enger als zweiten Grund an, diese Meinung für Jerusalem sei dadurch aufgekommen, weil gegen Ausgang des vierten Jahrhunderts Menschen auftraten, welche die Jungfräulichkeit Mariens nicht wollten gelten lassen und behaupteten, nach der Geburt des Heilandes hätte Maria mit Joseph ehelich gelebt, ja, welche sogar die Freundschaft, die zwischen Maria und Johannes bestand, so verkehrt auffaßten, daß sie darin für sich Grund zu einem zügellosen Leben zu finden glaubten".

Dürfen wir daher wohl die Vermutung aussprechen, daß man nach der Zeit des hl. Epiphanius, im fünften Jahrhundert, in Jerusalem die kleinasiatische Tradition infolge der kritischen Bemerkungen des hl. Kirchenvaters für eingeschüchtert hielt, jetzt dort kühn eine fraus pia beging, indem man die alten Berichte über das wunderbare Lebensende in Asien passend für Jerusalem ummodelte? Man besaß ja in dem letzten Bericht der hl. Schrift über die hl. Jungfrau, daß sie beim ersten Pfingstfeste auf Sion geweilt hatte, einen Stützpunkt. Da die neuredigierten, sagenhaften Wunderberichte über das Hinscheiden Mariens durchweg im Volke kursierten, so besaß man darin zugleich eine populäre, handgreifliche Widerlegung der damaligen Widersacher der Jungfräulichkeit Mariens. Indessen stellen wir dieses nur als – gewiß sehr begründete – Hypothese hin, da wir bis jetzt keine

[1]) Joh. 19, 27.

Manuskripte kennen, welche den Transitusbericht enthalten, wie er zur Zeit des hl. Epiphanius gestaltet war — es sei denn, daß der älteste von W. Wright herausgegebene, aus einem Manuskript des fünften Jahrhunderts ausgeschriebene, syrische Text,[1]) der ohne Ortsangabe ist, dem alten Bericht aus der Zeit des hl. Epiphanius nahe kommt oder entspricht.

Fassen wir daher unsere Erwägungen über Epiphanius in einer kurzen These zusammen, so können wir füglich sagen: **„Man hat einst in Palästina, um die Jungfräulichkeit Mariens vor jeder häretischen Verdächtigung zu retten, die zwar einigermaßen dunkle, aber uralte Tradition vom Wohnen und wunderbaren Hinscheiden der hl. Jungfrau bei Johannes in Kleinasien zunächst in den Augen des schlichten Volkes in Vergessenheit kommen lassen, und Irrtum und Fälschung zugleich haben nach den Zeiten des hl. Epiphanius allmählich die Jerusalemer Legende geschaffen.**

In wissenschaftlichen Kreisen scheint aber die autoritative Stellungnahme des hl. Epiphanius so verhängnisvoll eingewirkt zu haben, daß über 200 Jahre — bis nach 630 — im Orient die Frage nach dem Hinscheiden und Grabe Mariens nicht mehr aufgeworfen wird.

Wie schmerzlich ist es daher, sagen zu müssen: Mißverstandene, höchst unnötige Sorge für die unbefleckte Jungfräulichkeit Mariens haben einst die hl. Jungfrau vom jungfräulichen Lieblingsjünger des Herrn, an den der Heiland sie doch gewiesen hatte, loszureißen gesucht!

5. Wir haben die Worte des hl. Epiphanius in ihrer ganzen Ausführlichkeit nach dem griechischen Texte erwogen und ihre Tragweite zu ermessen gesucht. Diese Worte sind einfach entscheidend, ein unverrückbarer Markstein in der Geschichte unserer Frage. Wir hoffen, daß sie im Gewoge der Meinungen ein felsenfester Ankergrund sein werden, woran Klarheit und Wahrheit festgeankert bleiben. Nach diesen Erwägungen über den hl. Epiphanius könnten wir eigentlich das Kapitel über das Schweigen der ersten Jahrhunderte bezüglich Jerusalems beschließen; die wei-

[1]) W. Wright, Contributions of the Apocryphal Literature, London 1865. Siehe daselbst p. 10: V. The obsequies of the holy Virgin. Der englische Text S. 42—51.

teren Zeugnisse bis nach Beginn des sechsten Jahrhunderts sind nur eine Bestätigung der Worte des gelehrten Kirchenvaters; erst gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts beginnen die Apokryphen ihre Schatten und zwar in einen Pilgerbericht zu werfen.

Auch das fünfte Jahrhundert verharrt noch vollständig in dem bisher geübten Stillschweigen.

a. Im Jahre 371 begab sich Rufinus von Aquileja in Begleitung der frommen, edlen Witwe Melania der Älteren nach Ägypten, um dort berühmte Klöster zu besuchen und gelehrte Studien zu betreiben. Um 377 folgte er Melania nach Jerusalem und wohnte über 20 Jahre in einer Einsiedlerzelle auf dem Ölberge, also in nächster Nähe des angeblichen Mariengrabes, den Pilgern und den Studien sich widmend. Im nahe gelegenen Bethlehem wohnte der hl. Hieronymus, mit welchem Rufinus viele Jahre in engster Freundschaft lebte. Vom Bischof Johannes von Jerusalem wurde er gegen 390 zum Priester geweiht. Nach Italien zurückgekehrt, übersetzte Rufinus die Kirchengeschichte des Eusebius in der Weise in die lateinische Sprache, daß er seine eigenen Studien und Ansichten hineinverwob (M. P. L. 21). Er behandelt aus eigener Kenntnis die Geschichte der letzten Jahrzehnte des vierten Jahrhunderts; nirgendwo indessen findet sich weder in seiner Geschichte noch in den Berichten über Melania die Ältere eine Nachricht über die fraglichen Marienerinnerungen in Jerusalem. Melania starb 410 in Jerusalem, Rufinus im gleichen Jahre in Messana auf Sizilien.

b. 417 kommt die Enkelin der genannten Melania, nämlich Melania die Jüngere oder die Heilige, nach Jerusalem, um dort ein ascetisches Leben an den hl. Stätten zu führen. 439 starb sie in einem daselbst von ihr gestifteten Kloster. Das gewohnte Schweigen setzt sich auch hier fort (T. M. X. 591 ff., 821 ff.).

c. Der spanische Priester und Kirchenschriftsteller Paulus Orosius, der Freund des hl. Augustinus und des hl. Hieronymus, besucht im zweiten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts Palästina und weilt eine Zeitlang in Jerusalem. Die Weltgeschichte des Paulus Orosius reicht bis zum Jahre 417 n. Chr. (M. P. L. 31, 663—1174). „Für die Geschichte der letzten Jahrzehnte (etwa vom Jahre 378 an) hat das Werk selbständigen Wert.“ [1]) 415

[1]) B. P. 450.

war Orosius in Jerusalem Zeuge der Auffindung der Reliquien des hl. Stephanus, eines Ereignisses, welches damals die ganze christliche Welt bewegte. Ungleich mehr würde aber die Auffindung eines Mariengrabes die Gemüter in Spannung versetzt haben, von der aber nirgendwo etwas berichtet wird.

d. Im Jahre 385 begab sich der hl. Hieronymus nach dem Tode seines großes Gönners, des Papstes Damasus, nach dem Orient. Bald darauf folgte ihm die von der Kirche als Heilige verehrte vornehme Römerin Paula mit ihrer Tochter Eustochium, welche in Bethlehem sich niederließen und dort aus eigenen Mitteln vier Klöster gründeten. Der hl. Hieronymus verbrachte hier in der Nähe Jerusalems volle 34 Jahre in stetem Studium der biblischen Traditionen. Doch wo fände sich etwas über ein Mariengrab? Weder die von ihm bearbeitete Chronik des Eusebius von Cäsarea (M. P. L. 27), noch das Buch über die biblischen Ortsnamen (M. P. L. 23), noch sein Nekrolog auf die hl. Paula[1]) enthalten etwas, obwohl er in letzterem der hl. Orte gedenkt, welche die hl. Paula aus Verehrung besucht hat. Er nennt eine Anzahl Grabmäler hervorragender Personen; auf Sion spricht er (Sp. 884) von der blutigen Geißelsäule des Herrn in dem uralten Gotteshaus[2]) das ist alles. Bedenken wir dabei, welch große Verehrung der hl. Hieronymus für die hl. Jungfrau besaß! Wie Epiphanius im Orient, so hatte der hl. Hieronymus die Aufgabe, die Leugner der Jungfräulichkeit Mariens im Westen, einen Helvidius und Jovinian, zu bekämpfen. Der hl. Kirchenvater tat dies aber nicht wie der hl. Epiphanius mit dem mechanischen Argument einer dauernden örtlichen Trennung von Johannes. „Es bedarf keines Fingerzeiges darauf, um wieviel gründlicher und überzeugender die Widerlegung der Neuerung unter den Händen des Hieronymus ausgefallen ist, als unter den Händen des Epiphanius. Geniale Intuition, schneidende Verstandesschärfe und tiefeindringendes Bibelstudium befähigten den erleuchteten Kirchenlehrer hier zu einer Apologetik, über welche alle spätere theologische Wissenschaft eigentlich nicht hinausgekommen ist.“ [3])

---

[1]) Epist. ad Eustochium M. P. L. 23; epist. 108, 878—906. — [2]) Bezüglich Sions erwähnt der hl. Hieronymus zweimal auch die dort geschehene Herabkunft des hl. Geistes M. P. L. 23, 546 und 884; ep. 53 und 108. — [3]) v. Lehner, Marienverehrung 111.

Von Bethlehem aus senden die beiden hochgebildeten Damen Paula und Eustochium an ihre Freundin Macella in Rom eine sehr liebevolle Einladung, zu einer Pilgerfahrt nach Palästina herüberzukommen. Sie nennen all die hl. Orte, wohin das Herz des Christen sich gezogen fühlt; auch erwähnen sie eine Anzahl minder bedeutender Erinnerungsstätten, besonders der Propheten. Sie sprechen zwar vom „diversorium Mariae" in Bethlehem, von der eiligen Reise Mariens ins Gebirge, aber sie schweigen vom „Grabe" der hl. Jungfrau, welches dem Herzen der beiden Frauen so teuer hätte sein müssen.[1])

e. Das Konzil zu Ephesus im Jahre 431 ist das eigentliche Muttergotteskonzil. Das Ephesinum verteidigte die Würde der hl. Jungfrau gegen die seit 428 erfolgten Angriffe des Patriarchen Nestorius von Konstantinopel, welcher an dem Namen „Gottesgebärerin" Anstoß nahm und dafür „Christusgebärerin" gesetzt wissen wollte. Auf diesem Konzil war auch der damalige Bischof von Jerusalem anwesend, welcher daselbst „seine unverschämten Bestrebungen", Patriarch von Jerusalem zu werden, durch „gefälschte Schriften zu stützen suchte".[2]) Juvenal hätte aber wohl einfacher und ehrlicher „seine ehrgeizigen Pläne" (Ibid.) verwirklichen können, wenn er den Konzilsvätern die „Entdeckung" eines Mariengrabes geschildert, dann als sehr gewichtiges Argument für die Konzilsverhandlungen die „uralte Jerusalemer Tradition" mitgeteilt, besonders die zahllosen Wunder erzählt hätte, die nach den Apokryphen sich angeblich beim Tode Mariens in Jerusalem ereigneten. Die Begeisterung für die hl. Jungfrau auf dem Ephesinum hätte es doch sehr nahe gelegt, einen Ort, der die hervorragendsten Erinnerungsstätten an die hl. Gottesmutter besaß, zum dauernden Andenken mit kirchlichen Würden zu krönen. Es verlautet aber von dieser angeblichen Tradition auf der Kirchenversammlung kein Wort; vielmehr schreiben die Konzilsväter in dem an Klerus und Volk von Konstantinopel adressierten Absetzungsdekrete des Nestorius die merkwürdigen Worte: der Häretiker Nestorius ist von uns abgesetzt worden in der Stadt der Epheser, *ἔνθα ὁ θεόλογος καὶ ἡ θεοτόκος παρθένος ἡ ἁγία*

[1]) Paula et Eustoch. ad Macellam de sanctis locis M. P. L. 22, Sp. 485—492 (ep. 46). — [2]) Wörtlich im Briefe des Papstes Leo d. Gr. Epist. 62 ad Maximum episc. Antioch. Siehe Hefele, Konziliengeschichte I, 390 u. f.

Μαρία[1]): da wo der Theologe (Johannes) und die Gottesmutter, die hl. Jungfrau Maria (waren? lebten?).

Doch können wir Juvenal noch nicht verlassen, da er als der Haupt- und Kronzeuge der Jerusalemerlegende zitiert wird. Es erfordert aber diese Angelegenheit mit Juvenal eine eingehendere Bearbeitung in einem besonderen Kapitel, welches die volle Ungeschichtlichkeit des vermeintlichen Zeugnisses dartun wird; wir begnügen uns, hier einige Hauptargumente vorweg zu nehmen. Es wird behauptet, Juvenal habe einmal privatim bei Gelegenheit des Konzils von Chalcedon dem Kaiser Marcian erzählt, er habe „aus einer alten und sehr wahren Tradition" von einem wunderbaren Ende Mariens in Jerusalem vernommen und habe später den Sarg und die Sterbekleider Mariens in die Blachernenkirche in Konstantinopel geschickt!! Aber: 1) Es gab nach Epiphanius in Jerusalem keine Tradition. 2) Kein einziger zeitgenössischer Schriftsteller hat über solche merkwürdigen Vorgänge etwas berichtet. 3) Die Nachricht darüber stammt erst aus dem achten Jahrhundert und findet sich als ein Zitat aus einer Historia Euthymiaca beim hl. Johannes Damascenus.[2]) M. G. Scheeben erklärt in seiner Dogmatik, daß „der Bericht fast augenfällig als ein späteres Einschiebsel" erscheine.[3]) 4) Diese Historia Euthymiaca ist eine gänzlich unbekannte Schrift, die sonst nirgendwo genannt wird als nur in obigem Zitat. 5) Der Bericht, besonders bezüglich des Sarges (!) und der Sterbekleider, ist voll Widersprüche und Anachronismen. Doch darüber später im fünften Kapitel!

f. In der Mitte des fünften Jahrhunderts treten fast gleichzeitig drei Kirchenhistoriker auf, nämlich Theodoret von Cyrus, Sokrates und Sozomenus, beide Sachwalter aus Konstantinopel. Der erste schreibt die Kirchengeschichte bis 428, der zweite bis 439, der dritte bis 425. Es ist auch hier wiederum absolutes Stillschweigen zu konstatieren (M. P. G. 82 und 67).

g. Um 440 kommt der hl. Eucherius, Bischof von Lyon, als Pilger in die Kirche auf Sion, worin er aber eine Verehrungsstätte Mariens nicht erwähnt. Von einem Grabe oder einer Grabkirche Mariens schweigt auch dieser Pilger. Sein Bericht ist ent-

[1]) Mansi coll. conc. Tom. IV, pag. 1241. — [2]) M. P. G. 96, 748—752. — [3]) Scheeben, Dogmatik III, S. 572.

halten in einem Briefe an den Presbyter Faustus „de situ Judaeae urbisque Hierosolymitanae.[1])

h. Am 4. September 454 richtet Papst Leo der Große an den Patriarchen Juvenal in Jerusalem einen ernsten, tadelnden Brief, worin er ihm vorhält, daß seine Verfehlungen Ursache an all seinem Unglück seien, auch Schuld daran, daß er so wenig Autorität den Häretikern gegenüber besitze. Er sei um so weniger zu entschuldigen, daß er auf der Räubersynode den Patriarchen Flavian verdammt habe, weil er doch stets vor Augen habe die Krippe, wo der Heiland geboren ward, den Kalvarienberg, wo er für uns starb, das Grab, wo er beigesetzt wurde.[2]) Mußte aber nicht der Papst hier ganz besonders von einer Erinnerungsstätte Mariens in Jerusalem sprechen, wenn es dort eine gab, da gerade jene Zeit ein so großes Interesse für die hl. Jungfrau besaß? Darum sagt Tillemont: „Hier lag die beste Veranlassung vor, auch von dem Grabe der hl. Jungfrau zu sprechen, welches damals berühmt sein mußte, wenn es vor kurzem entdeckt worden war und wenn Juvenal vor zwei bis drei Jahren davon dem Marcian Mitteilung gemacht hatte. Trotzdem denkt der Papst gar nicht daran, auch nur ein Wort von dem Grabe zu sagen. Je mehr Wunder man sich davon erzählt, um so seltsamer erscheint das Stillschweigen".[3])

i. Wir wollen unsere Zeugnisse über das Stillschweigen des fünften Jahrhunderts mit einem merkwürdigen Wort aus dem apokryphen Bericht über den Heimgang Mariens in der arabischen Rezension schließen. Wir fanden oben beim hl. Epiphanius Nachrichten über eine Tradition, welche erzählte, Maria habe ihre letzten Lebensjahre bei Johannes in Kleinasien zugebracht und sei eines wunderbaren Todes gestorben. Mit gutem Recht kann man vermuten, daß dieser Bericht, der natürlich mehr unter dem einfachen Volke kursierte, im fünften Jahrhundert — später wohl nicht — in Palästina auf Jerusalem zugeschnitten wurde. Die Worte des hl. Epiphanius haben wohl den meisten Anstoß dazu gegeben. Wir haben eine syrische Rezension, — bis jetzt überhaupt die älteste — welche im Britischen Museum in einer Handschrift aus dem Ende des fünften Jahrhunderts enthalten ist. Dieselbe hat aber gar keine Ortsangaben. Spätere Rezensionen

[1]) Itinera Hierosolymitana Vindobonae 1898, 123—134, ed. P. Geyer. — [2]) Cf. E. J. 27. — [3]) T. M. I, p. 492.

lassen die Gottesmutter in Bethlehem wohnen, dann in einer Wolke nach Jerusalem bringen und ebenso in einer Wolke alsbald mit Leib und Seele in den Himmel aufnehmen. Der arabische Text meldet also: „Es befanden sich auf dem Berge Sinai, auf dessen Höhe Gott dem Moses erschien, zwei Priester und ein Diakon ... Diese dienten dem Altare, und es waren 320 Altäre auf dem hl. Berge ihnen unterstellt. Da schrieben sie dem Cyriakus (?), dem Bischof von Jerusalem, und baten ihn, er möge ihnen die Geschichte der Herrin (Maria) zusenden und ihnen auseinandersetzen, wie sie aus der Welt schied, welche wunderbaren Dinge sich damals ereigneten. Der hl. Bischof las den Brief, rief dann die Diener der Kirche herbei, fragte sie und sprach: Suchet einmal unter den Büchern nach!" Sie hätten, so berichtet der arabische Transitus weiter, daraufhin einen Bericht vom hl. Jakobus, dem Bruder des Herrn gefunden, welcher enthielt: „Die ganze Geschichte der unbefleckten Herrin Maria, ihr Tod und ihre Wunder" seien beim hl. Johannes dem Evangelisten. „Auf den Brief vom Berge Sinai antworteten sie, sie hätten zwar die Geschichte selbst nicht, sondern nur ein Testament vom hl. Jakobus gefunden, worin stehe, daß der Bericht darüber sich zu Ephesus beim Apostel Johannes befinde. Sie baten sie, die Handschrift davon, sobald sie in ihre Hände gelangt sei, auch für den Gebrauch in Jerusalem abzuschreiben, damit sie die Geschichte auch in Jerusalem hätten, um die Juden zu widerlegen und damit jeder mit Freude erfüllt werde, der ihn vernehme".[1]) Also Jerusalem kennt hier seine eigene „Geschichte" nicht!

Dieselbe „Begebenheit" ist in der zweiten syrischen Redaktion erzählt, welche aus einem Manuskript des 13. Jahrhunderts von W. Wright herausgegeben wurde.[2])

Stellen wir das Resultat fest, so ergibt sich für das fünfte Jahrhundert: 1) Die Vermutung, daß damals der apokryphe Transitus im Interesse von Jerusalem örtlich fixiert wurde. Indessen könnte dies auch noch später geschehen sein, da Spuren von der Jerusalemer Legende erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts in Pilgerberichten sich zeigen, ein direktes Zeugnis aber für die Ortsangaben in der apokryphen Schrift erst aus dem siebten

[1]) Nach der lat. Übersetzung des arab. Transitus von Max Enger pp. 11, 13, 15. — [2]) Contributions of the Apocryphal Literature, W. Wright, London 1865, Preface 8, 9.

Jahrhundert vorliegt. 2) Eine fragwürdige, widerspruchsvolle Notiz aus dem achten Jahrhundert, welche in Juvenal einen Zeugen für die Jerusalemer Legende zu gewinnen sucht. Also Schlußresultat: Absolutes Schweigen der Jerusalemer „Tradition" in den ersten fünfhundert Jahren!

6. Wir beschließen den Nachweis, daß die Legende vom Wohnen Mariens in Jerusalem und ihrem Sterben daselbst nicht das Kriterium der Unmittelbarkeit besitzt, sondern eine später entstandene Sage ist, mit der Prüfung der Zeugnisse des sechsten Jahrhunderts, da die Legende im siebten Jahrhundert ganz allmählich in die Literatur eintritt.

a. An erster Stelle handelt es sich hier um die Schriften des Pseudo-Dionysius, d. h. eines Schriftstellers aus der Wende des fünften und dem Anfang des sechsten Jahrhunderts, welcher sich fälschlich für einen Zeitgenossen der Apostel, für den vom hl. Paulus gegen das Jahr 52, also etwa vier Jahre nach dem Tode Mariens (nach der gewöhnlichen Annahme) bekehrten Dionysius Areopagita ausgibt. „Erst zu Anfang des 6. Jahrhunderts lassen sich in der kirchlichen Literatur Spuren der Areopagitika aufzeigen." [1]) Die frühesten Spuren zeigen sich in dem zweiten Dezennium, zwischen 512—520. Aus einer Stelle bei Pseudo-Dionysius (De div. nom. 3, 2), wo der Verfasser berichtet, er sei mit dem hl. Jakobus dem „Gottesbruder" und mit dem hl. Petrus, der „hervorragendsten und ältesten Spitze der Theologen" gekommen „zur Schau des Leben erzeugenden und Gott aufnehmenden Leibes",[2]) hatte man mitunter geschlossen, es sei eine Gegenwart beim Hinscheiden der hl. Jungfrau hiermit angedeutet worden. So ist z. B. bei Andreas von Kreta († gegen 721) diese Stelle bei Pseudo-Dionysius das einzige Zeugnis, worauf die Annahme gestützt wird, Maria sei auf Sion gestorben.[3]) Indessen hat schon Nirschl die Berufung auf diese Stelle fallen lassen: Pseudo-Dionysius „schildert in der fraglichen Stelle einen großen Wallfahrtszug (!) . . . zum Grabe des Erlösers." [4]) Außerdem steht ja in der betreffenden Stelle nichts von Jerusalem, von Sion und Gethsemane, überhaupt nichts von einer örtlichen Angabe. Wenn man sich in früheren Zeiten auf Pseudo-Dionysius

[1]) B. P. 475. — [2]) M. P. G. 3, 681: *ἐπὶ τὴν θέαν τοῦ ζωαρχικοῦ καὶ θεοδόχου σώματος.* — [3]) M. P. G. 97, 1059. — [4]) N I, 78, ebenso N II, 155.

berufen hat, hat man stets diese Stelle zitiert; eine andere pseudo-dionysische Schrift, welche etwas über den Tod Mariens enthalten hätte, war im Altertum nicht bekannt. Prof. Dr. Vetter aus Tübingen veröffentlichte indessen 1887 eine deutsche Übersetzung eines in armenischer Sprache erhaltenen Briefes: „Dionysius, des Areopagiten, ersten Bischofs der Athenienser, Antwort auf die Frage des Titus, des Bischofs von Kreta, über das Entschlafen und die Aufnahme der hl. Jungfrau und Gottesgebärerin Maria".[1] „Für die Sprache des fraglichen Briefes, bei welchem „„die Imitation nicht zu verkennen ist"", war insbesondere in der angeführten Stelle de div. nom. 3, 2 ein schönes Vorbild gegeben".[2] Im ganzen Altertum findet sich aber kein Hinweis, daß Pseudo-Dionysius einen solchen Brief geschrieben habe, was um so mehr auffallen muß, da man im späteren Altertum und im Mittelalter mit so großer Begeisterung die Schriften des „hl. Dionysius des Areopagiten" las und um Zeugen der Jerusalemer „Tradition" so verlegen war. Würde der Brief wirklich von Pseudo-Dionysius herrühren, welche Autorität würde er haben, da ihm doch die Unwahrheit schon an die Stirn geschrieben ist? Und warum blieb der Bericht nicht wie die anderen pseudo-dionysischen Schriften im griechischen Urtext erhalten und mußte erst aus einer entlegenen, armenischen Version bekannt werden — und zwar erst im 19. Jahrhundert? Allerdings erklärt Nirschl selbst, er habe für seine Vermutung, daß dieser Brief von Pseudo-Dionysius herrühre, keinen anderen Anhaltspunkt „als die Schreibart",[3] „den ganz eigenartigen dionysischen Stil"![4] Das ist allerdings sehr wenig verlangt eine Bagatelle für Fälscher von Briefen und Briefaufschriften! Und zuletzt: Warum hätte man sich früher, um an Pseudo-Dionysius einen Zeugen für Jerusalem zu haben, immer auf die obige, schwierige Stelle von der Reise „zur Schau des Leben erzeugenden und Gott aufnehmenden Leibes" berufen, wenn man ein Schriftstück gehabt hätte, welches sich mit wünschenswertester Deutlichkeit für Jerusalem aussprach? Jene armenische Version ist nichts anders als eine spätere Stilübung eines Fälschers, welcher den apokryphen Transitusbericht dem Pseudo-Dionysius und damit dem hl. Dionysius dem Areopagiten unterschieben will. Darum kann der hl. Andreas von Kreta erklären,

[1] Tübinger theolog. Quartalschrift 1887, 133—138. — [2] Zeitschrift für kathol. Theologie 1898, 489, 490. — [3] N I, 79. — [4] N II, 154.

er habe nach Spuren über das Hinscheiden Mariens gesucht; er habe aber anders nichts gefunden als jene bekannte Stelle in dem Buche de divinis nominibus 3, 2, die er dann ausführlicher bespricht.[1]) Wir werden bald im dritten Kapitel auf Pseudo-Dionysius eingehend zurückkommen.

b. Die außerbiblische Tradition, daß Maria wunderbar aus dem Leben geschieden sei und zwar bei Johannes in Kleinasien, ist uns geschichtlich zuerst beim hl. Epiphanius im 4. Jahrhundert begegnet. Eine zweite Spur ihrer Existenz verrät sich in einer syrischen Handschrift des Britischen Museums, welche von dem Herausgeber W. Wright als „wahrscheinlich der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts" angehörig bezeichnet wird.[2]) Dieses Manuskript enthält aber keine Ortsangaben. Die dritte Nachricht über uralte, außerbiblische Berichte vom Hinscheiden der hl. Jungfrau erhalten wir vom hl. Gregor von Tours (538—593). Er ist überhaupt der erste Abendländer, der nach der schon zitierten kurzen Bemerkung des hl. Ambrosius ausführlicher über den Tod Mariens spricht – der erste geschichtliche Zeuge für die Himmelfahrt der hl. Jungfrau, wenn wir berücksichtigen, daß der hl. Epiphanius so ganz geheimnisvoll von einem „über das Maß gehenden Wunderbaren" beim Lebensende Mariens spricht. Die Worte des hl. Gregor von Tours lauten: „Die Apostel zerstreuten sich in die verschiedenen Gegenden, um das Wort Gottes zu predigen. Endlich, als der irdische Lebenslauf der hl. Maria erfüllt war, und als sie von der Welt abberufen wurde, wurden alle Apostel von den verschiedenen Gegenden her zusammengebracht. Und als sie vernommen hatten, daß sie von der Welt aufgenommen werden sollte, da wachten sie bei ihr, und siehe, es erschien der Herr Jesus mit seinen Engeln, nahm ihre Seele auf, übergab sie dem Erzengel Michael und ging weg. Beim Morgengrauen aber erhoben die Apostel ihren Leib mit dem Bette, setzten ihn dann in einem Grabe bei und bewachten ihn, indem sie die Ankunft des Herrn abwarteten. Und siehe, abermals stand der Herr bei ihnen, nahm den heiligen Leib und hieß ihn in einer Wolke in das Paradies tragen. Dort genießt er nun, wiedervereinigt mit der Seele, mit den Auserwählten des Herrn frohlockend, die Güter

[1]) M. P. G. 97, 1062. — [2]) Wright a. a. O. p. 10: belonging probably to the latter half of the fifth century.

der Ewigkeit, die kein Ende nehmen".[1]) Gregor von Tours kennt also die apokryphe Schrift über den Heimgang Mariens, da Zug für Zug mit verschiedenen Rezensionen übereinstimmt. Das Apokryphon war ihm durch einen Diakon, welcher das hl. Land besucht hatte, mitgeteilt worden.[2]) Beda Venerabilis (674–735) hat in seinem liber retract. in act. apost. cap. 8 Gregor von Tours getadelt, daß er diese apokryphe Schrift, die voll Widersprüche sei, als eine geschichtliche Quelle benutzt hatte.[3]) Aber bei aller Übereinstimmung finden wir einen großen bemerkenswerten Unterschied: Gregor von Tours bringt gar keine Ortsangaben. Wir haben zwar vermutet, daß im Interesse Jerusalems im fünften Jahrhundert eine örtliche Fixierung stattgefunden hat, allerdings ohne daß wir dies durch Zeugnisse belegen könnten. Oder ist dies erst später geschehen? Hat daher Gregor von Tours absichtlich die Ortsangaben unterdrückt oder hat er noch keine im Transitusbericht gefunden? Auf jeden Fall ist dieses Schweigen Gregors sehr bemerkenswert; es spricht gegen Jerusalem.[4])

Während Ado, Bischof von Vienne († 875), und sein Zeitgenosse Usuard in ihren Martyrologien, die durch ganz Europa die weiteste Verbreitung fanden, den 15. August nur als dormitio Mariae (κοίμησις = Entschlafen) bezeichnen, und letzterer ausdrücklich auf apokryphe Nachrichten verzichtet,[5]) hat Notker Balbulus († 912) den Bericht des hl. Gregor von Tours — allerdings auch ohne Ortsangabe — in sein Martyrologium aufgenommen und damit der im apokryphen Transitus enthaltenen Erzählung weitere Verbreitung gegeben.[6])

c. Aus dem sechsten Jahrhundert besitzen wir drei Pilgerberichte aus dem hl. Lande. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Pilger- und Fremdenführer den erstaunt lauschenden, fremden Besuchern gerne mit den unkritischen Erzeugnissen der Volkspoesie aufwarten und heilige Stätten mit dem Schimmer frommer Sagen verklären. Im guten Glauben nehmen die Pilger und Fremden alles als wahr an und berichten es weiter; manche Geschichtslüge hat dadurch ihren Weg in die weite Welt angetreten. Wir

[1]) M. P. L. 71, 708 (De gloria martyrum cap. IV). — [2]) E. J. 54. — [3]) M. P. L. 92, 1014—1015. — [4]) Sehr verwunderlich ist deshalb N II, 163 zu lesen: „Den Ort des Verscheidens nennt Gregor nicht, sondern setzt ihn als bekannt voraus."!! — [5]) M. P. L. 123, 331; 124, 365 f. — [6]) M. P. L. 131, 1141 f.

werden deshalb mit besonderer Spannung die Reiseberichte des sechsten Jahrhunderts prüfen und zu erfahren suchen, was man den Pilgern in dieser Zeit des Aufkeimens der Jerusalemer Legende erzählt hat. Als wichtigstes Resultat ergibt sich, daß man jetzt im sechsten Jahrhundert im Tal Josaphat eine Marienbasilika gebaut hat. Der erste Pilgerbericht, „de situ terrae sanctae" genannt, aus den Jahren 520–530 rührt her von einem wahrscheinlich aus Nordafrika stammenden Archidiakonus Theodosius.

Weil ein von Tit. Tobler herausgegebener Text „ein durchaus irreführender" war, da ihr Urheber sich an Handschriften gewendet hatte, die „am meisten durch fremdartige Zusätze entstellt" waren, gab Prof. Dr. J. Gildemeister 1882 den echten Text des Theodosius kritisch heraus.[1]) Die uns interessierende Stelle lautet: Ibi est vallis Josaphat, ibi Dominum Judas tradidit. Ibi est ecclesia dominae Mariae, matris Domini.[2]) „Dort ist das Tal Josaphat, wo Judas den Herrn verraten hat. Dort ist die Kirche der Herrin Maria, der Mutter des Herrn". Der Text der Itinera Hierosolymitana bei P. Geyer ist gleichlautend.[3]) Es ist also hier die merkwürdige Tatsache zu konstatieren: eine Marienkirche wird erwähnt; von einem „Mariengrab", welches doch die Hauptsache gewesen wäre, da um seinetwillen nach der Jerusalemer Legende die Kirche wäre gebaut worden, wird nichts gesagt. Gegen Nirschl (N II, 164; N I, 92), welcher gerne Toblersche Lesarten retten möchte, muß entschieden betont werden, daß Theodosius nur eine Schrift geschrieben hat, und daß der echte Text nur obige Gestalt hat. Welchen Zweck hat es denn, Lesarten zu verteidigen, welche „die am wenigsten authentischen und am meisten durch fremdartige Zusätze entstellten Handschriften"[4]) enthalten, und eine durch spätere fremde Zusätze entstandene Textform „eine zweite Schrift des Theodosius" zu nennen?[5]) Nirschl schließt (N II, 164): „Indem sie (nämlich die beiden (!) Theodosiusschriften) die Kirche bezeugen, bezeugen sie auch das Grab, da über demselben die Kirche erbaut worden war." Aber bis jetzt hat noch niemand von einem „Grab" daselbst geredet, und Theodosius weiß ebenfalls nichts davon zu melden.

[1]) Theodosius de situ terrae sanctae im echten Text usw. herausgegeben von Dr. J. Gildemeister, Bonn 1882, S. 3. — [2]) A. a. O. S. 21. — [3]) I. H. G. 142. — [4]) Gildemeister S. 3, cf. 32. — [5]) N I, 92, N II, 164.

d. Aus dem 6. Jahrhundert gegen 570 besitzen wir ein von einem Reisegefährten des Pilgers Antoninus [1]) von Placentia geschriebenes Pilgerbuch, welches wir jetzt in zwei vorzüglichen, kritischen Ausgaben besitzen; die erstere mit dem Titel: Antonini Placentini Itinerarium im unentstellten Text mit deutscher Übersetzung herausgegeben von Dr. J. Gildemeister, Prof. in Bonn, Berlin 1889. Gildemeister hatte die Absicht, den alten Itinerarien wieder ihren „urkundlichen Charakter" zu geben, der durch die Toblersche Arbeitsmethode zerstört worden war.[2]) Die Untersuchungen Gildemeisters nahm in umfassender Weise P. Geyer, Augsburg, auf, und wir besitzen durch ihn im Corpus script. eccles. lat. Band XXXIX, 159—218 eine aufs sorgfältigste mit den Handschriften verglichene Edition. Beide Ausgaben enthalten gleichlautend den Text: „Et in ipsa valle (i. e. Josaphat) est basilica sanctae Mariae, quam dicunt domum eius fuisse, in qua et de corpore sublatam fuisse: Dort im Tale (Josaphat) ist eine Basilika der hl. Maria, von der man sagt, sie sei das Haus gewesen, worin Maria auch aus ihrem Leibe sei enthoben worden (gestorben sei)[3]). Es ist dies die erste geschichtliche Spur der Jerusalemer Legende! Man möge es wohl beachten: sie tritt mit einem dicunt, einem on dit, „man sagt" auf. Diese Mitteilung rührt daher unstreitig von den Fremden- und Pilgerführern in Jerusalem her. Doch auch hier ist von einem Mariengrab noch keine Rede; es ist aber die letzte Vorstufe dazu hier erreicht. Ganz im Widerspruch mit der späteren Legende verlegt Antoninus erstmals das Wohnhaus und den Sterbeort Mariens nicht nach Sion, sondern ins Tal Gethsemane, eine Angabe, die wir in einer späteren Redaktion der Prochorusakten[4]) und im lateinischen Transitus B, der im folgenden Kapitel besprochen wird, wiederfinden. Der Zusatz: in qua et de corpore sublatam fuisse: „sie sei dort auch gestorben", fehlt merkwürdigerweise in der ältesten und zuverlässigsten Handschrift, nämlich in dem Manuskript Nr. 133 der Stiftsbibliothek von St. Gallen. Es gibt zwei Gruppen von Handschriften: die eine, welche die aus dem Anfang

[1]) Nach H. Grisar S. J. in Civ. catt. 1903, XVIII, 11, p. 600—609 richtiger: Anonymi Placentini It. (Diekamp). — [2]) Gildemeister, Theodosius usw. S. 3, 4. — [3]) Gildemeister, Ant. Plac. It. cap. 17, S. 12 f., S 44 f., I. H. G. 170, 203. — [4]) Diekamp, Hippolytos von Theben, Texte und Untersuchungen, Münster 1898, S. 107.

des 9. Jahrhunderts stammende St. Galler und den „Codex monasterii Renaugiensis“ aus dem Ende des neunten oder Anfang des zehnten Jahrhunderts[1]) umfaßt — und eine zweite Gruppe, welche viele Texteinschiebungen, Lücken und willkürliche Änderungen von späterer Hand enthält.[2]) Wenn nun die älteste und beste Handschrift nichts von einem Tode Mariens in einem Hause in Gethsemane-Josaphat weiß, wie will man sich mit Sicherheit auf Antoninus Placentinus als geschichtlichen Zeugen für die betreffende Legende berufen? Geht doch Nirschl so weit, daß er mit Berufung auf die bekannten Toblerschen interpolierten Texte[3]) erklärt, es geschähe in diesem Reiseberichte „des Grabes Mariä, aus dem ihr Leib in den Himmel aufgenommen worden, im Tale Josaphat“ eine Erwähnung.[4]) Der unentstellte Text spricht 1) nicht von einem Grabe, 2) nicht von einer leiblichen Aufnahme in den Himmel, sondern 3) nur von einer Kirche, welche einem „man sagt“ zufolge ein Wohnhaus Mariens gewesen sei. Dazu findet man 4) in späteren Texten den Zusatz: „auch sei Maria dort gestorben“. Das ist alles.

e. Es erübrigt noch die Besprechung eines ganz kurzen Pilgerberichtes, welcher unter dem Namen Breviarius de Hierosolyma bekannt ist. Bardenhewer setzt seine Abfassung ins sechste Jahrhundert ohne nähere Angaben;[5]) Reinhold Röhricht nimmt in seiner Biblioth. geogr. Palaestinae (Berlin 1890), S. 11 die Zeit um 590 an. Prof. Dr. Gildemeister wendet sich gegen die Aufstellungen Toblers, welcher die Abfassungszeit auf Grund späterer Interpolationen bestimmen wollte. „Aber soviel ist allerdings richtig, daß die Beschreibung vor die Persische Eroberung 614 fallen muß.“ „Für eine genauere Zeitbestimmung finden sich keine Anzeichen, und da unbekannt bleibt, was in dem Auszuge ausgelassen oder entstellt sein mag, so läßt sich auch nicht festsetzen, welcher Platz in der Reihenfolge (der älteren Pilgerschriften) der Schrift zukommt“.[6])

Nachdem Antoninus zuerst die Nachricht von einem Wohnhause Mariens gebracht, welcher man später die fragliche Notiz über den Tod Mariens beifügte, erweitert der Breviarius die Mitteilung über die Jerusalemer Legende in der Weise, daß er zuerst von allen ganz kurz von einem Grabe spricht: et ibi est

[1]) I. H. G. XXVII. — [2]) Ibid. XXXI. — [3]) Ibid. XXXII. — [4]) N II, 165 f. — [5]) B. P. 562. — [6]) T. 146 f. nimmt das 7. Jahrhundert an.

basilica sanctae Mariae et ibi est sepulchrum eius[1]) „Dort ist eine Basilika der hl. Maria und dort ist ihr Grab". Der Angabe „dort" geht eine genauere Ortsbezeichnung nicht voraus. Nach Gildemeister (siehe oben) steht die ursprüngliche Textform des Breviarius noch nicht fest. Man hat sehr oft in den Untersuchungen über das Mariengrab die Tatsache konstatieren können, daß gerade in bezug auf dieses fragliche Grab Einschiebungen in die Handschriften versucht worden sind; man vergleiche z. B. nur die Toblerschen Texte mit den kritisch-genauen Ausgaben der Itinerarien. Für die Textgestalt des Breviarius sind bis jetzt nur zwei Handschriften berücksichtigt worden: Cod. Ambrosianus M. 39 aus dem 11. und Cod. Sangallensis 732 aus dem 9. Jahrhundert. „Soviel ist klar, daß beide Texte selbständige Auszüge aus einem dritten etwas vollständigeren sind".[2]) Auffallend ist, daß der Cod. Ambrosianus gerade da mit: „Finit. amen. deo gratias" schließt, wo der andere, indessen ältere, die Nachricht über die Basilika und das Mariengrab bringt. Wenn wir auch den Breviarius in seiner jetzigen Gestalt als einwandfreies, historisches Dokument nicht bezeichnen können, so dürfen wir es doch auf Grund der Lesart des Cod. Sangall. als wohlbegründete Meinung aussprechen, daß im Breviarius die erste geschichtliche Erwähnung des Mariengrabes vorliegt, zwar nicht seitens einer authentischen Persönlichkeit, sondern von einem Pilger, der nach Hörensagen niederschreibt. Auf diesem ersten und einzigen Zeugnisse steht während sechshundert Jahre die ganze Jerusalemer „Tradition"!

Es ist merkwürdig, daß Johannes Moschos († 619 in Rom), welcher um die Zeit der Abfassung des Breviarius viele Jahre seit 578 in Jerusalem, zuerst in dem dortigen Theodosius-, dann später in dem Sabbaskloster lebte, zwar von der Marienkirche in Gethsemane als einer neuen Kirche spricht, jedoch ein „Grab" dort nicht erwähnt.

In seiner „Geistlichen Blumenwiese" (λειμών) — so genannt wegen der in buntester Reihenfolge geschilderten Reiseerlebnisse — schildert er einen mit dem späteren Patriarchen Sophronius dort gemachten Besuch. „Als wir von dem hl. Gethsemane fortgingen, besuchten wir auf dem hl. Ölberge ein Kloster, welches den Namen

[1]) Gildemeister, Theodosius usw. 35, I. H. G. 155. — [2]) Gildemeister, Theodosius usw. 12.

des Abtes Abramios trägt. Dieses hatte der große Abramios gegründet, welcher nach dem Eudoxios der Vorsteher der neuen Kirche der hochverehrten und immerwährenden Jungfrau Maria wurde. In diesem Kloster war der Vorsteher Johannes aus Cycikus".[1])

Wir sind daher zu dem Schlußergebnis gekommen: die Jerusalemer Legende kann nach dem absoluten Schweigen von sechs Jahrhunderten schließlich nichts anderes vorweisen als: 1. das Zeugnis einer unbekannten Persönlichkeit, und zwar 2. ein Zeugnis, dessen ursprüngliche Form nicht feststeht und 3. ein „Zeugnis" aus dem Munde eines Pilgers, der leichtgläubig die damals um die Wende des fünften oder zu Anfang des sechsten Jahrhunderts unter dem schlichten Volke von Jerusalem kursierenden Erzählungen aus den Apokryphen als wahr annahm: keine geschichtliche Urkunde, sondern ein „on dit", dessen Wahrheit und Berechtigung die Freunde der Jerusalemer Legende erst aus einer konstanten, sicher beglaubigten Tradition nachweisen müßten. Diese fehlt aber gänzlich.

Nimmt man Jerusalem seine Apokryphen und was darauf beruht, was bleibt dann noch übrig? Absolut nichts mehr. Hätte sich das wunderbare Hinscheiden Mariens in Jerusalem ereignet, so hätte sich auch das Andenken daran dem Herzen des Volkes tief eingeprägt, und es würde in der Geschichte aller Jahrhunderte bis hinab zum ersten der Widerhall dieser Tatsachen sich vernehmen lassen. Aber alle Bischöfe von Jerusalem, alle Kirchenlehrer, alle Redner und Pilger schweigen bis zum siebten Jahrhundert. Im vierten Jahrhundert konstatiert der hl. Epiphanius ausdrücklich, daß es in Jerusalem keine Tradition gibt.

Wie will man im siebten Jahrhundert darüber etwas wissen, was man in früheren Jahrhunderten nicht gewußt hat?

Welches Interesse man aber für die hl. Jungfrau hatte, das zeigt die apokryphe Schrift, die schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts entstand, das sog. Protoevangelium.

Wenn alle Apostel zugegen waren, wenn der Tod Mariens mit auffälligen Wundern verknüpft war, warum ist kein

[1]) M. P. G. 87. 3, 3064. Prof. Dr. Fr. Diekamp hatte die Güte, uns auf diese wichtige Stelle bei Johannes Moschos aufmerksam zu machen. Dieselbe verdient besondere Beachtung, da hieraus in Verbindung mit den abendländischen Itinerarien sich annähernd die Entstehungszeit der Marienkirche in Gethsemane bestimmen läßt.

Schatten von einer Tradition in den ersten sechs Jahrhunderten vorhanden?

Nirschl betont mehrmals, daß die Tradition in Jerusalem nicht untergehen konnte, weil die Christengemeinde dort stets bestand.[1] Dieses Argument richtet sich gegen Nirschl selbst; denn dann müßte man Spuren einer Tradition im vierten, dritten, zweiten, wenn nicht schon ersten Jahrhundert finden. Das Stillschweigen ist allgemein, absolut, positiv, nicht blos negativ, ganz unerklärlich.

Vom hl. Jakobus bis zum Patriarchen Modestus (631—634) folgen die Bischöfe ununterbrochen aufeinander. Aber welche Worte vernehmen wir von Modestus in seiner Rede auf das Entschlafen Mariens? Er spricht zunächst von der genauen Kenntnis, die wir von den Gedenktagen Mariens hätten. „Wie es aber kommt, daß über ihr verehrungswürdiges Hinscheiden nichts berichtet ist, und niemand der Vorgänger etwas darüber auseinandergesetzt hat (!), das weiß ich nicht. Deshalb lechzen am Sterbetage Mariens alle wißbegierigen Seelen von Verlangen ... etwas darüber zu vernehmen". Diesem Verlangen entsprach der Patriarch, indem er den apokryphen Transitus erzählte.[2] Also im Jahre 634 gab es in Jerusalem noch keine Tradition! Diese Predigt des Patriarchen Modestus ist der offizielle Ausgangspunkt der Legende: sie tritt jetzt, wenn zunächst auch noch schüchtern, ihren Weg durch die Welt an.

Noch zwischen 711—720 wundert sich Andreas von Kreta, daß, „soviel er wisse, kein Theologe oder Gelehrter etwas über den verehrungswürdigen Heimgang der hl. Jungfrau geschrieben oder irgend eine Schrift darüber hinterlassen habe". Er habe aber doch etwas bei seinem Nachforschen entdeckt: den hl. Dionysius den Areopagiten. Er zitiert und bespricht dann eingehend die bekannte Stelle des Pseudo-Dionysius, von der auch Nirschl erklärt, daß sie nur durch ein Mißverständnis auf Maria bezogen worden sei.

Noch einmal: Nehmen wir Jerusalem die Apokryphen, was bleibt noch zurück? Denn alle späteren „Zeugen" sind nur soviel wert als die „Quellen" selber.

Daher urteilt Scheeben über diese „Tradition", daß sie „so spät und unter solchen Umständen auftritt, daß sie kaum oder gar

[1] N II, 156, 157. — [2] M. P. G. 86, 3279 f.

nicht für eine vorher bestandene und bis zur Tatsache selbst hinaufreichende, zuverlässige Überlieferung Bürgschaft leisten kann".[1])

Wie durfte daher Nirschl die „Tradition" von Jerusalem „eine altehrwürdige, konstante, übereinstimmende und universelle",[2]) eine „konstante, kirchliche Überlieferung",[3]) eine „apostolische Tradition"[4]) nennen?

Zweites Kapitel.

Der apokryphe Bericht über das Hinscheiden der heiligen Jungfrau (Transitus B. Mariae V.)

1. Außer den biblischen Nachrichten besitzen wir aus dem christlichen Altertum eine Anzahl Schriften, die uns nähere Mitteilungen über Leben, Taten und Wunder Jesu Christi, der hl. Jungfrau und der Apostel bieten wollen. So schreibt der hl. Lukas an der Spitze seines Evangeliums: „Weil viele schon es unternommen haben, eine Erzählung der Tatsachen, die unter uns vollendet worden sind, zu verfassen, wie sie uns diejenigen überliefert haben, welche von Anfang an Zeugen und Diener des Wortes gewesen sind, so habe auch ich für gut befunden, ... es der besten Ordnung nach aufzuschreiben".[5]) Es war dies auch ja zu natürlich: die Tatsachen des Evangeliums waren damals der Stoff lebhaftester, allgemeinster Unterhaltung. Die Person des Heilandes, die hl. Familie und das Apostelkollegium traten immer mehr in den Interessenkreis. Jeder suchte seine Erinnerungen zusammen; man verband die Erlebnisse vieler miteinander und so entstanden, anfangs wohl gewiß namenlos, später unter dem Namen der Apostel und der Apostelschüler Sammlungen von Erzählungen und Sagen über biblische Personen. Während die Evangelien infolge ihrer kirchlichen Anerkennung gleichsam hart wie Granitfelsen waren, glichen diese Sagen dem weichen Wachs und konnten daher erweitert und verkürzt, sogar, wie es später öfter geschah, in häretischem Interesse verfälscht werden, sodaß in

[1]) Dogmatik III, 570. — [2]) N I, 116. — [3]) N II, 1. — [4]) N II, 117. — [5]) Luk. I, 1—3.

späterer Zeit, besonders seit Augustinus,[1]) mit dem Worte „apokryph" sehr oft der Nebenbegriff des „Häretischen" verbunden wird. Eine „Gruppe neutestamentlicher Apokryphen geht auf orthodoxe Hände zurück und will teils die Häresie bekämpfen, teils der Erbauung dienen. Daß schon sehr früh an dem Stamme der neutestamentlichen Geschichtserzählung legendarisches Schlinggewächs sich emporzuranken begann, darf nicht wunder nehmen. Das Schweigen des Neuen Testamentes über die Jugendgeschichte des Herrn, über das Leben seiner Mutter, über die späteren Geschicke seiner Apostel schien die fromme Poesie geradezu herauszufordern".[2])

Da man mitunter versuchte, apokryphe Schriften mit häretischen Tendenzen als authentische Bücher hinzustellen, anderseits auch sonst einwandfreie außerbiblische Schriften für apostolisch gehalten wurden, sah die Kirche sich veranlaßt, ganz genau anzugeben, was sie von Anfang an als apostolische, schriftliche Tradition in Besitz gehabt hatte, d. h. den Kanon des Neuen Testamentes festzusetzen.

Es wäre sehr verkehrt, wenn man die Apokryphen durchaus nur für erfundene Sagen halten würde; in ihnen hat sich mehr oder minder ein geschichtlicher Kern erhalten. Im allgemeinen darf man aber sagen, daß in den Apokryphen Wahrheit und Dichtung ohne äußerlich erkennbare Grenzen verschmolzen sind. „Bei der Abfassung biblischer Apokryphen des Neuen Testamentes mochten einzelne allerdings von der Idee geleitet sein, Mitteilungen zu sammeln, die aus der Geschichte Christi oder der Apostel in der mündlichen Tradition irgendwie noch fortlebten oder als fortlebend noch angenommen wurden. Einzelne Körner des Goldes wahrer Überlieferung mögen allerdings unter der Masse ihrer Schlacken verborgen sein. Vielleicht hat auch gerade der Umstand, daß man einiges Wahre in den unechten Schriften enthalten wußte, zu ihrer ersten Annahme und weiteren Verbreitung beigetragen."[3]) „Allen mehr oder weniger historisch gehaltenen Apokryphen ist ein sehr hervorragender Zug gemeinsam. Es ist die Absonderlichkeit, Abenteuerlichkeit und Abgeschmacktheit des Inhalts."[4]) Deshalb darf man sich niemals auf Apokryphen als

[1]) Vergl. Hennecke, Handbuch zu den Neutestam. Apokryphen, S. IX. — [2]) B. A. L. I, 367. — [3]) Geschichte Roms und der Päpste im M. A. von H. Grisar S. J. I, 711. — [4]) B. A. L. I, 367.

auf geschichtliche Zeugen berufen; man darf höchstens geschichtlich bekannte Tatsachen damit etwas zu beleuchten und illustrieren suchen, indem man den verborgenen Spuren echter Überlieferung kritisch nachzugehen versucht.

Eine sehr schwierige Arbeit ist es, den Urtext der einzelnen Apokryphen herzustellen. „Die Urtexte sowohl wie die Übersetzungen liegen zum Teile heute noch in überaus mannigfaltigen Bearbeitungen, Erweiterungen und Abkürzungen vor, und auf keinem anderen Literaturgebiete dürfte so häufig wie hier jede einzelne Handschrift einen eigenen Text darstellen". [1])

2. Obwohl die apokryphe Literatur sich vor allem zuerst mit der hl. Jungfrau und zwar — mit einigen Einschränkungen — in ziemlich edler Weise zu Beginn des zweiten Jahrhunderts im Protoevangelium befaßte, sind Spuren über außerbiblische Nachrichten vom Hinscheiden Mariens gegen Ende des vierten Jahrhunderts (gegen 375) beim hl. Epiphanius († 403) zu entdecken. Dieselben sind, wie aus der Tendenz und den knappen Worten des hl. Kirchenvaters hervorgeht, nur kurze, würdig gehaltene, von Katholiken herrührende Mitteilungen über ein wunderbares Hinscheiden Mariens in Asien. Das „über das Maß gehende Wunderbare" dabei weiß Epiphanius nur aus dieser Tradition. Wenn der Bericht, welcher den Antidikomarianiten günstig zu sein schien, auch von diesen Häretikern verfaßt worden wäre, so würde Epiphanius in seinem schon besprochenen Häresienwerk diesen Umstand nachdrücklich hervorgehoben haben. Die τινές (mehrere, manche), die dort genannt sind und Epiphanius vorwerfen, er irre sich, wenn er meine, Maria sei nicht bei Johannes in Asien gewesen, sind daher Katholiken. Epiphanius scheut sich, den Bericht entschieden zu bekämpfen, und macht daher anders keine Einwendung, um den Häretikern ihre geschichtliche Stütze zu nehmen, als daß dieses nicht in der hl. Schrift stehe. Diese Stellung des hl. Epiphanius ist für die kleinasiatische Tradition folgenschwer geworden. Man sah darin in Palästina eine Aufforderung, diesen ältesten Bericht zu „verbessern" und Maria und Johannes voneinander zu trennen. Auch sind die Gelehrten durch die Worte des hl. Epiphanius so eingeschüchtert worden, daß von da ab mehr als zweihundert Jahre lang keiner mehr vom Hinscheiden Mariens

[1]) A. a. O. 368.

spricht. Die uralte, kleinasiatische Überlieferung ist einer schmählichen Verdächtigung der hl. Jungfrau und des hl. Johannes, des jungfräulichen Apostels, zum Opfer gefallen. Mit der sonderbaren Begründung des hl. Epiphanius, „es stände nicht in der hl. Schrift", daß Maria nach Asien ging, könnte man die ganze kirchliche Überlieferung umstoßen.

Der uralte Bericht über das Hinscheiden Mariens tritt als kurze, geschichtliche Nachricht sowohl im Munde kirchlicher Gegner als der Antidikomarianiten auf und lautet vom Wohnen und wunderbaren Sterben Mariens in Kleinasien beim hl. Johannes.

3. Am Ende des sechsten Jahrhunderts finden wir also zwei fragwürdige Spuren in den Pilgerberichten, beim Patriarchen Modestus aber († 634) unter Zitierung eines apokryphen Berichtes die ausgesprochene Meinung, daß Maria in Jerusalem gestorben sei. Wie froh wäre der hl. Epiphanius gewesen, eine solche Nachricht zu besitzen: sie wäre ja die Hauptwaffe im Kampfe gegen die Widersacher der hl. Jungfrau gewesen!

Welcher Weg führt von dem uralten, kurzen Bericht über das wunderbare Sterben der hl. Jungfrau in Kleinasien beim hl. Johannes bis zu dem abenteuerlich ausgeschmückten Bericht über den Heimgang Mariens in Jerusalem, bis zu dem vielgestaltigen apokryphen Büchlein Transitus B. Mariae V.? Wir müssen über diesen Abgrund der Widersprüche eine Brücke zu bauen versuchen. Diese Arbeit wird uns dadurch aber erleichtert, daß die Geschichte feste Brückenpfeiler hat stehen lassen, welche wir wieder miteinander verbinden wollen.

Würden wir bloß die Vernunft fragen, so würde sie uns antworten: zuerst hieß es Ephesus, dann strich man die Ortsbezeichnung, alsdann machte man unbestimmte Andeutungen, und zuletzt war man in Jerusalem. Diese vier Stadien lassen sich im Verlauf der Entwicklung auch historisch feststellen.

4. Der Ausgangspunkt unserer Erwägungen ist der angezogene Bericht bei Epiphanius. Die zweite Spur des Berichtes über den Tod der hl. Jungfrau finden wir in dem schon genannten syrischen Transitusbericht, den W. Wright aus einem Manuskript des Britischen Museums herausgab, Add. 14, 484, fol. 1. rect. — fol. 5. vers.[1]) Die Handschrift stammt „wahrscheinlich

[1]) Contributions of the Apocryphal Literature, London 1865. Preface.

aus der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts". [1]) Die für unsere Zwecke benutzte englische Übersetzung steht in dem Wrightschen Buche S. 42—51. Da dieses Werk fragmentarischen Charakter hat, so müssen wir betonen, daß unsere Schlüsse hier nur auf Mitteilungen von ausführlicheren Fragmenten beruhen.

Es liegt hier in der Tat eine apokryphe Schrift mit ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten vor. Ob sie wohl in Syrien, dem „gelobten Lande der literarischen Fälschung", entstanden ist, wo man eine Sprache redete, die dem gewöhnlichen Volke in Palästina nicht fremd war, oder ob ein griechischer Urtext vorhanden war, auf den sich schon der hl. Epiphanius bezog? Auf jeden Fall ist der Transitus in einer dieser beiden Sprachen zuerst veröffentlicht worden.

Im folgenden skizzieren wir den Inhalt nach der englischen Übersetzung S. 43. Die Apostel sitzen am Grabe Mariens und unterhalten sich über die Lehren, welche sie am liebsten den Menschen predigen. Johannes verkündet strenge Lehren; am strengsten ist Andreas, während Paulus ihnen zu milde zu sein scheint. Die Apostel murren über ihn und wollen ihm nicht beistimmen.

S. 46. „Und als all die Apostel beim Eingang des Grabes Mariens saßen und über die Worte des Paulus redeten, siehe, da kam unser Herr, der Messias, vom Himmel mit dem Engel Michael und setzte sich mitten unter die Apostel, als sie disputierten. Jesus sprach: Heil dir Petrus, du Bischof, Heil dir jungfräulicher Johannes; ihr seid meine Erben, und Heil dir Paulus ....."

„Und hierauf gab der Herr dem Michael ein Zeichen, und Michael begann mit der Stimme eines mächtigen Engels zu sprechen, und Engel stiegen herab auf drei Wolken, und die Zahl der Engel auf jeder Wolke war tausend. Sie beteten Jesum an. Und unser Herr sprach zu Michael: Laß sie den Leib Mariens [2]) in die Wolken bringen. Und als der Leib Mariens in die Wolken gebracht worden war, da befahl der Herr den Aposteln, daß sie sich den Wolken nähern sollten. Und als sie zu den Wolken kamen, sangen sie (die Apostel) wie mit Engelsstimmen.

[1]) A. a. O. 10. — [2]) Nach diesem ältesten Apokryphon hat also der Leib Mariens im Grabe gelegen! Auch spricht der Text gelegentlich einmal von drei Tagen, während welcher die Apostel am Grabe bleiben sollten.

Und unser Herr befahl den Wolken, zum Paradiese zu schweben. Und als sie in das Paradies eingetreten waren, da kam der Leib Mariens zum Baum des Lebens, und sie (die Engel) brachten ihre Seele und ließen sie in den Leib eintreten, und sogleich entließ unser Herr die Engel auf ihre Plätze ...." Die Apostel erinnern unsern Herrn, daß er ihnen versprochen hätte, er würde ihnen schreckliche (erstaunliche) Dinge am Tage der Aufnahme Mariens zeigen. S. 47. „Als dieses von den Aposteln gesagt worden war, winkte der Herr mit seinen Augen, und eine Wolke trug die Apostel, Maria, Michael und unsern Herrn mit ihnen hinweg und brachte sie dorthin, wo die Sonne untergeht, und ließ sie dort". Darauf wird berichtet, wie nach einem Worte des Herrn mit den Engeln die Erde sich öffnete. „In der Mitte der Erde zeigte sich ein Abgrund, und der Herr wies den Aposteln einen Platz an, daß sie sehen möchten, was sie wünschten". S. 48. Weinend rufen die Seelen den Michael um Hilfe an. Michael tröstet sie; die Engel legen Fürbitte für die Menschen ein. S. 49—50 beziehen sich auf die Gebeine und das Grab des ägyptischen Joseph.

Das ist alles, was der älteste syrische Text uns über das Hinscheiden Mariens bietet. Bemerkenswert ist, 1. daß keine Ortsangaben geboten werden, 2. daß die Apostel alle zugegen sind und drei Tage am Grabe Mariens warten sollen, 3. daß die Apostel zugleich mit dem Leichnam Mariens in den Wolken emporschweben und im Jenseits merkwürdige Dinge zu schauen bekommen, 4. daß die Seele Mariens erst im Paradiese mit dem Leibe wieder vereinigt wird.

5. Eingehendere, recht phantastische Mitteilungen bietet der griechische Transitustext in seiner ältesten Gestalt. Wann mag er entstanden sein? Jedenfalls nach der Zeit des hl. Epiphanius († 403) und vor der kirchlichen Verwerfung unter Papst Hormisdas (514—523). In seiner schon genannten „Geschichte Roms" führt P. Grisar S. J. über das Sinken der Geschichtschreibung im sechsten Jahrhundert in bemerkenswerter Weise aus: „... in der Zeit, von der wir handeln, und später in fortschreitendem Maße findet ein bedenkliches Hinübergreifen der Einbildungskraft auf das Gebiet der Geschichtserzählung statt. Die Einbildung der gesunkenen Periode schafft in Werken, die als historische auftreten, Ereignisse und Tatsachen in aller Freiheit, wie sie dieselben geschehen wünscht; unechte Schriftstücke werden in größerer Zahl

19,416

als vordem in Umlauf gesetzt; es vermindert sich auffällig der Sinn für historische Treue, während die Freude am Außerordentlichen und Wunderbaren unter den Schriftstellern überhand nimmt. Ohne Zweifel hängt diese Wahrnehmung mit dem allgemeinen Niedergang der Bildung zusammen; denn der Verfall der Kultur bewirkte geistige Willkür und Disziplinlosigkeit bei den Verfassern, bei den Lesern aber übertriebene kindliche Annahme des Dargebotenen. So wurden in bezug auf die Geschehnisse der Vergangenheit die Grenzen zwischen Phantasie und Wirklichkeit verwischt, und es beginnen in den uns hinterlassenen Geschichtsquellen jene Erzeugnisse häufig entgegenzutreten, welche den Geschichtsforscher Schritt für Schritt zur Vorsicht nötigen, will er nicht apokryphe Mitteilungen für echte nehmen und zum Opfer schöner, frommer Einbildungen werden". [1])

6. Wie überhaupt bei apokryphen Schriften, so ist auch hier die Frage nach dem Urheber des Transitusberichtes, welcher Geschichte und Sage unbedenklich untereinandermischt, eine sehr schwierige, ja unlösbare. Er kann nicht einem einzelnen Autor zugeschrieben werden, da er doch mehr oder minder nichts anderes ist als das Produkt der in die Irre gegangenen und teilweise dahin geleiteten Volksphantasie. Lange hat auf dem Patriarchen Juvenal von Jerusalem der Verdacht geruht, daß er ein Buch über den Heimgang Mariens geschrieben. So sieht z. B. Baronius (a. a. 457 n° IX) in ihm den Verfasser des Apokryphons; auch Poulin zitiert ein Wort des Nicephorus Kallisti (14. Jahrhundert), wo dieser behauptet, „aus alter Überlieferung" zu wissen, daß Juvenal ein solches Schriftchen verfaßt habe. [2])

Im fünften Kapitel werden wir nachweisen, daß dieser Irrtum auf der ungenauen lateinischen Übersetzung beruht: der griechische Text bietet für diese Ansicht gar keine Gewähr; Nicephorus und schon vor ihm Michael Glykas [3]) wiederholen nur ein Wort des Metaphrastes, welches sich auf das fragliche Zitat aus der Historia Euthymiaca stützt.

7. Eine neue Schwierigkeit erhebt sich, wenn wir die Frage nach der Textgestalt des Transitus im fünften Jahrhundert stellen. In den Vorbemerkungen über die einzelnen Handschriften und Übersetzungen dieses Apokryphons sagt Tischendorf, daß man

[1]) A. a. O. I, 710. — [2]) E. J. 101. — [3]) M. P. G. 145, 816; 158, 440.

BIBLIOTHECA PROVINCIAE FRANCISCANAE CAPUC. PROV. S. FRANCISCI

sich nicht mit einer Übersetzung des griechischen Textes begnügt habe, sondern es sei auch die Erzählung auf mannigfache Weise umgestaltet worden.[1]) Aber auch unter den griechischen Exemplaren selbst besteht eine große Verschiedenheit, vorzüglich in dem Punkte, der uns beschäftigt. Ja, es gab Schriftsteller unter den Griechen, welche so frei mit dem Transitus umgingen, daß sie ein neues Buch daraus machten.[2])

In der Frage nach der ursprünglichen griechischen Textgestalt im fünften Jahrhundert erhalten wir reichliche Andeutungen durch eine vom Erzbischof Johannes von Thessalonich (um 680) vorgenommene Bearbeitung des Transitusberichtes. Es liegen bis jetzt aus dessen „Rede auf das Entschlafen der hl. Jungfrau" ausführlichere Bruchstücke vor, welche Tischendorf auf Grund der Durchsicht von drei Manuskripten herausgab.[3]) M. Bonnet verglich außer diesen drei noch vier andere Handschriften und veröffentlichte die Einleitung der Rede des Erzbischofs.[4]) In scharfsinniger Weise stellt er fest: „Es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit folgendes behaupten: Die von Johannes von Thessalonich neu herausgegebene Schrift gab sich ehedem für ein Werk eines Apostels aus, vielleicht ganz von Anfang an; vielleicht auch erst infolge nachträglicher, doch jedenfalls vor Johannes von Thessalonichs Zeit geschehener Fälschung". . . . „Johannes von Thessalonich nimmt an, die Häretiker haben nicht den apostolischen Ursprung erdichtet, sondern eine wirklich apostolische oder zeitgenössische Schrift durch Zusätze und Änderungen gefälscht".[5])

Der Erzbischof will also den ursprünglichen, reinen Text bieten und schreibt deshalb in seiner Vorrede: „Während die damals Anwesenden, wie erzählt wird, in wahrer Weise den Tod Mariens beschrieben, haben spätere, übelwollende Häretiker diese Schriften verfälscht, indem sie ihre Spreu (unter den Weizen) warfen. Deshalb hielten sich unsere Väter davon zurück, weil die Schriften nicht im Einklang stehen mit der katholischen Kirche. Infolgedessen hat Vergessenheit sogar den Festtag (des Todes) umfangen".[6]) Er fährt dann fort, man solle sich nicht darüber

---

[1]) Apocalypses apocryphae ed. C. Tischendorf, Lipsiae 1866, S. XXXV. — [2]) A. a. O. XXXVIII. — [3]) A. a. O. XXXVIII—XLII. — [4]) Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, herausgegeben von D. A. Hilgenfeld 1880, Heft II, S. 237 ff. — [5]) Ibid. 241 f. — [6]) Johannes von Thessalonich kennt augenscheinlich die Entwicklung der Marienfeste nicht.

wundern, daß die Häretiker solche Schriften verfälschten, zumal da sie sich sogar an die Evangelien und die Briefe der Apostel gewagt hätten. Er beabsichtige, diese Schrift zu reinigen. „Man muß sie wahrheitsgemäß reinigen, die Steine aus dem Wege entfernen, damit weder das Göttliche noch die Herde einen Anstoß erleide". Er will nun alles „sonnenklar" und „unter Anwendung besonderer Sorgfalt" berichten, „nicht wie wir es fanden in verschiedenen Büchern,[1] die über sie (die hl. Jungfrau) in abweichender Weise geschrieben sind, sondern wie es in der Tat geschehen und als Geschichte berichtet wird".[2] M. Bonnet wirft Johannes von Thessalonich vor, daß seine kritische Tätigkeit allerdings keine sehr große gewesen sei.[3]

Ein abschließendes Urteil, wie nach der Meinung des Erzbischofs der ursprüngliche Text ausgesehen haben mag, ist auch jetzt noch nicht möglich, da die sieben bis jetzt verglichenen Handschriften mehr oder weniger Verschiedenheiten aufweisen[4] und als interpoliert erscheinen. Als ganz besonders bemerkenswert soll aber sofort hier betont werden, daß in dem Text des Johannes von Thessalonich weder Sion noch Gethsemane auftreten! Wo vom Mariengrab die Rede ist, heißt es nur ganz allgemein: τὸ μνημεῖον, die Grabstätte. Nur einmal erscheint an der Spitze eines Manuskriptes, welches aus dem 14. Jahrhundert stammt, eine merkwürdige Angabe. Die hl. Gottesgebärerin blieb nach der Auferstehung und Himmelfahrt unseres Herrn „nur kurze Zeit bei den Aposteln in Judäa und Jerusalem in der Wohnung des jungfräulichen und vom Herrn geliebten Apostels"[5] ganz dieselbe Nachricht wie oben bei Epiphanius, welcher sagt, daß Maria nicht auf Sion geblieben ist.

Tischendorf teilt vier Eingänge des Berichtes mit, die indessen nirgendwo vermuten lassen, wo die Ereignisse sich abspielten. „Als Maria vom Herrn erfuhr, daß sie ihren reinen Leib verlassen müsse, da kam zu ihr der große Engel und sprach: Wohlan Maria, empfange dieses Siegeszeichen (βραβεῖον), welches

[1]) Also gab es damals schon verschiedene Transitusredaktionen! — [2]) Zeitschrift für wissensch. Theologie a. a. O. 239 f. — [3]) Ibid. 241. — [4]) Ibid. 238, 241. — [5]) Apocalypses apocr. Tischendorf S. XL nach Handschrift Coislin 121 ann. 1343, fol. 144. Die beiden anderen Handschriften, wovon eine aus dem 12. Jahrhundert stammt, haben indessen gar keine örtlichen Nachrichten; ebensowenig der Eingang einer vierten, die nur kurz dort zitiert wird.

mir der Herr übergab, der das Paradies gepflanzt hat! Übergib es den Aposteln, damit sie es mit Macht tragen und Hymnen vor dir singen; denn siehe, nach drei Tagen wird dein reiner Leib bestattet. Siehe, alle Apostel sendet der Herr zu dir!" Die Apostel sind durch göttliche Allmacht alsbald mit Ausnahme des hl. Johannes versammelt. „Da sie sich hierüber wunderten, sprach Petrus: Brüder, lasset uns durch Paulus, der bei uns ist, ein Gebet zu Gott sprechen. Einstimmig sprachen die übrigen Apostel: Lasset uns beten, damit es uns offenbar werde, warum uns Gott hierhin zusammengeführt hat". Paulus wehrt sich aus Bescheidenheit, im Namen aller das Gebet zu sprechen, da er ein Neubekehrter sei. „Du aber, Petrus, bist die Säule des Lichtes (der Wahrheit), und alle umstehenden Brüder sind besser als ich. Du Vater also bitte für uns alle, damit die Gnade des Herrn bei uns bleibe in Ewigkeit". Die Apostel freuen sich über die Demut des hl. Paulus, und Petrus spricht das Gebet. Als er das Amen gesprochen, „erscheint auf einmal mitten unter ihnen Johannes und spricht: Seid gegrüßt, ihr alle meine Brüder!" Sie begrüßen sich gegenseitig, und Petrus und Andreas fragen den Johannes: „Geliebter des Herrn, wie bist du hierher gekommen und wieviel Reisetage hast du? Da sprach Johannes: Höret, ihr Brüder, ich war in der Stadt Sardes[1]) und hatte Jünger um mich. Gegen die neunte Stunde kam eine Wolke zu dem Orte, wo wir versammelt waren, entführte mich angesichts aller und brachte mich hierhin".

Der Schluß des Manuskriptes aus dem 14. Jahrhundert lautet: „Da trugen die Apostel die Totenbahre und brachten sie zur Grabstätte (εἰς τὸ μνημεῖον). Sie setzten sie dort nieder und blieben einmütig dort, bewachten sie, bis sie (Maria) aufgenommen ward, so wie es der Heiland ihnen aufgetragen hatte. Das ist das Entschlafen Mariens, der Mutter des Herrn". Der Bericht schließt darauf mit einer Doxologie.

Eine zweite, ältere Handschrift aus dem 12. Jahrhundert[2]) hat indessen folgenden Schluß: „Die Apostel trugen Maria zur Grabstätte und setzten sie darin bei; sie aber setzten sich im Kreise um das Grab und warteten ab, bis daß der Herr käme und den

[1]) Sardes, die alte Königsstadt Lydiens in Kleinasien! Johannes predigt also in Kleinasien! — [2]) Apocalypses apocryphae XLI (Handschrift Paris gr. 1504).

Leib Mariens aufnähme. Und siehe, als sie zu dem herumstehenden Volke vom Himmelreiche sprachen, da erschien der Herr mit den himmlischen Heerscharen und sprach zu den Aposteln: ‚Der Friede sei mit euch!' Sie fielen nieder und beteten ihn an.' Alsdann reichte er den Leib Mariens in die Arme der Engel und ließ ihn zum Baume des Lebens im Paradiese bringen. Dieses alles sahen die Apostel, und sie riefen empor zu Maria: O Maria, die du das Licht geboren hast und zum Lichte aufgenommen bist ... mit Recht preisen dich die Geschlechter glücklich, daß du vor allen Menschen als die heiligste und seligste uns bist kundgetan. Von nun an laß nicht ab, zu bitten für uns, damit auch wir würdig werden des ewigen Lebens und Friedens in Jesus Christus unserem Herrn". Auch hier folgt eine Doxologie.

Fassen wir das Schlußergebnis dieser Transitusbearbeitung, welche nach der Absicht des Johannes von Thessalonich von allen Fälschungen möglichst frei sein soll, kurz zusammen, so ergibt sich: 1. Ebenso wie der syrische Text, den wir oben besprochen, hat diese Rezension keine Ortsbezeichnung; ja eine Handschrift berichtet sogar, Maria sei nur kurze Zeit nach der Himmelfahrt des Herrn in Jerusalem und Judäa geblieben. 2. Der Leib Mariens hat wirklich im Grabe gelegen und ist in Gegenwart aller Apostel in den Himmel aufgenommen worden.

8. Schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts hat man in Rom gegen den phantastischen, dem hl. Johannes zugeschriebenen Bericht vom Hinscheiden Mariens Stellung genommen. In dem sogen. Decretum Gelasianum, welches man bisher dem Papste Gelasius (492 496) zuschrieb, wird unter den verworfenen Büchern — libri, qui non recipiuntur - erst im allgemeinen durch die Verurteilung der Pseudo-Johannes- und Luciusschriften, dann im besonderen das Buch, welches „transitus, id est assumptio B. Mariae V." als apokryph und verwerflich bezeichnet.[1]) Dieses Dekret, welches auch im C. J. C. can. 3 dist. XV erscheint, rührt nach den neuesten Forschungen nicht von Gelasius her, „obwohl es seit alters dessen Namen trägt. Es dürfte wohl auch kaum vom Papste Hormisdas (514—523) sein, dessen ergänzende Hand einer der kritischen Herausgeber des Stückes darin hat erkennen wollen. Aber die Zeit des Hormisdas oder allgemeiner

[1]) M. P. G. 5, Sp. 1205, Dissertatio C. C. Woog. cf. auch B. A. L. I, 375.

die ersten Jahrzehnte des sechsten Jahrhunderts können wohl für die Entstehung angenommen werden. Nicht unmöglich ist, daß das flüchtig zusammengestellte Schema nichts anderes darstellt als irgend einen Entwurf für einen Erlaß, eine unfertige Vorlage eines Gesetzes der römischen Kirche, über welches nichts näheres auf uns gekommen ist".[1]) Auf jeden Fall erscheint der apokryphe Transitusbericht seit jener Zeit als ein von der Kirche verworfenes Buch.

9. Ob durch dieses decretum Gelasianum Gregor von Tours (538—594) veranlaßt worden ist, den schon zitierten Bericht über den Tod und die Himmelfahrt Mariens in diesen knappen Zügen ohne jede Ortsbezeichnung in sein Buch „de gloria martyrum" aufzunehmen, oder ob er nur eine derartig kurze Erzählung gekannt hat? Wer vermag dies zu entscheiden?

10. Wir gehen nun über zur Charakterisierung des als apokryph verworfenen „liber Joannis de dormitione seu transitu Mariae". Lärmende Ereignisse und unerhörte Wunderberichte gehen in diesem abenteuerlichen Buche Hand in Hand. Die ältesten Berichte, wie sie in der Mehrzahl der von Tischendorf herausgegebenen, nachher noch von M. Bonnet eingehend verglichenen Handschriften vorliegen, bezeichnen die dritte und vorletzte Station des merkwürdigen Weges, den die Nachrichten über das Hinscheiden Mariens nehmen. Zuerst war es Kleinasien, dann fehlen die Ortsbezeichnungen, dann steuert man im geheimnisvollen Dunkel von „Wolkenfahrten" auf Jerusalem zu.

Die genannten griechischen Transitusberichte lassen sämtlich Maria nicht in Jerusalem wohnen, sondern in Bethlehem!!... — wo indessen gar keine Lokaltradition vorliegt. Ein auffallendes Zugeständnis der Jerusalemer Legende, daß Maria die letzten Jahre ihres Lebens nicht auf Sion und in Jerusalem gewohnt hat! Indessen bringt eine Wolke die hl. Jungfrau samt den Aposteln einige Tage vor dem Hinscheiden nach Jerusalem. Beim Leichenbegängnis nimmt wiederum eine Wolke den Leib Mariens zugleich mit den Aposteln auf und bringt alle, ohne daß der Leib Mariens in ein Grab gekommen wäre, ins Paradies! Damit hat man alles der historischen Kontrolle zu entziehen und die Gemüter für Jerusalem zu gewinnen gesucht.

---

[1]) Grisar, Geschichte Roms I, 736.

Tillemont, welcher nur einen gekürzten Bericht kannte, der die anstößigsten Sachen nicht enthielt und unter dem Namen des Melito von Sardes ging, spricht seine Befriedigung aus, daß Baronius nichts von diesem Transitus wissen wollte; denn „voll der törichtsten und lächerlichsten Sachen, sei er nicht wert, den Namen des Melito zu tragen, trotzdem Beda ihn einigermaßen verbessert hätte. Die, welche Beda und Baronius nicht glauben wollen, verdienen die Strafe, ihn lesen zu müssen".[1]) Wir wollen ihn daher auch nicht in extenso mitteilen, sondern nur einiges Charakteristische daraus hervorheben. Die hinzugefügten Nummern beziehen sich auf die Abschnitte, die Tischendorf in seiner griechischen Transitusausgabe gemacht hat.

10. „Die hl. Gottesgebärerin sprach zu mir (Johannes): die Juden haben geschworen, wenn ich vollendet, meinen Leib zu verbrennen. Und ich antwortete und sprach zu ihr: nicht soll die Vernichtung sehen dein heiliger und ehrwürdiger Leib".

13. Alle Apostel kommen jetzt auf Wolken nach Bethlehem. „Andreas, der Bruder des Petrus, und Philippus, Lukas und Simon, der Kananite und Thaddäus, die Entschlafenen, wurden vom heiligen Geiste aus den Gräbern geweckt". Der einzige Apostel, von dem geschichtlich feststeht, daß er damals schon tot war, nämlich Jakobus der Ältere, ist indessen ganz vergessen worden.

21. „Thomas sprach (zu Maria): Ich reiste durch das Land Indien ... und der Sohn der Schwester des Königs, mit Namen Labbanes, stand im Begriff, von mir besiegelt zu werden im Palaste, da sprach plötzlich der hl. Geist zu mir: auch du, Thomas, gehe nach Bethlehem zur Begrüßung der Mutter deines Herrn, denn sie tritt die Wanderung zum Himmel an".

27. „Als sie (die Apostel) beteten, erscholl Donner vom Himmel, und es kam ein furchtbares Geräusch wie von Streitwagen, und siehe, es erschien die Heerschar der Engel und Mächte. Und eine Stimme wie eines Menschensohnes wurde gehört, und die Seraphim bildeten einen Kreis um das Haus, wo die heilige, unbefleckte Mutter Gottes und Jungfrau lag, sodaß alle Leute in Bethlehem alle die Wunder sahen und nach Jerusalem gingen und alle die geschehenen Wunder verkündigten".

28. Es geschah aber, als die Stimme ertönt war, erschien plötzlich die Sonne und der Mond um das Haus ... und ich sah

[1]) T. M. I, 494.

auch viele Zeichen geschehen, Blinde sahen, Taube hörten, Lahme gingen, Aussätzige wurden rein, und die von bösen Geistern Besessenen wurden geheilt. Und jeder, der an Krankheit und Schwachheit darniederlag, und von außen die Mauer des Hauses berührte, wo sie lag, und schrie: Heilige Maria, die du Christum, unseren Gott, geboren hast, erbarme dich unser, der wurde sofort geheilt.

29. Viele Volkshaufen aber aus allen Landen, welche in Jerusalem des Gebetes halber weilten und von den in Bethlehem durch die Mutter des Herrn geschehenen Zeichen hörten, kamen zu dem Ort und baten um Heilung verschiedener Krankheiten und erhielten sie. Es entstand eine unaussprechliche Freude an jenem Tage bei der Menge der Geheilten sowie der Zuschauer, welche Christum, unseren Gott, und seine Mutter lobten; ganz Jerusalem feierte ein Fest in Bethlehem (!) mit Psalmen und geistlichen Liedern". Die Juden entsetzen sich über das alles, eilen aus Zorn etwa eine Meile gegen Bethlehem; dort werden wunderbar ihre Füße gebunden und sie müssen umkehren.

31. Alsdann eilen die Priester zum römischen Präfekten: „Das Volk der Juden geht zu Grunde durch dieses Weib, verjage sie von Bethlehem und der Provinz Jerusalem . . . wenn du dies nicht tust, so melden wir es beim Kaiser". Der Präfekt schickt deshalb Soldaten nach Bethlehem.

32. Der hl. Geist tröstet die Apostel: „siehe, ich führe euch in einer Wolke nach Jerusalem".

33. Die Apostel nahmen „das Bett der Herrin Gottesgebärerin und brachen auf gegen Jerusalem. Sofort wurden sie von einer Wolke aufgenommen und fanden sich in Jerusalem im Hause der Herrin. Und sie erhoben sich und sangen fünf Tage lang unaufhörlich Lobgesänge".

35. Nach den fünf Tagen wurde das jüdische Volk gewahr, daß Maria in Jerusalem war, „und sie brachten Holz und Feuer herbei und wollten das Haus anzünden, wo die Mutter des Herrn lag mit den Aposteln". „Siehe da kam plötzlich durch einen Engel Feuersgewalt aus dem Innern und verbrannte eine große Menge Juden".

44. wird der Tod Mariens geschildert.

45. Bei dem Scheiden ihrer reinen Seele wurde der Ort mit Wohlgeruch und unbeschreiblichem Licht erfüllt . . ., und Petrus

und ich, Johannes, Paulus und Thomas liefen hinzu und umfaßten ihre ehrwürdigen Füße, um sie zu verehren; die zwölf Apostel aber legten ihren ehrwürdigen und heiligen Leib auf eine Bahre[1]) und trugen ihn.

46. Und siehe beim Wegtragen stürzte ein Hebräer von edler Abkunft, Jephonias mit Namen, auf den Leichnam zu und legte Hand an die Bahre . . . und siehe, mit unsichtbarer Macht hieb ein Engel des Herrn mit einem feurigen Schwert ihm beide Hände von den Schultern ab und ließ sie an der Bahre in der Luft hängen" (!).

47. Jephonias bekehrt sich und wird geheilt.

Bis hierher sind wir der v. Lehnerschen Übersetzung des Textes von Tischendorf gefolgt.[2]) Da hier die Handschriften auseinander gehen, so wollen wir diese selbst reden lassen.

Tischendorf hat für den folgenden Abschnitt sieben Handschriften verglichen, Bonnet nachher im ganzen zehn Handschriften, die Tischendorfschen eingeschlossen, untersucht.[3]) Der Text von sechs Handschriften bei Tischendorf, auch der ältesten aus dem elften Jahrhundert[4]), lautet jetzt folgendermaßen:

„Als die Apostel aus der Stadt Jerusalem hinausgingen und die Bahre trugen, da entführten plötzlich zwölf Lichtwolken die Apostel mit dem Leibe unserer Herrin und brachten sie ins Paradies. Als dies geschehen war, siehe da schauten wir Elisabeth, die Mutter des hl. Johannes des Täufers, und Anna, die Mutter der Herrin, und Abraham, Isaak und Jakob und David, der Alleluja sang, und alle die Chöre der Heiligen sich niederwerfen vor dem ehrwürdigen Überbleibsel der Mutter des Herrn und den Ort lichtglänzend von einem Lichte, über das kein helleres ist, und eine Fülle von Wohlgeruch kam aus jenem Orte, wo ihr ehrwürdiger und heiliger Leib in das Paradies versetzt war, und ein Lied derer, die den aus ihr Geborenen priesen, ein solch süßes Lied, welches den Jungfrauen allein gegeben ist zu hören, und dessen keine Sättigung ist."

Eine einzige Handschrift bei Tischendorf (Cod. C. Monac. 276, aus dem zwölften Jahrhundert) hat nach der Heilung des

---

[1]) Ein Sarg wird also im griechischen Transitus nicht genannt! Derselbe spielt in der späteren Legende noch eine große Rolle. — [2]) v. Lehner, Marienverehrung 244 ff. — [3]) Zeitschrift für wissensch. Theologie a. a. O. 223. — [4]) Apoc. apocr. XLIII u. 111.

Jephonias folgende Fassung: „Als dieses Wunder geschehen war, trugen die Apostel die Bahre weiter und legten ihren ehrwürdigen und heiligen Leib in Gethsemane in ein neues Grab. Und siehe, Wohlgeruch stieg auf aus dem heiligen Grab unserer Herrin, der Gottesgebärerin, und drei Tage lang wurden unsichtbarer Engel Stimmen gehört, und hieraus[1]) erkannten fortan alle, daß ihr unbefleckter und ehrwürdiger Leib ins Paradies versetzt sei".[2]) Darauf folgt unmittelbar, aber unvermittelt die oben angegebene Schilderung vom Aufenthalte der Apostel im Paradies.

Der gelehrte Textkritiker M. Bonnet tadelt auf Grund seiner handschriftlichen Studien Tischendorf, daß er diese Stelle in seinem griechischen Transitus veröffentlichte: er habe „keinen glücklichen Griff getan, indem er gerade diese Lesung von Cod. Monac. 276 (C) in den Text aufgenommen hat. Es war diese schon deswegen verdächtig, weil sie sich allein in dieser weder alten noch besonders empfehlenswerten Handschrift findet, noch mehr aber, weil durch sie ein klaffender Riß in dem Berichte entsteht", nämlich daß die Apostel auf einmal im Himmel sind, was durch die anderen Handschriften mit der Auffahrt in den zwölf Lichtwolken harmonisch erklärt wird. „Sollten aber auch diese Gründe noch nicht durchschlagen, so wird man sich der Überzeugung, daß wir es in C mit einer Interpolation zu tun haben, dann wohl nicht mehr verschließen, wenn es gelingt, die Fälschung in ihrer vollständigeren und plumperen Fassung vorzulegen. Und dies soll denn hier geschehen.

In Cod. Paris gr. 1215 f. 127, 12. Jahrh. lautet das Ende des Briefes so: „Als dieses Wunder geschehen war, und die Apostel aus der Stadt Jerusalem herausgingen, trugen sie die Bahre von dort nach dem hochheiligen Gethsemane. Dort übergeben sie den allheiligen Leib dem Grabe wie soll dies (auch verwunderlich erscheinen), wenn auch Gott, ihr Sohn, auf menschliche Weise begraben wird? aus diesem gelangt sie hinauf zum Himmlischen und Göttlichen. Diesen Bericht tut kund der

[1]) Nach dieser Interpolation hätte also keine Öffnung des Grabes stattgefunden. — [2]) Diese Stelle wird von Nirschl als Kronzeugin zitiert, daß der „griechische Urtext" die Bestattung Mariä in Gethsemane schildert (N II, 161). Wir werden unten noch einmal darauf zurückkommen, daß augenscheinlich Nirschl von allen Transitustexten, die er zitiert, nur die obengenannte v. Lehnersche Übersetzung durchgelesen hat!

verehrungswürdige Bischof Juvenal von Jerusalem".[1]) Die Handschrift bringt alsdann das bekannte Zitat der Euthymianischen Geschichte bei Johannes Damascenus und zeigt damit deutlich die Quelle an, woraus obige Erwähnung von Gethsemane geflossen ist: aus der unbekannten, von niemand außer vom Damascener zitierten Historia Euthymiaca. Wie wir schon wissen, hält Scheeben dieses Zitat für ein offenkundiges Einschiebsel.

Diese von Bonnet durchgesehene Handschrift ist zugleich die einzige griechische, welche von einem Zuspätkommen des hl. Thomas meldet, ein Zug, der sich auch in der Historia Euthymiaca, im lateinischen Transitus A und in dem arabischen Text findet.

Bonnet fragt sich a. a. O. 235 weiter, wer diese Interpolation, nämlich das Begräbnis in Gethsemane, wohl in den Text der beiden griechischen Handschriften gebracht habe. „Indessen über eine bloße Vermutung bringen wir es nicht hinaus. Es muß uns genügen, die immerhin wahrscheinlich alte Quelle, aus welcher den beiden Interpolatoren von Cod. Paris 1215 und Monac. 276 ihr Bericht zugeflossen ist, angezeigt zu haben. Daß sie nicht unmittelbar aus der Quelle geschöpft haben, läßt sich erwarten: den Vermittler wird man an den kunstvoll geschlungenen Phrasen erkannt haben: es ist Simeon Metaphrastes, der selbst wahrscheinlich[2]) auch nicht weiter zurückgegangen sein wird als auf Johannes Damascenus".

Simeon, welcher die Heiligenleben „umschrieb", woher er den Namen „Metaphrastes" erhielt, gilt in der Literatur als eine recht unkritische Persönlichkeit. Er starb gegen 975. Obige Interpolation findet sich in seiner Rede auf die Mutter Gottes (43) wörtlich wieder.[3])

Schlußergebnis: 1. Der kürzere griechische Transitusbericht, wie er in der Revision bei Johannes von Thessalonich erscheint, erwähnt weder Sion noch Gethsemane; 2) der ausführliche griechische Transitus läßt Maria gegen alle geschichtlichen Nachrichten bis zu ihrem Lebensende in Bethlehem wohnen; die letzten Tage vor ihrem Tode wird sie in einer Wolke nach Jerusalem gebracht

---

[1]) Zeitschrift für wissensch. Theologie von Hilgenfeld 1880, S. 231. — [2]) Im fünften Kapitel werden wir klar nachweisen, daß Metaphrastes in der Tat beim Damascener diese Nachrichten gefunden hat. — [3]) M. P. G. 115, col. 560. cf. Zeitschrift für wissensch. Theologie a. a. O. 235.

und ihr Leichnam, ohne vorher begraben worden zu sein, in einer Wolke zum Paradiese getragen.

11. Dieser ausführliche griechische Transitusbericht ist die Grundlage für sahidische, syrische, arabische und lateinische Bearbeitungen geworden.[1]) „Die Übersetzer begnügten sich aber nicht, den griechischen Text einfach zu übersetzen, sondern haben die Erzählung mannigfaltig ausgeschmückt".

Wir wollen aus ihnen die hervorstechenden Einzelheiten herausheben.

a. die syrischen Texte. W. Wright gab außer dem schon besprochenen syrischen Transitusbericht, den er aus einer der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts angehörigen Handschrift entnahm, noch drei weitere Transitusberichte heraus. Der erste davon erscheint in seinen Contributions of the Apocryphal Literature in englischer Übersetzung Seite 18—24. Das Manuskript stammt aus dem zehnten Jahrhundert; der Text nähert sich von allen am meisten dem griechischen Text. S. 19 wird zuerst die Sendung des hl. Geistes geschildert. „Und also sandte er uns den hl. Geist, wie er verheißen hatte, als er von uns ging, und seit dieser Zeit wurden wir in alle Gegenden zerstreut, um das Evangelium zu verkündigen". Es muß beachtet werden, daß auch die Apokryphen sämtlich den hl. Johannes alsbald nach der Herabkunft des hl. Geistes nach „Asien" gehen lassen. Der Bearbeiter dieses Textes suchte es sich zu erklären, wie Maria nach dem griechischen Transitus nicht, wie er es für angemessen fand, in Jerusalem, sondern in Bethlehem gewohnt haben soll. „Aber Maria verharrte nach allem diesem in großer Sorge und betete stündlich bei dem hl. Grabe und auf Golgotha. Sie wurde sehr gehaßt von dem Volke der Kreuziger, und manchmal suchte man sie zu töten. Und sie setzten Wächter an das Grab und sagten mit großer Erregung: „Wenn sie hierhin kommt, um zu beten, bewerfet sie mit Steinen!..." „Und an einem Freitag ging sie mit einem Weihrauchfaß in Sorge zum hl. Grabe. Dort betete sie: „Nimm mich o Gott von dieser Welt, denn siehe, die Juden wollen mich steinigen!" Der Engel erscheint Maria und kündigt ihr an, daß sie in wenigen Tagen von der Welt scheiden werde. Durch die Engelserscheinung sind die Wächter erschreckt.

[1]) Apocal. apocryphae von Tischendorf, prolegomena XXXIV bis XXXVIII.

S. 20. Es wird Maria der Vorschlag gemacht, entweder sich entsühnen zu lassen, dadurch daß sie Jesus für den Sohn des Zimmermannes Joseph erkläre und die hl. Thora auf ihr Haupt gelegt bekomme, oder sie solle von Jerusalem fortgehen. Darauf erwidert Maria: „Ich gehe eigenwillig; ich habe keinen Wunsch länger in Jerusalem zu bleiben". S. 21. Maria rief die hl. Frauen ihrer Nachbarschaft zusammen und sagte zu ihnen: „Die Juden wollen mir nicht erlauben, in Jerusalem zu wohnen, und deshalb gehe ich nach Bethlehem in mein eigen Haus. Wenn jemand unter euch mit mir zu gehen wünscht, so komme er zu mir". In diesem Apokryphon spricht sich deutlich die Überzeugung aus, daß Maria nicht in Jerusalem blieb und wegen der Volksstimmung nicht bleiben konnte. Der Bericht schildert weiter, wie Maria mit ihren Gefährtinnen jetzt nach Bethlehem zog. S. 22. Maria bittet den Herrn, er möge mit den Aposteln zu ihr kommen, bevor sie sterbe. Der hl. Geist brachte den hl. Johannes von Ephesus auf einer Lichtwolke nach Bethlehem, wo er Maria auf dem Lager findet, sie feierlich begrüßt und tröstet. Doch Maria hat eine große Sorge; weinend erzählt sie dem hl. Johannes die Juden wollten ihren Leib nach dem Tode verbrennen! Die Apostel erscheinen jetzt alle, wunderbar von der Allmacht Gottes getragen, in Bethlehem; Thomas erscheint aus Indien, Jakobus aus Jerusalem, fünf werden aus den Gräbern auferweckt. Das ist der wesentliche Inhalt des ganzen Fragmentes.

Umfangreicher sind die Mitteilungen des Fragmentes, welches Wright aus einer Handschrift vom Jahre 1197 herausgab. Der englische Text umfaßt S. 24—41. Die Einleitung ist nur dann zu verstehen, wenn man auf den arabischen Transitus Rücksicht nimmt. Es muß hiernach vorausgeschickt werden, daß Maria jetzt von Bethlehem zugleich mit den Aposteln auf einer Wolke nach Jerusalem — Sion wird auch in dem syrischen und arabischen Apokryphon nicht genannt — gekommen ist. Durch große Wunder wird das Volk gewahr, daß Maria in Jerusalem ist. Der Stadtpräfekt kommt mit seinem kranken Söhnchen zu Maria, welche letzteres wunderbar heilt. Der Stadtpräfekt bekehrt sich, und die Stadt Jerusalem spaltet sich in zwei Parteien, für und wider Maria. Hier setzt nun unser syrischer Text ein. Der Stadtpräfekt verfährt streng gegen die ungläubigen Juden, was den Aposteln sehr gefällt. Es folgen große Disputationen, ausführliche Gespräche

des Präfekten mit Maria und den Aposteln, viele Wunder und noch einige geschichtlichen Ungereimtheiten, die jedenfalls durch sehr ungeschickte Interpolationen in den Text geraten sind, z. B. die eilige Abreise des Präfekten nach Rom und seine Berichte über Wunder Mariens!

S. 37. „Und als dieses sich in Rom ereignete, waren die Apostel noch in Jerusalem. Und als der Freitagmorgen dämmerte, sprach der hl. Geist zu den Aposteln: Nehmet die Heilige und gehet fort von Jerusalem auf der Straße, welche hinausführt zu dem Tale neben dem Ölberge. Dort sind drei Höhlen, eine neben der anderen; in der mittleren ist ein erhöhter Sitz zur rechten Hand. Gehet dorthin und setzet die Heilige darauf". Vom Sterben Mariens verlautet noch immer nichts; noch lebend hat nach diesem Apokryph Maria auf einer Tragbahre Jerusalem verlassen. Der syrische Märchendichter hat seine liebe Not mit einem Platz gehabt, den man zu seiner Zeit als „Grab Mariens" bezeichnete. Er fügt daher den aus dem griechischen Text bekannten Einzelheiten eine neue hinzu: Maria wird im Tale Josaphat zugleich mit den zwölf Aposteln ins Paradies entrückt. Also nach dem syrischen Transitus ist Maria weder auf Sion gestorben, noch in Gethsemane-Josaphat begraben worden: die Wolken haben sie nur für kurze Zeit nach Jerusalem gebracht; dies verließ sie lebend und ward im Tale, ohne begraben worden zu sein, zugleich mit den Aposteln ins Paradies versetzt. Wir erkennen zugleich, wie die Legende Schritt für Schritt sich Jerusalem zuwendet. -- Am frühen Morgen erheben sich die Apostel und nehmen die Gesegnete. Maria blickt die umstehenden Juden an, welche sprechen: „Siehe Maria glaubt, daß sie uns besiegt hat; sie geht fort von Jerusalem!" Alsdann verführen die Juden einen Mann mit Namen Jephunneh, sich auf die Sänfte zu stürzen; doch als er dies versuchte, schlug ein Engel ihm beide Arme an den Achselhöhlen ab. „Mutter Gottes, habe Mitleid mit mir!" flehte da der Unglückselige. Die Heilige sagte zu Petrus: „Gib ihm seine Arme!" Petrus heilt ihn und gibt dem Neubekehrten einen „Stab",[1]) womit er jetzt in der Stadt zahllose Wunder wirkt. „Jeder Kranke, dem er den Stab auflegte, wurde geheilt". Ein Fragment, welches Wright in der Vorrede p. 15

[1]) Später im lateinischen Text erscheint ein Palmzweig!

mitteilt, gibt an, Jephunneh habe damals 5000 Blinde mit seinem Stabe geheilt!

S. 39. „Als die Apostel zu den Höhlen, welche in dem Tale lagen, eingetreten waren, da fanden sie in der mittleren einen erhöhten Sitz aus Erde, und sie machten dort ein Lager der Gesegneten". Eine Anzahl Pünktchen zeigt im englischen Text an, daß hier eine Lücke ist. Ob sie hier stirbt? Es beginnt anscheinend ein neues Fragment. „Scharen himmlischer Geister in endlosen Reihen kamen und priesen sie und schwebten über der hl. Jungfrau". Auf Feuerwagen erscheinen jetzt Moses, Elias, Henoch und der Herr selber. „Und sie trugen die Gesegnete zum Paradiese in dieser Glorie, und ihr heiliger Leib wurde dorthin gebracht. Und als sie hinaufgetragen und die Pforte des Paradieses erreicht war, da ward das Schwert des Paradieses weggenommen, und die Heilige ging hinein in die Glorie, welche unaussprechlich ist".

S. 40. „Dann kehrten die zwölf Apostel in denselben Lichtwolken zum Ölberge (aus dem Paradiese) zurück und gingen hin, knieeten nieder und beteten glaubend und sprechend: Groß ist die Glorie, welche unsere Augen gesehen haben bei dem Heimgang der Gesegneten".

Einen noch ausführlicheren und deshalb jüngeren Text veröffentlichte Wright aus einem Manuskript des 13. Jahrhunderts im Journal of Sacred Literature 1865, Januar und April.[1]) Ähnlich wie die arabische Ausgabe berichtet dieser Text, daß man den Transitusbericht in der St. Johanneskirche zu Ephesus aufgesucht und gefunden habe! Diese syrische Bearbeitung steht der unten besprochenen arabischen sehr nahe.[2])

Mrs. Lewis veröffentlichte in den Studia sinaitica, Band XI, London und Cambridge 1902 einen vollständigen syrischen Text.[3])

b. Der arabische Text. Derselbe schreibt seine Entstehung ähnlich wie der griechische Transitus dem hl. Johannes zu, bleibt

[1]) Ganz ungerechtfertigt schrieb der protest. Theologe Ewald in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" 1865, 26, 1018 ff. bei einer Besprechung des neuentdeckten syrischen Transitus den fraglichen, in der kathol. Kirche verpönten Apokryphen überhaupt die Bedeutung zu, es beruhe seit dem fünften Jahrhundert „der ganze Marienkultus" der Kirche auf diesem Büchlein; „man würde ganz vergeblich eine andere Grundlage für ihn suchen"!! — [2]) Zeitschrift für wissensch. Theologie a. a. O. 228. — [3]) Hennecke, Handbuch zu den Neutestamentlichen Apokryphen, Tübingen 1904, S. 107.

sich aber nicht immer konsequent, da er vom hl. Johannes bald in der ersten, bald in der dritten Person spricht. Die Einleitung enthält die schon mitgeteilte Auffindung des Buches durch Priester vom Berge Sinai in der St. Johanneskirche in Ephesus. Der Bischof von Jerusalem bittet dieselben, den Bericht abzuschreiben, damit sie zur Widerlegung der Juden diese „Geschichte" auch in Jerusalem hätten.

S. 21 im lateinischen Text des arabischen Transitus erscheint Maria lebend am Grabe des Herrn: „Mein Herr und Gott, nimm mich von dieser schlechten Welt, denn ich fürchte, daß die Juden mich zu Tode bringen. So oft ich nämlich hier bete, greifen sie mich an . . . aber ich habe sie besiegt . . . und habe sie mit meinen Worten widerlegt." (!) — Der Erzengel Gabriel verkündet Maria, daß sie sterben werde. - In Jerusalem ist großer Aufruhr wegen Maria, aber es erscheint unverhofft Hilfe. Der König Abgar von Edessa hatte an den Kaiser Tiberius geschrieben, daß die Juden so sehr die Christen verfolgten! Tiberius schreibt nach Jerusalem, er werde die Juden dort töten lassen. Um deshalb den entstandenen Aufruhr friedlich beizulegen, lassen die Juden durch den Stadtpräfekten Maria höflich bitten, sie möchte doch von Jerusalem nach Bethlehem ziehen!

S. 29. Vierzig Tage nach dieser Begebenheit zieht Maria mit drei Jungfrauen nach Bethlehem. Kaum ist sie daselbst, so fängt sie an zu kränkeln.

S. 33. Maria wünscht, daß die Apostel alle bei ihr erscheinen. Zuerst kommt Johannes von Ephesus nach Bethlehem. Maria klagt ihm, die Juden hätten beschlossen, nach dem Tode ihren Leichnam zu verbrennen. Sie weint sehr, daß Johannes ihr sanfte Vorwürfe macht, warum sie den Tod so fürchte!

S. 39. Außer den noch lebenden Aposteln werden sechs aus den Gräbern gerufen! Alle kommen auf Wolken dorthin: ganz Bethlehem ist in Aufregung. —

S. 47. „Die Herrin Maria tat so viele Zeichen und Wunder jetzt, daß niemand außer ihrem Sohne sie aufzählen kann. Frauen aus Rom, Alexandrien, Ägypten, Königs- und Fürstentöchter kamen dort zu Maria, opferten und unterhielten sich mit ihr".

S. 51. Von Maria ging eine große Kraft aus; sie heilte alle von alten Krankheiten und Beschwerden, und die Zahl der Geheilten betrug gegen 2080!

S. 53. Es ziehen 30000 Reiter und Fußsoldaten nach Bethlehem, um Maria zu vertreiben. Aber über die Köpfe derselben trägt eine Wolke Maria mit den Aposteln hinweg. (Diese Hin- und Herfahrt zwischen Jerusalem und Bethlehem ist in den phantastischen Apokryphen ein Beweis, daß man das Gefühl hatte, Maria habe nicht in Jerusalem gewohnt). Trotz all der jetzt in Jerusalem erfolgten Wunder bleibt das Volk grausam und will das Haus anzünden, aber die Flamme tötet die Juden. Doch infolge dieser Wunder bekehrt sich der Stadtpräfekt, hält den Juden eine Strafpredigt, erklärt, daß er für Maria einstehe und niemand es wagen dürfe, ihr irgend ein Leid anzutun. Die Bekehrung des Präfekten veranlaßt die Bildung zweier Parteien. S. 59—67. Die Disputationen derselben! S. 67. Der Präfekt läßt vierzig Juden ergreifen und geißeln! Trotzdem der Stadtpräfekt so nötig in Jerusalem wäre, reist er nachts noch nach Rom ab und erzählt dort alles den Schülern des Petrus und Paulus. S. 71. Alles wie in dem besprochenen ausführlichen syrischen Transitus.

Auch hier wird Maria lebend Sion wird gar nicht genannt von Jerusalem nach Josaphat gebracht. Dieselbe Schilderung des Angriffes auf die Tragbahre, nur daß der Jude Juphia heißt und der Stab, mit dem er die Wunder wirkt, zu grünen beginnt!

S. 75. „Aber die Jünger stiegen hinab ins Tal und siehe, dort war die Höhle, wo sie die Herrin hinbrachten."

Es zeigt sich jetzt im arabischen Text eine große Konfusion, indem ganz offenkundig zwei Legenden in ungeschickter Weise verschmolzen sind. Der eine Text hatte ähnlich wie der syrische: Maria wird gleich in den Himmel aufgenommen. Mit ihm streitet ein anderer: Maria wird in Gethsemane ins Grab gelegt. Der erste Text läßt den hl. Thomas zugleich mit den übrigen Aposteln nach Bethlehem kommen, der zweite läßt ihn erst nach dem Tode Mariens erscheinen. Man beachte, wie der Redaktor die Konflikte zu lösen suchte!

S. 77. Maria ist in Gethsemane noch immer unter den Lebenden. Während der ursprüngliche griechische Text Maria gleich nach dem Tode samt den Aposteln durch eine Wolkenfahrt zum Paradiese bringen läßt, wo die Heiligen des alten Bundes Maria begrüßen, steigen jetzt Eva, Anna, Elisabeth zu Maria

hinab nach dem Tale Josaphat, begrüßen Maria, wünschen ihr Glück und werden von ihr wieder begrüßt.

S. 79. Die Patriarchen und Propheten kommen auf Feuerwagen herbei, zugleich auf zwölf feurigen Wagen die Engel usw. Maria bittet den Herrn, er möge sie zu sich aufnehmen.

S. 83. Maria stirbt im Tale Josaphat! Die Apostel setzen Maria dort bei und bleiben betend beim Grabe. Die Legende hat sich allmählich topographisch so verdichtet, daß jetzt zum erstenmale das Grab Mariens im Tale Josaphat erscheint.

Da erscheint auf einer Wolke Thomas — der nach dem Bericht ja schon längst da war — und sieht, wie die Engel auf ihren Schultern den Leib Mariens tragen. In den Lüften erhält Thomas den Segen Mariens. Als Thomas am Grabe angekommen ist, fragt Petrus, der wie die übrigen Apostel noch nicht wußte, daß Maria leiblich in den Himmel aufgenommen sei und ihren Leib noch im Grabe vermutete, warum er nicht beim Tode Mariens zugegen gewesen wäre. Thomas entschuldigt sich mit Berufsgeschäften. „Darauf fuhr er fort: Wo ist jetzt ihr Leib? — Die Apostel sagten: „In dieser Höhle!" Darauf jener: „Ich will sie sehen, um von ihr gesegnet zu werden und um die Wahrheit eurer Aussagen bestätigt zu finden." Darauf die Jünger: „Du bist immer mißtrauisch gegen das, was wir sagen, gerade so wie bei der Auferstehung des Herrn." Thomas: „Ihr wisset, daß ich der Thomas bin, und daß ich mich nicht zufrieden gebe, bis ich in das Grab gesehen habe, wohin ihr den Leib der Herrin gelegt habet." Andernfalls werde ich nicht glauben und sagen, daß sie nicht gestorben ist." Da erhebt sich Petrus schnell in Erregung, läßt das Grab öffnen, und sie finden nichts darin! Sie staunen und meinen, die Juden hätten den Leib gestohlen. Jetzt erklärt sich Thomas endlich und zeigt einen Gürtel, den Maria auf der Wolkenfahrt ihm zugeworfen hat. Voll Verwunderung schließen die Apostel das Grab und steigen betend den Ölberg hinauf. S. 87. Sie empfangen vom Herrn den Segen; Wolken bringen sie in ihre Länder, die Toten aber zu ihren Gräbern zurück! 89–93 schildert in orientalisch-sinnlicher Märchendichtung den Aufenthalt Mariens im Paradiese, 93—107 (Schluß) die vielen Wunder, die auf die Fürbitte Mariens geschehen.

Der arabische Text enthält sichtlich zwei Transitusrezensionen. Die erste Hälfte rührt aus dem griechischen Transitus her, welcher

im Interesse von Jerusalem die erdichteten Wolkenfahrten enthält, die zweite Hälfte geht wieder zurück auf den reelleren Boden, auf dem der älteste syrische Transitus aus dem fünften Jahrhundert und der revidierte Text des Johannes von Thessalonich stehen, nämlich daß Maria wirklich gestorben und in ein Grab gelegt worden ist. Der syrische und der griechische Transitus, welche in Palästina von ortskundigen Leuten gelesen wurden, wagten es nicht, eine Stätte in Gethsemane als das Grab Mariens zu bezeichnen; sie verbargen alles unter der schützenden, geheimnisvollen Wolkenhülle. Der arabische Text ist indessen kühner geworden, zeigt aber deutlich das unsichere Hin- und Herschwanken.

Auch ist es auffällig, daß in dem arabischen Text erst am Schlusse Thomas erscheint und eine Öffnung des Grabes veranlaßt. Es scheint dieser Umstand in den ältesten Nachrichten über das Hinscheiden Mariens genannt gewesen zu sein. Dieser Gedanke wird besonders den gläubigen Katholiken ansprechen, der geneigt ist, in den uralten, später leider durch Sagen und Fälschungen so sehr entstellten apokryphen Nachrichten über das Lebensende Mariens, einige Züge apostolischer Erinnerungen zu entdecken. M. Bonnet macht in seinem mehrfach erwähnten Aufsatz Seite 235 f. darauf aufmerksam, daß nur in der Historia Euthymiaca, also nur in einer griechischen Schrift, sich der Zug findet von Thomas' verspäteter Ankunft, Öffnung des Grabes und Wahrnehmung der Abwesenheit des Leichnams, ein Zug, der in dem lateinischen Berichte A, den Tischendorf zuerst herausgab, und in der arabischen Übersetzung wiedererscheint, Angaben übrigens, die auf das frühere Vorhandensein einer ganz eigenen Erzählung schließen lassen, da die Überraschung der Apostel bei Eröffnung des Grabes ganz sinnlos ist, wenn sie wie in den anderen Berichten selbst Zeugen der Versetzung Mariä in den Himmel gewesen sind. . . Warum in der griechischen hagiologischen Literatur diese Darstellung des Vorgangs, wie es scheint, verschwunden ist, läßt sich nicht sagen.[1])

Doch hierauf läßt sich eine Antwort geben! Dieser echt realistische Zug, der ein konkretes Grab voraussetzte, mußte im Interesse des über Jerusalem sich lagernden Wolkendunkels geopfert werden. Man konnte auf ihn später erst zurückgreifen

[1]) Bonnet vermutet noch einen alten „ungedruckten griechischen Text", der auch die Thomasgeschichte enthält. cf. a. a. O. 244.

historia Euthymiaca als die Volkssage eines der Kenotaphien im Tale Josaphat als das „Grab Mariä" bezeichnet hatte.

Ehe wir zur Besprechung der lateinischen Transitustexte übergehen, wollen wir uns einmal fragen, wie es doch kam, daß die Jerusalemer Legende, die wir allmählich sich entwickeln sehen, entstehen konnte. Wir haben schon eingehend die Tendenz des hl. Epiphanius erwähnt, zur Verteidigung Mariens möglichst Johannes und Maria auseinander zu halten. Dann hatte man ferner so wenig Kunde über das Sterben Mariens in Asien, wodurch die üppige, orientalische Phantasie geradezu herausgefordert wurde, dann die Bedenken des hl. Epiphanius, daß in der hl. Schrift von einem Aufenthalte und Sterben der hl. Jungfrau in Kleinasien keine Rede sei, während sie doch von einem Wohnen Mariens auf Sion bei Gelegenheit des ersten Pfingstfestes sprach. Es schien manchen in späterer Zeit, als die Erinnerungen an die ersten, schroffen Kämpfe auf dem Boden Jerusalems zwischen Judentum und Christentum geschwunden waren und die „terra maledicta" als liebes Ziel frommer Pilgerfahrten galt, recht angemessen, die hl. Jungfrau an heiligen Erinnerungsstätten wandernd und betend sich vorzustellen. Dann kam die große Begeisterung für die hl. Jungfrau nach dem Ephesinum, und das zum Konkreten und Sinnlichen so geneigte Volk fragte ganz voll Verlangen nach einem Grabe Mariens. Dazu kamen Jerusalems Lokalinteressen; man zeigte den Pilgerberichten zufolge so viele wirkliche und angebliche Heiligtümer; Kleinasien aber lag so weit ab, und Ephesus war schnell eine verödete und wenig besuchte Stadt. Aber nur in langsamer, vorsichtiger Entwicklung schreitet die Jerusalemer Legende von Stufe zu Stufe weiter.

Mit größter Verwunderung lesen wir daher bei Nirschl folgenden Satz, den er in Sperrdruck hervorheben ließ: „Alle Rezensionen des Transitus, die wir besitzen — die griechischen Originaltexte, die fünf (?!) syrischen Übersetzungen, eine arabische und zwei lateinische Versionen — stimmen in bezug auf den Ort und die Umstände des Lebens und Sterbens mit einander überein (!); denn alle — der griechische Urtext an der Spitze — schildern ihr Verscheiden als in Jerusalem erfolgt und ihre Bestattung in Gethsemane."[1]) Aber hat der Verfasser die Texte, die

[1]) N II, 161.

hier zitiert werden, nicht vor Augen gehabt? Wir finden überhaupt bei ihm kein anderes Zitat als die von M. Bonnet als späte Interpolation nachgewiesene Stelle der Münchener griechischen Handschrift (C) und zwar in der von Lehnerschen Übersetzung!

Gewiß ist diese Behauptung Nirschls viel bedenklicher, als die, welche er über den Ursprung des Apokryphons äußert. „Es wird um 400 n. Chr. bald nach der Auffindung (!) ihres Grabes verfaßt worden sein." Er neigt zu der Meinung, das Schriftchen sei geschaffen von einer Persönlichkeit, die im Verkehr mit der übersinnlichen Welt zu stehen glaubte, wie es zu alten Zeiten, namentlich in den ersten Jahrhunderten des Christentums, wo der prophetische Geist noch reicher waltete, solche gegeben hat." „Einer visionären Seele trat die ganze Begebenheit mit all ihren Einzelheiten und Handlungen und Reden plastisch vor das innere Auge; und aus dem Inneren ging sie in das äußere Bild durch die schriftliche Darstellung über." „Diese Vision, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, verlegt den ganzen Vorgang in die Zeit der Regierung des römischen Kaisers Tiberius (14—37 n. Chr.), also in eine Zeit, da er historisch absolut unmöglich war, da ja damals die Zerstreuung der Apostel in die verschiedenen Länder noch nicht stattgehabt, Paulus noch gar nicht in das Apostelkollegium aufgenommen, da noch keiner der Apostel aus dem Leben geschieden war, sondern alle noch am Leben waren. Wir finden es daher sehr erklärlich, daß Papst Gelasius in seinem Dekrete über die Bücher (vom Jahre 494) diese Schrift als eine apokryphe erklärt, d. h. sie aus der Zahl der kirchlich gebilligten Bücher ausgeschieden hat."[1])

c. Die beiden lateinischen Texte, Transitus A und B, wovon der erstere zuerst aus den Handschriften von Tischendorf in seinen Apocalypses apocryphae mitgeteilt wurde. Der lateinische Transitus B war dem Mittelalter bekannt; es ist der gekürzte, purgierte Text, der unter dem Namen des hl. Melito, Bischof von Sardes, ging, also der Pseudo-Melito. Tischendorf hielt dafür, daß der lateinische Text trotz mannigfaltiger Abweichungen aus dem griechischen Pseudo-Johannes als der Hauptquelle geflossen sei.[2]) Bickell und Bonnet sind aber der Ansicht, daß er mehr

[1]) N I, 86—89; vergl. N II, 158. — [2]) Apocal. apocr. XXXVIII.

auf den griechischen Text zurückgeht, den Johannes von Thessalonich revidiert hat, da sich große Übereinstimmungen mit dem revidierten Text des Erzbischofs zeigen. [1])

Während die katholische Kirche des Abendlandes der Jerusalemer Legende gegenüber sich durchaus reserviert verhielt, so ist dennoch die lateinische Transitusübersetzung die erste, welche Sion und Josaphat mit deutlichster Offenheit nennt. Der mehr nüchterne Sinn abendländischer Freunde der Apokryphen verzichtete auf die zur Entwicklung der Jerusalemer Legende so notwendigen, die Geschichte mit dichtem Nebel verhüllenden Wolkenfahrten von Bethlehem nach Jerusalem und von Jerusalem nach dem Paradiese. Hier findet sich auch die im griechischen Text als störend ausgemerzte Begebenheit vom Zuspätkommen des Apostels Thomas.

Nach dem lateinischen Transitus A, den Tischendorf aus einer Handschrift des 13., aus einer des 14. Jahrhunderts und aus einer nicht datierten (C. Laurentian.) entnahm,[2]) wohnt Maria auf Sion und wird schon im zweiten Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn in den Himmel aufgenommen. Die Sorge für die hl. Jungfrau trägt merkwürdigerweise Joseph von Arimathäa. Nachdem der Engel Maria den Tod angekündigt und ihr eine Palme aus dem Paradiese mitgebracht hat, erscheint Johannes plötzlich wunderbar von Ephesus. Doch es wartet hier seiner ein schmerzlicher Vorwurf. „O geliebtester Sohn", spricht Maria zu ihm, „warum hast du mich so lange allein gelassen und nicht auf die Befehle deines Herrn geachtet, daß du mich behüten sollst, wie er dir auftrug, als er am Kreuze hing? Jener aber warf sich auf die Kniee und bat um Verzeihung",[3]) die ihm gewährt wurde. Diese Bemerkung des Apokryphons ist sehr beachtenswert; es zeigt sich hierin, wie unnatürlich der Riß war, der zwischen Maria und Johannes, dem Gebote des Heilandes zuwider, bestand. Auch ist darauf zu achten, daß hier Johannes alsbald nach der Himmelfahrt Christi sich nach Kleinasien begibt. Der Transitus berichtet dann weiter, daß alle Apostel noch am Leben sind und mit Ausnahme von Thomas auf Wolken nach Jerusalem kommen. Es erscheinen aber zugleich so viel Jünger, daß man sie nicht

---

[1]) Zeitschrift für wissensch. Theologie a. a. O. 236 f., siehe auch Zeitschrift für kathol. Theologie 1880, 602. — [2]) Apocal. apocr. XLIII. — [3]) Apocal. apocr. S. 116.

zählen konnte. Am Tage darauf stirbt Maria unter den Psalmengesängen der Apostel. „Wie die Wolke (mit der Seele Mariens) aufstieg, erbebte die ganze Erde, und in einem einzigen Augenblick sehen alle Bewohner Jerusalems klar den Tod der hl. Maria".[1]) Die Juden beschließen sofort, den Leib zu verbrennen, werden aber mit Blindheit geschlagen. Ein Jude mit Namen Ruben stürzt sich auf die Totenbahre, welche die Apostel vom Berge Sion nach dem Tale Josaphat tragen, aber seine Arme verdorren und hangen wie befestigt an der Bahre, sodaß er sie nicht zurückziehen konnte. Er bekehrt sich aber, wird geheilt und auf der Stelle ebendort getauft! „Dann setzten die Apostel ehrfurchtsvoll den Leib im Monumente bei, während sie vor süßer Liebeswonne weinten und sangen. Aber plötzlich umstrahlte sie Licht vom Himmel, und sie fielen zur Erde; der hl. Leib aber wurde von den Engeln in den Himmel aufgenommen."[2]) Hier ist also nicht die Rede davon, daß die Apostel drei Tage am Grabe warteten, sondern die Aufnahme vollzieht sich sogleich, ohne Vorwissen der Apostel.

In dem Augenblicke, wo der Leib Mariens zum Himmel getragen wird. erscheint, von einer Wolke getragen, Thomas auf dem Ölberge. Er überschaut gleich in den Lüften die Situation und erhält von Maria den Gürtel, womit die Apostel die Leiche befestigt hatten. Thomas kommt hinab zum Tale Josaphat und findet die Apostel in tiefer Bewegung um das Grab geschart. „Als sie Thomas sahen, begrüßten sie ihn, und Petrus sprach zu ihm: Wahrlich, du bist immer hart und ungläubig gewesen; wegen deines Unglaubens hat es Gott nicht gefallen, dich am Begräbnis der Mutter des Heilandes teilnehmen zu lassen. Dieser aber schlug an seine Brust und sagte: Ich weiß ganz bestimmt daß ich immer ein Sünder und Ungläubiger gewesen bin; ich bitte euch um Verzeihung wegen meiner harten und ungläubigen Gesinnung. Und alle sprachen für Thomas. Darauf sagte der hl. Thomas: Wo habt ihr den Leib hingelegt? Sie wiesen mit den Fingern nach dem Grabe. Er aber sagte: Dort ist der hochheilige Leib nicht! Darauf sprach der hl. Petrus: Ein anderes Mal wolltest du die Auferstehung unsers Herrn nicht glauben, bis du ihn mit den Fingern berühren und sehen könntest;

[1]) Apocal. apocr. S. 118. — [2]) S. 119.

wie willst du uns da glauben, daß der hl. Leib hier ist? Er aber wiederholte in festem Tone: Hier ist er nicht. Halb aufgebracht gehen sie zu dem neuen Felsengrab und nehmen den Stein hinweg; den Leib aber fanden sie nicht und wußten nicht, was sie sagen sollten, da sie jetzt von Thomas überführt waren".[1] Da erzählte Thomas, er habe eben in Indien ein Hochamt gesungen und wäre plötzlich mit den priesterlichen Kleidern zum Ölberg gebracht worden. Da habe er Maria auffahren gesehen und ihren Gürtel erhalten. Alle baten jetzt Thomas um Verzeihung, daß sie ihn noch für ungläubig gehalten hatten. Die Apostel eilen auf Wolken wieder zur Stätte ihrer Predigttätigkeit zurück. Am Schlusse versichert das Buch feierlich, es sei von Joseph von Arimathäa geschrieben worden!

Der Transitus B ist der einzige Bericht, der im 19. Jahrhundert schon bekannt war; alle andern bis jetzt genannten Texte sind seit 1854, wo der arabische Text veröffentlicht wurde, nach und nach aus Handschriften herausgegeben worden. Der Transitus B – Pseudo-Melito genannt beginnt mit einer Vorrede, welche uns außer Melito wieder eine neue Persönlichkeit als Verfasser des Transitus vorführt. „Melito, der Diener Jesu Christi, Bischof der Kirche von Sardes, den ehrwürdigen Mitbrüdern in Laodicea Gruß und Segen! Ich bin eingedenk, wie ich öfters in betreff eines gewissen Leucius geschrieben habe, der zwar gleich wie wir mit den Aposteln Umgang hatte,[2] aber von persönlichen irrigen Meinungen und von einer gewissen Verwegenheit geleitet, allerlei von den Taten der Apostel in seinen Büchern mitteilte. Über die wunderbaren Taten derselben hat er manches Wahre mitgeteilt, über die Lehren indessen viel Lügenhaftes berichtet, indem er ihnen neue Lehren in den Mund legte und seine eigenen falschen Meinungen mit angeblichen apostolischen Lehren zu begründen suchte. Damit war er nicht zufrieden; er hat auch das Hinscheiden der immerwährenden Jungfrau Maria, der Gottesmutter, in so unwürdiger Weise erzählt, daß man in der Kirche Gottes seinen Bericht nicht einmal hören, geschweige denn lesen darf. Wir aber wollen auf euer Bitten das, was

[1] S. 120, 121. — [2] Melito von Sardes, „eine der ehrwürdigsten Gestalten der Kirchengeschichte des zweiten Jahrhunderts", lebte zur Zeit der Kaiser Antoninus Pius (138—161) und Mark Aurel (161—180). B. A. L. I, 547.

wir persönlich vom Apostel Johannes vernommen haben, euch in aller Einfachheit schreiben". [1])

Der Bericht beginnt indessen gleich mit den sonderbarsten Widersprüchen. „Als unser Herr und Heiland für die Sünden der ganzen Welt am Kreuze hing . . . sah er herab auf seine Mutter und auf Johannes den Evangelisten, den er mehr als die übrigen Apostel wegen seiner Jungfräulichkeit liebte. Er vertraute ihm deshalb die Sorge für die hl. Jungfrau an mit den Worten: „Sieh' da deine Mutter!" „Sieh' da deinen Sohn!" Von dieser Stunde an blieb die hl. Jungfrau in der besonderen Obhut des hl. Johannes, solange sie auf Erden lebte." Trotzdem erscheint im dritten Kapitel Johannes zum Tode der hl. Jungfrau, indem er von Ephesus nach Jerusalem kommt.

„Und während die Apostel sich die Welt durch das Los zur Verkündigung des Evangeliums verteilten, blieb sie zurück in dem Hause seiner (des Johannes) Eltern nahe beim Ölberge". Der Verfasser des Berichts weiß augenscheinlich nicht, daß die Mutter Gottes auch da wohnt, wo er sie begraben werden läßt; er fingiert einen Leichenzug, der nach der „rechten Seite der Stadt nach Osten zieht, das ist aber nach dem Tale des Ölberges", nach Josaphat.

Dieses Apokryph läßt ebenfalls Maria im zweiten Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn sterben. [2]) Auch hier erscheint der „Palmzweig aus dem Paradiese", der diesmal aber vor der Totenbahre getragen werden soll. Den Engel, welcher die Nachricht von dem Hinscheiden bringt, bittet Maria, ihr seinen Segen zu gewähren, damit, wie sie sagt, „keine höllische Macht mir in der Stunde begegne, in welcher meine Seele vom Leibe scheidet, und damit ich nicht den Fürsten der Finsternis zu schauen bekomme (!)." Der Transitus B bringt wenig neue Züge; er hat die Tendenz, die krassen Geschichten der früheren Erzählungen einigermaßen zu korrigieren.

Als Johannes von Ephesus gekommen ist, spricht Maria zu ihm: „Siehe, am dritten Tage werde ich von der Welt scheiden; ich habe aber vernommen, wie die Juden überlegten: Lasset uns

[1]) Apocal. apocr. S. 124. — [2]) Wegen dieser und anderer törichten Bemerkungen hat Beda diese Erzählung des Pseudo-Melito scharf getadelt. M. P. L. 92, 1014 f. (Lib. retract. in act. ap. c. 8.)

den Tag abwarten, an welchem die Mutter jenes Betrügers stirbt; wir wollen dann ihren Leib verbrennen!“ [1]) Ein merkwürdiger Widerspruch, der uns jetzt schon einigemale begegnet ist: Wenn Maria den Juden so lästig war, warum töten sie dieselbe nicht? Wäre Maria in Jerusalem geblieben, so wäre sie gewiß keinen Tag ihres Lebens sicher gewesen.

In Gegenwart des Herrn und der Apostel gibt Maria den Geist auf. „Darauf sprach der Herr: Wohlan, Petrus und ihr übrigen Apostel, nehmet den Leib Mariens und bringet ihn zur rechten Seite der Stadt nach Osten (!). Dort werdet ihr ein neues Grabmal finden, leget den Leib hinein und wartet, bis daß ich zu euch komme.“ . . . Petrus und Paulus tragen die Bahre, Johannes geht mit der leuchtenden Palme vorauf; Petrus stimmt den Psalm an: Exiit Israel de Aegypto; „die übrigen Apostel sangen Psalmen mit gar lieblichen Stimmen.“ „Es war eine Engelschar in den Wolken, die herrliche Lieder sang, und es hallte die Erde wieder von süßen Harmonien. Da kam das Volk aus der Stadt Jerusalem ungefähr fünfzehntausend (!); sie wunderten sich und sprachen: Was ist das für ein wohlklingendes Singen! Und einer von ihnen sprach: Maria, die Mutter Jesu, ist von der Welt geschieden, und die Jünger Jesu singen um ihre Leiche Loblieder.“

Der Jude, der sich an der Bahre vergreift, ist diesmal der Hohepriester selbst! [2]) Als das Strafgericht ihn getroffen, bittet er Petrus um Hilfe. „Sei eingedenk, wie ich ein gutes Wort für dich eingelegt habe, (!) als die Türhüterin im Prätorium dich erkannte und die übrigen aufforderte, mit dir ränkevoll umzugehen.“ Nach der wunderbaren Heilung sagte Petrus zu ihm: „Nimm diese Palme aus den Händen unseres Bruders Johannes und begieb dich in die Stadt. Daselbst wirst du viele heut' blind gewordene Menschen finden. Verkündige ihnen die Wundertaten Gottes! Denen aber, die gläubig werden, lege diese Palme auf die Augen, und die Blinden werden wieder sehen können, die aber nicht glauben, werden blind bleiben“. Dann hätte ja mindestens das halbe Jerusalem an diesem Tage sich bekehren müssen!!

---

[1]) Apocal. apocr. 127. — [2]) Dem hl. Willibald von Eichstädt, der im Jahre 724 im hl. Lande war, zeigte man sogar eine Säule, die zum „Andenken“ daran errichtet worden sei! Tobler, Descript. terrae sanctae 1874, 31.

„Die Apostel gelangten jetzt mit der Leiche Mariens zu dem Orte des Tales Josaphat, welchen der Herr ihnen bezeichnet hatte. Und sie legten den Leib in ein neues Grab und verschlossen alsdann dasselbe. Sie aber setzten sich vorn ans Grab, wie der Herr sie geheißen hatte. Plötzlich erschien der Herr Jesus mit unzähligen Engelscharen." Der Herr erinnert die Apostel, daß er sie zu Richtern über die zwölf Stämme Israels bestellt habe. „Diese Tochter aber hat der Vater mir aus den Stämmen Israels als irdische Mutter erwählt; gebet daher euer Urteil ab, was ich mit ihr tun soll?" Da sprachen Petrus und die übrigen Apostel: „O Herr, du hast diese deine Magd zu deiner unbefleckten Mutter erwählt und uns, deine Diener, zu deinen Aposteln. . . . Es ist also deinen Dienern als recht und billig erschienen: wie du, nachdem du den Tod besiegt hast, in Herrlichkeit herrschest, so mögest du den Leib deiner Mutter wieder erwecken und in Freuden mit dir in den Himmel nehmen!" „Da antwortete der Heiland: „Es geschehe euch nach eurem Worte! Alsdann befahl er dem Erzengel Michael, die Seele Mariens herbeizubringen". Der Stein wird weggewälzt, Maria erhebt sich in freudiger Dankbarkeit aus dem Grabe. Der Herr umarmte sie liebreich und übergab sie den Engeln, daß sie Maria ins Paradies bringen möchten". Der Herr nimmt alsdann Abschied von den Aposteln: „Die Apostel aber wurden von Wolken aufgenommen, und jeder kehrte nach dem ihm zugewiesenen Lande zurück, wo sie die göttlichen Wundertaten erzählten".[1])

Dies sind die Transitusberichte in ihrer ganzen Entfaltung, soweit sie für unsere Frage von Interesse sein können. Es existieren noch Rezensionen in bohairischer (E. Revillout, Apocryphes coptes du N. T. Paris 1876),[2]) in sahidischer[3]) (P. de Lagarde, Aegyptiaca, Göttingen 1883) und in armenischer Sprache (Bibliothek der alten und neuen armenischen Literatur II. Neutestamentliche Apokryphen, Venedig 1898. Darin: „Bericht des seligen Nikodemus über das Entschlafen der Gottesgebärerin und immerwährenden Jungfrau Maria.)[4]) Für unsere Zwecke

[1]) Apocal. apocr. 124—136; M. P. G. 5, 1231—1240, vide dissert. C. C. Woog ib. — [2]) Dem „sel. Abbas Euodius, dem Patriarchen und Erzbischof der großen Stadt Rom", zugeschrieben. (Vergl. auch Diekamp a. a. O. XXXVI ff. — [3]) Migne, dictionnaire des apocryphes II, 535. Der koptische Transitus nennt als Urheber den hl. Bartholomäus. — [4]) Literarische Rundschau 1901, 257 ff.

können eigentlich nur maßgebend sein der griechische und der syrische Text, da nur diese Rezensionen in Palästina in Gebrauch sein konnten. Außerdem kommt noch in Betracht ein jüngsthin aufgefundener armenischer, von Prof. Dr. Vetter übersetzter Brief, welcher vorgibt, vom hl. Dionysius Areopagita (Pseudo-Dionysius) zu stammen. Da Nirschl diesem Briefe große Bedeutung beizulegen sucht, so kommen wir im folgenden Kapitel auf Pseudo-Dionysius eingehend zurück. Den Schluß der „Zeugen" für Jerusalem macht das fragwürdige Zitat aus einer sonst gänzlich unbekannten Historia Euthymiaca beim hl. Johannes Damascenus im 8. Jahrhundert. Das sind alle „Zeugen", worauf Jerusalem sich beruft, da die übrigen Zeugen sich auf diese Apokryphen berufen, das Echo der apokryphen Schriften sind, und ihr Zeugnis nur soviel wert ist als ihre Quellen.

Wir haben aus den Transitusberichten, welche einer ziemlich weit entlegenen Literatur angehören, alle wesentlichen Züge herausgehoben, also was Ort, Zeit und Art des Hinscheidens, des Begräbnisses und der Aufnahme in den Himmel betrifft. Aus diesem Labyrinth von Widersprüchen heben wir nur einiges hervor. Als Verfasser nennen sich: Johannes der Ev., Jakobus der Bruder des Herrn, der hl. Bartholomäus, die Apostel zusammen, Joseph von Arimathäa, Nikodemus, ein römischer Patriarch Eudoxius, Leucius, Melito von Sardes, Johannes von Thessalonich (nicht nur für seine Bearbeitung, sondern auch für den ausführlichen Bericht), während der syrische Text in dritter Person erzählt. Außerdem wird Dionysius der Areopagite mit dem Transitus Mariens in Verbindung gebracht.

Wie sind die einzelnen Transitus voneinander abhängig? Dies ist schon in der vorhergehenden Zusammenstellung angedeutet worden. Gewiß bewegen wir uns hier auf dem Gebiete der Hypothese, aber wir glauben auf Grund der Vergleichung der verschiedenen Transitusredaktionen es als wohlbegründete Ansicht aussprechen zu dürfen: An der Spitze der einzelnen Redaktionen steht ein kurzer, knapper Bericht, welcher besagt, die Apostel seien zum Tode Mariens zusammengekommen; drei Tage nachher sei Thomas erschienen, und auf dessen Verlangen sei das Grab geöffnet, aber merkwürdiger Weise leer gefunden worden. Der Schlüssel zum Verständnis der Entwicklung der Transitustexte liegt vorzüglich in ihrer Stellung zum hl.

Thomas. Im folgenden bringen wir eine kurze, systematische Zusammenstellung, die den Fortschritt der Legende zeichnet.

1. Der hl. Epiphanius im vierten Jahrhundert kennt nur eine und zwar die kleinasiatische Tradition, gegen die er nur das eine einzuwenden hat, daß sie nicht in der hl. Schrift stehe. Nach dieser Tradition verbrachte Maria ihre letzten Lebensjahre in Kleinasien beim hl. Johannes. Nur aus der Tradition weiß Epiphanius, daß sich beim Sterben Mariens „über das Maß gehendes Wunderbares" ereignete, worüber er sich aber in stiller Bewunderung Schweigen auferlegt.

2. Der älteste syrische Text aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts trägt schon alle Spuren einer apokryphen Bearbeitung, setzt daher schon eine bessere, geschichtliche Quelle voraus. Hier sind keine Ortsangaben gemacht, aber a. alle Apostel warten drei Tage am Grabe Mariens; b. die Apostel schweben mit dem Leibe Mariens in die Wolken empor und schauen im Jenseits merkwürdige Dinge. c. Die Seele Mariens wird erst im Paradiese mit dem Leibe wieder vereinigt.

3. Der Erzbischof Johannes von Thessalonich will den ursprünglichen Transitusbericht bieten, vermag aber nicht die üppigen Ranken apokrypher Sagen gehörig abzuschneiden. Eine Handschrift seines Textes hat die Angabe, Maria wäre nach der Himmelfahrt des Herrn nur kurze Zeit in Jerusalem geblieben; andere bringen keine Ortsangaben, nur daß Johannes von Sardes in Kleinasien aus zum Hinscheiden Mariens kommt. Mariens Leichnam wird in ein Grab gelegt; alle Apostel sind zugegen und warten, bis daß — es fehlt die nähere Zeitangabe — der Herr erscheint und den Leib Mariens den Engeln übergibt und ihn ins Paradies tragen läßt.

4. Der „von Häretikern verfälschte", von Johannes von Thessalonich bearbeitete Text ist der griechische Transitusbericht, welcher in Palästina bekannt war und die Vorlage für spätere Rezensionen bildete. Dieser Text hat das Bestreben, die konkreten Züge des Urberichtes möglichst zu verwischen und im Interesse für Jerusalem alles in mysteriöses Wolkendunkel zu bringen. Die echt realistischen Züge eines wirklichen Grabes und der Öffnung des Grabes infolge der verspäteten Ankunft des hl. Thomas waren hier höchst unbrauchbar. Man kannte eben in Jerusalem kein wirkliches Mariengrab; deshalb hätte die Szene

mit Thomas genötigt, Farbe zu bekennen. Wesentlich ist: a. Maria kommt in einer Wolke nach Jerusalem kurz vor ihrem Hinscheiden. b. „Als die Apostel aus der Stadt Jerusalem hinausgingen und die Bahre trugen, da entführten plötzlich zwölf Lichtwolken die Apostel mit dem Leibe unsrer Herrin und brachten sie ins Paradies."

5. Im syrischen Text kommt ebenfalls Maria kurz vor ihrem Abschied auf Wolken nach Jerusalem (Sion wird weder im griechischen, noch im syrischen, noch im arabischen Text genannt). Aber sie wird noch lebend und redend ins Tal Josaphat gebracht, und sie wird, ohne daß von ihrem Sterben berichtet wird, dort zugleich mit den Aposteln auf Wolken ins Paradies gebracht. Der Fortschritt in der Entwicklung dieser Legende besteht a. in der Nennung des Tales Josaphat; b. die Personen, welche im griechischen Text beim Eintritt ins Paradies Maria und den Aposteln erscheinen, kommen hier alle schon nach dem Tale Josaphat.

6. Im jüngeren arabischen Text zeigt sich ein Ringen zwischen dem griechisch-syrischen Bericht und dem ursprünglicheren Text, welcher von Thomas redet. Bei der Wolkenfahrt der Apostel nach Bethlehem wird die Anwesenheit des hl. Thomas ganz eingehend berichtet. Alle Apostel kommen mit Maria in einer Wolke nach Jerusalem. Maria gelangt wiederum lebend zum Tale Josaphat; die Heiligen des alten Bundes erscheinen wiederum wie im syrischen Text in dem Tale bei Maria, beglückwünschen sie usw. Maria stirbt im Tale Josaphat. Die Apostel setzen Maria bei und bleiben betend beim Grabe. Ohne Vorwissen der Apostel wird Maria leiblich in den Himmel aufgenommen. Thomas erscheint verspätet auf der Wolke, erblickt die hl. Jungfrau auf ihrer Himmelfahrt und veranlaßt die Öffnung des leeren Grabes.

7. Der lateinische Transitusbericht A läßt Maria auf Sion wohnen, welches hier also zuerst genannt wird; alle Apostel mit Ausnahme von Thomas kommen auf Wolken nach Jerusalem. Nach dem Tode Mariens setzen sie den Leichnam in einem Grabe des Tales Josaphat bei. „Aber plötzlich umstrahlte sie Licht vom Himmel, und sie fielen zur Erde; der hl. Leib aber wurde von den Engeln in den Himmel aufgenommen" — ohne daß die elf Apostel etwas davon wußten. Thomas erscheint zu spät.

Durch seinen scheinbaren Zweifel veranlaßt, öffnen die Apostel das Grab und finden es leer.

8. Der lateinische Bericht B läßt Maria am Ölberge wohnen. Maria spricht zu den Aposteln: „Am dritten Tage werde ich von der Welt scheiden". Die Apostel setzen Maria im Tale Josaphat bei und warten, bis der Herr kommt. Plötzlich — von dreitägigem Warten am Grabe ist noch immer keine Rede — erscheint der Herr und läßt die Apostel entscheiden, was er mit dem Leibe Mariens tun soll. Dieselben schlagen ihm vor, Maria leiblich in den Himmel aufzunehmen, was auch vor ihren Augen geschieht.

9. Den ersten sicheren Nachweis einer Zitierung des Transitus im Abendlande bietet Gregor von Tours († 595). Alle Apostel sind beim Tode Mariens zugegen. „Als dann der Tag anbrach, erhoben die Apostel ihren Leib mit dem Bette und setzten ihn in einem Grabe bei und bewachten ihn, indem sie die Ankunft des Herrn abwarteten. Und siehe, abermals stand der Herr bei ihnen, nahm den heiligen Leib und hieß ihn in einer Wolke in das Paradies tragen". Die Ortsangaben fehlen.

10. Viel bestimmter tritt der um 780 von einer Nonne geschriebene Reisebericht des hl. Willibald von Eichstädt auf, der zwischen 724 und 726 im hl. Lande gewesen war, — also die zweite Erwähnung des Transitus. „Als die elf Apostel den Leib der hl. Jungfrau von Jerusalem forttrugen und zum Stadttore kamen, wollten die Juden ihn ergreifen. Aber alsbald blieben die Arme dieser Menschen, welche sie ausgestreckt hatten, an der Tragbahre wie angeleimt hängen, und sie konnten sich nicht mehr rühren, bis daß sie durch die Gnade Gottes und die Fürbitte der hl. Apostel wiederum gelöst wurden, worauf diese (die Juden) weggingen. Die hl. Maria starb an jenem Ort mitten (?) in Jerusalem, welcher die hl. Sion genannt wird.[1]) Dann trugen die elf Apostel sie weiter, und Engel kamen und nahmen sie aus den Händen der Apostel und trugen sie ins Paradies". Die Nonne schildert gleich hieran anschließend einen Besuch des hl. Willibald im Tale Josaphat. „Dieses liegt neben Jerusalem nach Osten. In diesem Tale ist die Kirche der hl. Maria, und in dieser Kirche ist ihr Grab, nicht weil ihr Leib dort ruhe, sondern (nur) zu ihrem

[1]) Damit ist zum ersten Male nach dem Abendlande die Nachricht gekommen, Maria sei auf Sion gestorben.

Andenken: non de eo, quod corpus eius ibi requiescat, sed ad memoriam eius".[1]) Man wagte es also in der Mitte des achten Jahrhunderts in Jerusalem noch nicht, ein wirkliches Mariengrab in Jerusalem zu zeigen, sondern begnügte sich mit einem Kenotaphion,[2]) das zu Ehren der hl. Jungfrau den Namen „Grab Mariä" trug!

11. Den definitiven Abschluß der Transituslegende bringt das fragliche Zitat beim hl. Johannes Damascenus aus der unbekannten Historia Euthymiaca. In allen bisher erwähnten Berichten ist von einem „Sarge" und von einer Grableinwand der hl. Jungfrau noch nicht die Rede gewesen. Diese schenkt uns zuerst im achten Jahrhundert – d. h. wenn es keine Interpolation ist, sonst noch später — die Euthymianische Geschichte. Sie legt dem Juvenal die Worte in den Mund: „Alle heiligen Apostel . . . wurden sämtlich in einem Augenblick in die Luft emporgetragen und nach Jerusalem gebracht, und als sie dort waren, hatten sie ein Gesicht von Engeln, und ein göttlicher Lobgesang wurde von himmlischen Wächtern gehört. Und so empfahl sie unter göttlicher und himmlischer Lobpreisung ihre heilige Seele in die Hände Gottes in einer unaussprechlichen Weise. Ihr entschlafener Leib aber, der Gott empfangen hatte, wurde bestattet und in einem Grabe in Gethsemane unter dem Lobgesang der Engel und Apostel beigesetzt. An jenem Orte hörten die Chor- und Lobgesänge der Engel drei Tage lang[3]) nicht auf. Als aber am dritten Tage der Gesang der Engel aufhörte, kamen alle anwesenden Apostel, mit ihnen auch Thomas, der vorher abwesend gewesen, aber nach dem dritten Tage angekommen war und nun den Leib, der Gott aufgenommen hatte, verehren wollte, zum Grabe und öffneten den Sarg. Aber ihren gebenedeiten Leib konnten sie nicht finden. Die Leintücher von ihr fanden sie darin liegen, die einen unaussprechlichen Geruch auf die Apostel ausströmten. So schlossen sie wieder den Sarg.[4]) Der Bericht fährt fort, Juvenal habe den „Sarg" und die „Sterbekleider" nach Konstantinopel in die Blachernenkirche in Konstantinopel

[1]) Tobler, Descriptiones terrae sanctae, 1874, 31, 32. — [2]) Kenotaphion: leeres Ehrengrabmal, „symbolische Ruhestätte für einen Verstorbenen, dessen Überreste nicht in heimischer Erde geborgen werden konnten". Herders Konv.-Lex. 1905, IV, 1506. — [3]) Hier erscheinen also wieder die im ersten syrischen Fragment erwähnten drei Tage, die Maria im Grabe gelegen habe. — [4]) NI, 110; M. P. G. 96, 747.

geschickt, woselbst sich dieselben aber bis heute leider noch nicht haben finden lassen!!

Die griechische Legende ist damit in später Zeit wieder zum hl. Thomas zurückgekehrt, nachdem sich im Laufe der Jahrhunderte allmählich die Sage vom „Mariengrabe" konsolidiert hatte.

Bei Simeon Metaphrastes († gegen 975) erscheint die Geschichte ganz genau wie oben erzählt. Indessen fehlt hier der Sarg: „es fanden sich nur die Sterbekleider (Leintücher)." Auch ist von einem Senden derselben nach Konstantinopel keine Rede, was besonders auffallen muß, da Metaphrastes am Hofe von Konstantinopel hohe Ämter bekleidete. „Simeon Metaphrastes wird wahrscheinlich nicht weiter gegangen sein als auf Johannes Damascenus",[1]) als er obiges niederschrieb — so bemerkt M. Bonnet. Lateinisch liegt diese Rede des Metaphrastes vor bei M. P. G. 115, 560. „Der griechische Text scheint ungedruckt zu sein; handschriftlich liegt er mir hier vor in Cod. Paris gr. 1548 aus dem 13. Jahrhundert".[2])

Diese Worte des Metaphrastes erscheinen — in einer wörtlich, in der anderen zusammengezogen — interpoliert in zwei der zehn griechischen Handschriften des dem hl. Johannes zugeschriebenen, ausführlichen Transitus. Tischendorf kannte eine dieser Handschriften und nahm den von Metaphrastes herrührenden Text in seinen griechischen Transitus auf.[3]) V. Lehner übersetzte in seinem Buche über die Marienverehrung diesen Tischendorfschen Text mit der Interpolation von Metaphrastes.[4]) Nirschl, der nach seinen Zitaten die Transitusberichte nur in dieser einen Übersetzung kennt, schrieb diese interpolierte Stelle von Metaphrastes aus[5]) und baute darauf, wie auch auf den armenischen Brief des Pseudo-Dionysius, der uns im folgenden Kapitel beschäftigen wird, das ganze Fundament seiner Beweisführung!

Damit sind wir wieder dahin gekommen, wo wir bei Besprechung des griechischen Transitus stehen blieben — beim unkritischen Simeon Metaphrastes. Ein unbekannter Euthymius und eine unbekannte Geschichte desselben — ein fragliches Zitat aus derselben beim hl. Johannes Damascenus — eine hierauf

[1]) Zeitschrift für wissensch. Theologie a. a. O. 235. — [2]) Ibid. — [3]) Apocal. apocr. 111 unter 48. — [4]) v. Lehner, Marienverehrung 253. — [5]) N I, 85, 86; N II, 158.

beruhende Stelle beim Simeon Metaphrastes — eine Interpolation aus letzterem in einer griechischen Handschrift des Transitus aus dem 12. Jahrhundert (C. Monac. 276), die Aufnahme dieser Stelle in den Transitus bei Tischendorf — die Übersetzung von v. Lehner — zwei Bücher von Nirschl: das ist die Geschichte zweier Schriften, welche, ohne es zu beabsichtigen, die Jerusalemer Legende aufs ärgste bloßgestellt haben.

Im ersten Kapitel des Buches zeigten wir, daß der Jerusalemer Legende das Kriterium der Unmittelbarkeit fehlt; in dem zweiten sehen wir, daß ihre „Quellen" nach jeder Beziehung hin auf den größten Widersprüchen beruhen — also falsche Zeugen sind!

Wann werden aber falsche Zeugen gebraucht? Wenn keine wahren zu haben sind und es mit einer Sache schlecht steht. Wenn es in Jerusalem eine Tradition gab, warum hatte man dort dieses große Bedürfnis nach Apokryphen und steten Umarbeitungen der Apokryphen — also nach gefälschten Apokryphen?

Drittes Kapitel.

Pseudo-Dionysius.

1. Auf seiner zweiten Missionsreise, die von 51—54 (nach Cornely und Felten) dauerte, kam der Apostel Paulus ungefähr um das Jahr 52 nach Athen. Dort hielt er auf dem Areopag seine berühmte Rede über den „unbekannten Gott".[1] „Als sie aber (nämlich die Athener) von der Auferstehung der Toten hörten, spotteten die einen; aber die anderen sagten: Wir werden dich hierüber noch einmal hören. So ging Paulus aus ihrer Mitte fort. Einige Männer aber schlossen sich ihm an und glaubten. Unter diesen war auch Dionysius der Areopagite und ein Weib namens Damaris und andere mit ihnen".[2] Als Areopagite d. i. als Beisitzer des Areopaggerichtes mußte er gewiß von vornehmer Herkunft sein. Der Kirchenhistoriker Eusebius berichtet,[3] daß er der erste Bischof von Athen war. „Eine

[1] Act. Apost. 17, 16—34. — [2] Ibid. 32—34. — [3] H. e. 3, 4, 10.

spätere Legende identifizierte ihn mit dem hl. Dionysius, der von Rom nach Gallien kam und zu Paris als erster Bischof den Martertod starb"[1]) eine Verwechselung, die sich auch im römischen Brevier zeigt.[2]) (9. Okt.)

Von diesem Dionysius dem Areopagiten hat das kirchliche Altertum uns weiter nichts berichtet, insbesondere nichts von einer schriftstellerischen Tätigkeit desselben.

2. Bei einem Religionsgespräch, welches gegen 533 zu Konstantinopel zwischen Katholiken und gemäßigten Monophysiten stattfand, beriefen sich die Häretiker auf angebliche Schriften des Areopagiten Dionysius. Doch der Wortführer der Katholiken, Hypatius von Ephesus lehnte entschieden diese Schriften als unecht ab mit den Worten: Illa enim testimonia, quae vos Dionysii Areopagitae dicitis, unde potestis ostendere vera esse? (Mansi S. S. Conc. Coll. VIII, 821).[3]) Es war dies der erste katholische Protest dagegen, pseudo-dionysische Schriften als Werke des Apostelschülers auszugeben. Bardenhewer vermutet, daß die frühesten Spuren der „Areopagitika" sich vielleicht im zweiten Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts zeigen. „Äußere und innere Marksteine grenzen die Abfassungszeit der Areopagitika auf das Ende des 5. und den Anfang des 6. Jahrhunderts ein".[4])

Diese Schriften setzen die Schriften des heidnischen Neuplatonikers Proklus († 485) voraus. Durch die siegreiche Macht der christlichen Ideen gedrängt, suchten einige heidnische Philosophen, die alten heidnischen Götterlehren zu revidieren, den Gebildeten ihrer Zeit ein „geläutertes Heidentum" zu bieten und das Anstößige der Mythen durch Allegorie zu beseitigen.[5])

Pseudo-Dionysius gebührt das Verdienst, die Wahrheitsmomente des Neuplatonismus in den Dienst des Christentums gestellt und damit zur Schärfung der theologischen Wortbestimmungen und zum systematischen Aufbau der Theologie sehr beigetragen zu haben. Der Neuplatonismus hat dem Christentum nicht, wie Strauß meint, neue Ideen gegeben — die Sache verhält sich umgekehrt —, sondern nur äußere Hilfsmittel und Anregungen geboten, die theologische Wissenschaft zu vertiefen.

---

[1]) Felten, Apostelgeschichte 337. — [2]) K. L. 3, 1797. — [3]) B. P. 473 f. — [4]) Ibid. 475. — [5]) Vergl. Hergenröther-Kirsch, Kirchengeschichte 1902, I, 339.

3. Stiglmayr S. J. und H. Koch bewiesen 1895 unabhängig voneinander, daß Pseudo-Dionysius das Buch des Proklus: De subsistentia malorum teilweise ausgeschrieben hat.[1]) Es ist vermutet worden, daß der „große Unbekannte", welcher die Areopagitika schrieb, deshalb den christlichen Lehren ein neuplatonisches Gewand gab und durch eine fraus pia sich den Anschein eines Apostelschülers gab, um die gebildeten Heiden jener Zeit für das Christentum zu gewinnen.

Pseudo-Dionysius schreibt zu einer Zeit, wo das Christentum im Frieden mit der weltlichen Macht lebte, wo die kirchliche Hierarchie sich klar entfaltet hat, er erwähnt den Gebrauch, während der hl. Messe das Credo zu singen, was zuerst 476 in Antiochien geschah,[2]) er kennt kirchliche Formeln, die erst in späteren Jahrhunderten als Frucht dogmatischer Disputationen festgesetzt wurden, er beschreibt sorgfältig ein ganz ausgebildetes Mönchtum und einen entwickelten Ritus[3]) und schildert genau die Zeremonien des Totenrituals.[4]) „Die Heimat des Verfassers ist mit hoher Wahrscheinlichkeit in Syrien, nicht in Ägypten zu suchen".[5])

4. Obwohl der Verfasser es nicht gut verstanden hat, seine Rolle als „apostolischer Vater" konsequent durchzuführen, sind schon früh die Bedenken gegen die Echtheit geschwunden, und man hat anstandslos besonders im Mittelalter sich auf den „apostolischen Vater Dionysius Areopagita" berufen. Als nach 827 der Abt Hilduin von St. Denys ihn ins Lateinische übersetzt hatte, wuchs sein Ruhm auch im Abendland über alle Maßen: „Den Scholastikern wurden diese Schriften ein Wegweiser in ihren Spekulationen, den Mystikern eine Leuchte auf den Gebieten der Kontemplation und Betrachtung, den Asceten eine Anleitung, wie man durch Reinigung und Erleuchtung mit Gott vereinigt werde; dem Studium der heiligen Schriften boten sie ein Vorbild für tiefsinnige Auslegung derselben, der Kunst eine Fülle ausdrucksvoller Symbole".[6]) So kam es, daß sogar das römische Brevier vom hl. Dionysius Areopagita meldet: „libros conscripsit admirabiles ac plane coelestes" und der Catech. Rom.

[1]) Pastor bonus 1904, Heft 3, woselbst zugleich eine recht orientierende Übersicht über den heutigen Stand der Pseudo-Dionysiusfrage geboten ist. — [2]) B. P. 475. — [3]) Alzog, Patrologie, 1876, 444. — [4]) Zeitschrift für kathol. Theologie 1899, 1—22 (Die Eschatologie des Pseudo-Dionysius von Stiglmayr). — [5]) B. P. 476. — [6]) Alzog, Patrologie 452.

nennt ihn einen „gravissimus pater". Das Brevier beansprucht nur soviel Autorität, als die einzelnen Stücke aus sich besitzen. Irreformabel sind darin bloß die kirchlichen Glaubensentscheidungen, während historische Nachrichten über diese oder jene kirchliche Persönlichkeit fortwährend der historischen Kritik unterliegen. Durch die schon öfters vorgenommenen Reformen des historischen Inhaltes des Breviers gewinnt die Kirche, die eine makellose Liebe zur Wahrheit besitzt, an innerer Schönheit. Es wäre daher sehr töricht, sich von Glaubenszweifeln anwandeln zu lassen, wenn diese oder jene Legende weichen muß: die Kirche hat solche armseligen Stützen nicht nötig.

Mit dem Beginn der Renaissance kehrte man wieder zu den Bedenken zurück, die schon um 533 Hypatius von Ephesus geäußert hatte. Es entspann sich eine jahrhundertelange, äußerst heftige literarische Fehde, die erst in unserer Zeit zum Abschluß gekommen ist.

Der gelehrte Braunsberger Professor Hipler vertrat die Meinung, Dionysius habe in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts in Ägypten als Lehrer an einer Katechetenschule gewirkt.[1]) „Die Hypothese Hiplers fand bald Anklang bei katholischen und protestantischen Gelehrten (Nirschl, Dräseke); indessen wurde sie von anderen Gelehrten (Funk, Krüger, Gelzer, neuestens von Stiglmayr S. J. und H. Koch entschieden abgelehnt, weil sie sich nur halten läßt mit Hilfe von Textänderungen, die nach den neuesten handschriftlichen Nachforschungen nicht berechtigt sind. Hipler selbst hat dann auch kurz vor seinem Tode seine Hypothese brieflich aufgegeben, wie Koch mitteilt. (Pseudo-Dionysius Areopagita usw. 1900, S. 4)".[2]) „In neuester Zeit ist durch die glänzenden Untersuchungen Stiglmayrs und Kochs die letztere Annahme die Entstehung der Areopagitika um das Ende des 5. und den Anfang des 6. Jahrhunderts — zur Gewißheit erhoben, und der alte Streit zu Grabe getragen worden."

5. Es widerstrebt den Forderungen der Wahrheitsliebe aufs entschiedenste, wenn Pseudo-Dionysius sich für den hl. Dionysius

[1]) B. P. 474, K. L. 3, 1793 f. — [2]) Pastor bonus, 1904, Heft 3. — Von dem letzten Werke Kochs: Pseudo-Dionysius Areopagita in seinen Beziehungen zum Neuplatonismus und Mysterienwesen, Mainz 1900, urteilt S. Merkle in der Literar. Rundschau 1901, 38—40: „Wir halten Kochs Buch für eine ebenso bedeutende als erfreuliche Erscheinung . . . und für eine durchschlagende Lösung der Dionysischen Frage".

Areopagita, den Apostelschüler, ausgeben will. Es ist daher eine Unwahrheit, wenn er behauptet, im ersten Jahrhundert gelebt zu haben, Freund der Apostel und Apostelschüler gewesen zu sein, wenn er den hl. Paulus seinen Lehrer nennt und Briefe adressiert an Apostelschüler Timotheus, Titus, Cajus (Röm. 16, 23; 1. Kor. 1, 14), Sosipater (Röm. 16, 21) und Polykarpus. Ja, er schreibt sogar einen Brief mit der Adresse: „An den Theologen Johannes, den Apostel und Evangelisten, in seiner Verbannung auf der Insel Patmos". Pseudo-Dionysius bleibt sich daher konsequent, wenn er „auch Schriftsteller und Schriften zitiert, welche nie existiert haben". [1])

6. Schon in alter Zeit glaubte man in einer Stelle der Schrift des Pseudo-Dionysius „de divinis nominibus" [2]) eine Beteiligung des „hl. Dionysius" am Begräbnisse der hl. Jungfrau gefunden zu haben, was aber schon deshalb hätte als unmöglich erscheinen müssen, weil nach der auch in früherer Zeit verbreiteten Annahme Maria gegen 48 starb, während der Areopagite erst 52 sich bekehrte. Die betreffende Stelle lautet in wörtlicher Übersetzung: „Wir, wie du weißt" — so spricht „Dionysius" zum hl. Timotheus, um einen Beweis von der großen Weisheit des Hierotheus zu geben — „und er und viele unserer heiligen Brüder waren zusammengekommen zur Schau des Leben erzeugenden und Gott aufnehmenden Leibes" — *ἐπὶ τὴν θέαν τοῦ ζωαρχικοῦ καὶ θεοδόχου σώματος.* [3]) — „Es waren da der Bruder des Herrn, Jakobus und Petrus, die höchste und ehrwürdigste Spitze der Theologen. Nach der Besichtigung nun glaubten alle Hierarchen, soviel sie vermochten, die unbegrenzte Güte der gottgewirkten Schwäche (d. i. wohl der Menschwerdung) lobpreisen zu sollen. Hierotheus, wie du weißt, übertraf nach den Aposteln alle anderen heiligen Lehrer".

Das ist alles. Andreas von Kreta († um 720) behauptet, er hätte sich Mühe gegeben, etwas in Schriftwerken über den Tod der hl. Jungfrau zu finden, habe aber nichts anderes gefunden als diese Stelle. [4])

Das zweite Zitat findet sich in der bekannten Erwähnung einer Euthymianischen Geschichte beim hl. Johannes Damascenus. Aus Johannes Damascenus ist im 16. Jahrhundert obige Stelle

[1]) B. A. L. II, 45. — [2]) M. P. G. 3, 682 (cap. III, 2). — [3]) Eine andere Lesart ist: *σήματος*, Grabmal. — [4]) M. P. G. 97, 1060 f.

aus Pseudo-Dionysius ins Brevier gewandert. (IV. die infra oct. assumpt. l. 6.)

a. Diese Worte sprechen ganz klar von einer Zusammenkunft des Dionysius Areopagita mit Aposteln und Apostelschülern — und zwar im apostolischen Zeitalter; b. von einem Sterben Mariens ist hier gar keine Rede; c. ebenso wird weder hier noch im Zusammenhange irgendwie Jerusalem erwähnt. Vielleicht fingiert Pseudo-Dionysius hier einen Besuch bei der hl. Jungfrau. Nirschl gibt die Meinung gänzlich auf, daß es sich hier um das Sterben und Begräbnis Mariens handle.[1] Die Stelle, „die in irriger Auffassung von der feierlichen Beisetzung des Leibes Mariä verstanden wird", beziehe sich auf eine Zusammenkunft am Grabe des Herrn".[2]

Doch was macht Nirschl aus dieser apostolischen Zusammenkunft „zur Schau des Leben erzeugenden und Gott aufnehmenden Leibes"? Pseudo-Dionysius „schildert in der fraglichen Stelle einen großen Wallfahrtszug (!), der von Ägypten (!) aus wahrscheinlich (!) um das Jahr 363 oder 364 ... zum Grabe des Erlösers stattgehabt hat". Es heißt in der Tat mehrmals dort wirklich so![3] Doch hierauf braucht gewiß nicht näher eingegangen zu werden, zumal da Pseudo-Dionysius über hundert Jahre später lebte, von anderem abgesehen.

7. Die pseudo-dionysischen Schriften gelangten rasch zur Berühmtheit. Maximus Konfessor aus Konstantinopel († 662), einer der größten späteren griechischen Theologen, brachte den Areopagitika „eine große Hochachtung entgegen, und seiner Autorität hinwiederum verdankten diese Schriften hauptsächlich das Interesse und die Bewunderung des Mittelalters".[4] Maximus bearbeitete die Schriften des Pseudo-Areopagiten in Kommentaren. — Sergius von Resaina († 536) fertigte eine syrische Übersetzung der Areopagitika an, welche nur die griechisch überlieferten Abhandlungen und Briefe umfaßt.[5] Andreas von Kreta durchforschte die Werke des Pseudo-Dionysius und fand anders nichts, was er auf den Tod Mariens hätte beziehen können, als

[1] N I, 78; N II, 176. — [2] Vergl. auch Scheeben, Dogmatik III, 572: „Überhaupt gibt der (obige) Bericht, auf den Leib Mariens angewandt, kaum einen passenden Sinn, und der exakte Kommentator S. Maxim. Mart. meint daher auch, nur „vielleicht" sei der Leib Mariens gemeint". — [3] N I, 78, 82; N II, 152, 155. — [4] B. P. 509. — [5] B. P. 472.

obige Stelle. Die Historia Euthymiaca beruft sich ebenfalls auf die Autorität dieses Schriftstellers, bringt aber wiederum anders nichts als die nach Nirschls Behauptung mißverstandene Stelle.

Mit welcher Freude würde man zu einem Schriftstücke gegriffen, mit welcher Sorgfalt würde man dieses aufbewahrt haben, wenn der verehrte „apostolische Vater Dionysius" in einem eigenen Schreiben sich ausführlich über den Tod Mariens ausgesprochen hätte! Dann wäre man der wirklich schweren Mühe enthoben gewesen, in den wenigen oben zitierten Worten etwas vom Hinscheiden Mariens zu finden.

Das ganze Altertum und Mittelalter kennt keine andere Mitteilung bei Dionysius als den obigen fingierten apostolischen Besuch „zur Schau des Leben erzeugenden und Gott aufnehmenden Leibes".

8. Trotzdem erscheint bei Nirschl außer der Berufung auf die uns bekannte, auf Euthymius-Metaphrastes sich stützende Interpolation des griechischen Transitus, noch ein Brief des Pseudo-Dionysius. Diese beiden Zeugen bilden das eigentliche Fundament der Jerusalemer Legende bei Nirschl. Der fragliche Brief ist erst seit wenigen Jahren in der armenischen Literatur gefunden und durch Dr. Vetter aus Tübingen 1887 ins Deutsche übersetzt worden.[1]) Von diesem Briefe sagt Nirschl, „daß wir in ihm ein wichtiges Zeugnis besitzen aus der Mitte des 4. Jahrhunderts . . ., wenn der Brief wirklich von unserem Dionysius stammt". Wir lassen hier die Übersetzung dieses Briefes folgen.

„Dionysius' des Areopagiten, ersten Bischofs der Athenienser, Antwort auf die Frage des Titus, des Bischofs von Kreta, über das Entschlafen und die Aufnahme der hl. Jungfrau und Gottesgebärerin Maria.

Es sei deiner Brüderlichkeit, o erhabener Titus, kund getan, daß zur Zeit, da sie von der Erde hinweg und in das jenseitige Land, nämlich in das himmlische Jerusalem hinübergehen sollte, mit unwiderruflicher Verzichtleistung auf ewig, gemäß der verlangenden Liebe des inneren Menschen, und eingehen in die Zelte des Lichtes des überirdischen Jerusalem — daß damals auch die Scharen der hl. Apostel, gemäß der Mahnung aus den Höhen des großen Lichtes, des erhabenen Willens des göttlichen Befehles,

[1]) Tübinger theolog. Quartalschrift 1887. S. 133—138. N I, 78—81.

in einem Augenblicke sich von da versammelten, wo sie für jegliche Station bestimmt waren zur Predigt des Evangeliums. Plötzlich fanden sie sich bei einander vereinigt, umgebend den allerhabenen, jungfräulichen Leib. So stellten sie sich denn dar von diesem Augenblicke an als zwölf Lichtstrahlen der apostolischen Schar. Und während nun die gesamten Familien der Gläubigen umherstanden, nahm Abschied von allen die Hehre und Jähenteilende, welche zu Gott in die Höhe (hob) mit Gebet ihre allheiligen und unbefleckten Hände, aufschauend mit lichtverlangendem Sehnen zu dem, der von ihr geboren, unserem Gott, ihrem Sohne. Zurück gab sie gleich wohlriechendem Weihrauch und empfahl (ihre) allheilige Seele in die Hand des Herrn. Und so ward sie hochgeschmückt zur Engelregion erhoben, wie ein lichtstrahlender Blitz, hingesandt zum unbeweglichen Leben der überirdischen Welt.

Alsbald nun hierauf unter klagetönendem, tränenvergießendem Seufzen und unter hoffnungsreicher und wonniger Freude der heiligen Apostel und sämtlicher Gläubigen ringsum, richteten sie zu gottseliger Weise, gemäß der Ordnung für die Entschlafenen — den, der lebend erhoben war über jegliches Gesetz der Natur, den Leib, der Gott aufgenommen, den geistdurchwehten blumengeschmückten, unter lehrhaften Gesängen und gottverkündender, schmuckvoller Rede, gemäß der Geziemtheit des Notwendigen. Und so hoben die heiligen Apostel (sie) als die Mutter des Lichts sorgsam auf ihre Arme, entflammt von Gott durchdrungener Liebe, mit von oben gekommener Begeisterung gemäß dem Wohlgefallen aus den Höhen des Erlösers aller insgesamt. In den Ort des Begräbnisses legten sie (sie), an dem Orte, der Gethsemane genannt wird.

Sie vernahmen drei Tage hindurch über ihm die Töne des Psalmengesanges der wunderbar anzuhörenden Stimmen der heiligen Engel und (dann) nicht mehr. Deshalb zur Bekräftigung dieser Vorgänge fand es sich, daß irgend einer von eben den gottschauenden, heiligen Aposteln zur Zeit der Zusammenkunft an ihrer Zahl gefehlt hatte. Dieser war später gekommen und nötigte die Apostel, ihm offenkundig zu zeigen den erhabenen Schatz, eben den Leib selber, der Gott aufgenommen. Gezwungen waren sie jetzt, zu erfüllen des Bruders Herzensverlangen. Und da sie das Grab des heiligen Leibes öffneten, fanden sie es leer und ohne den Leib. Und während sie trauerten,

kamen sie alsbald zur Einsicht, daß nach dem Aufhören der englischen Lobpreisungen der heilige Leib fortgetragen worden war durch eben jene, nämlich die feuerhaften Mächte, vorbereitet in überirdischer Weise für den Ort der Ehre, des Lichtes und der Glorie, verborgen für die sichtbare und sinnliche Welt in Christus Jesus, unserm Herrn, dem Ruhm und Ehre (sei) in Ewigkeit der Ewigkeiten! Amen".[1])

Nirschl behauptet, es läge in diesem Briefe ein Zeugnis eines angesehenen Schriftstellers aus der Mitte des vierten Jahrhunderts vor, der gegen 362 auf einem großen Wallfahrtszuge nach Jerusalem gekommen sei und dort gewiß die Nachrichten des Briefes empfangen habe.[2])

a. Rührt dieser Brief vom Pseudo-Dionysius oder von einem Pseudo-Pseudo-Dionysius her? Im ersteren Falle können wir erwidern: Wie kann Pseudo-Dionysius an der Wende des 5. Jahrhunderts als Fremder etwas wissen, wovon kein Einheimischer in Jerusalem etwas weiß? Der erste Jerusalemer, welcher von der Legende und zwar in sehr vorsichtiger Weise spricht, ist der Patriarch Modestus (631—634).

b. Warum haben die Freunde der Jerusalemer Legende das griechische Original untergehen lassen, sodaß das Schriftstück nur noch in der entlegenern armenischen Sprache vorhanden ist? Warum findet es sich nicht in der syrischen Übersetzung, die seit 536 alle Stücke enthält, welche wir heute noch in der griechischen Ausgabe besitzen?

c. Warum hat sich bisher niemand außer Nirschl darauf berufen?

d. Doch noch etwas ganz Merkwürdiges! Die Historia Euthymiaca bringt zum *ersten* Male in der griechischen Literatur die Nachricht, daß Maria *drei* Tage im Grabe gelegen habe und wegen des Zuspätkommens des hl. *Thomas* das Grab *geöffnet* worden sei, um ihm, *seinem sehnlichen Verlangen entsprechend*, den Leib Mariens zu zeigen. Dieser Bericht vom Zuspätkommen des hl. Thomas unterscheidet sich ganz scharf von dem im arabischen und lateinischen Transitus A geschilderten Zuspäterscheinen. Ganz genau dieselben Mitteilungen bringt obiger armenischer Brief. Entweder hat daher der Verfasser des

[1]) N I, 80, 81. — [2]) N I, 81, 82; N II, 151—156.

armenischen Briefes aus der Euthymianischen Geschichte oder umgekehrt, oder es haben beide aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft. Im ganzen Altertum findet sich aber kein Bericht, der den eigentümlichen Umstand meldet, daß die Apostel singend drei Tage am Grabe saßen und nach der Ankunft des hl. Thomas auf dessen Wunsch dasselbe öffneten. Deshalb gibt es keine gemeinsame Quelle. Die „Euthymianische Geschichte" will aber in Pseudo-Dionysius schöpfen und bringt nur das auch von Nirschl abgelehnte Zitat. Daher besteht nur die eine Möglichkeit: Der armenische Schriftsteller hat „aus der Euthym. Geschichte geschöpft und die Erzählung im „dionysischen Stil" umgemodelt.

Es ist wiederum ein eigenes Zusammentreffen: Die Interpolation des griechischen Transitus führte uns auf die unbekannte Historia Euthymiaca zurück; hier sind wir genötigt, bezüglich des armenischen Briefes wiederum auf sie zurückzugehen. Wer ist doch dieser Euthymius, der weder vor noch nach Johannes Damascenus (außer im 14. Jahrhundert bei Niceph. Call. aus Johannes Damasc. einmal zitiert, H. e. XV. c. 14) von irgend einem Schriftsteller genannt wird? Auf ihm allein beruhen im Grunde genommen die Fundamente der Nirschlschen Argumentationen.

„Was diese Euthymianische Historie gewesen, werden wir vielleicht nie erfahren", sagt der Gelehrte M. Bonnet.[1])

Da Modestus, Andreas von Kreta († gegen 720), Germanus von Konstantinopel († um 733) sie nicht kennen, obwohl sie Nachforschungen nach einem Berichte über das Hinscheiden Mariens anstellen — während anderseits Simeon Metaphrastes († um 975) den fraglichen Bericht bei Johannes Damascenus zitiert, ohne indessen dabei den Namen der „Euthymianischen Geschichte" zu erwähnen, so sind damit die Grenzpunkte angegeben, innerhalb deren wenigstens der Inhalt des Berichtes entstanden ist. Deshalb kann der apokryphe armenische Brief frühestens nur um die Wende des achten Jahrhunderts entstanden sein, - - vielleicht ist es auch eine viel spätere pseudo-dionysische Stilübung.[2])

Vergleichen wir damit, was Nirschl von diesem armenischen Briefe sagt: „Aus der Dormitio (dem Nirschl bekannten griechischen Transitus) kann der Brief die Nachrichten über Marias

[1]) Zeitschrift für wissensch. Theologie (A. Hilgenfeld) 1880, S. 232. —
[2]) Genaueres über die Entstehungszeit der Historia Euthymiaca bringt Kap. 5.

Verscheiden aus dem Grunde nicht genommen haben, weil dieser, wie es mir zweifellos ist, schon um das Jahr 363 (!) geschrieben worden, während jene erst um das Jahr 400 (?) entstanden ist. Auch ergibt sich aus dem Briefe selbst, daß er seine Angaben nicht einzig aus der Dormitio geschöpft haben kann; denn er bringt die Nachricht, daß der Apostel Thomas zum Verscheiden Marias zu spät gekommen sei, weshalb die Apostel, um sein sehnliches Verlangen, ihr Angesicht noch einmal zu sehen, zu befriedigen, das Grab geöffnet, es aber leer befunden haben, eine Notiz, die in der Dormitio fehlt, die also Dionysius einer anderen Quelle entnommen haben muß".[1] Das ist ganz richtig und die Quelle dieses „Dionysius" heißt: Historia Euthymiaca!

e. Aber welchen Beweis bringt Nirschl für seine Hypothesen über den armenischen Brief? „Daß dieser Brief von dem Mystiker Dionysius stammt, dürfte nicht zu bezweifeln sein, wenn wir auch keinen anderen Anhaltspunkt hierfür haben als die Schreibart, die aber in diesem Falle vollkommen genügen kann, da sie das ganze Gepräge der dionysischen Sprach- und Darstellungseigentümlichkeit deutlich in sich trägt".[2] „Wer mochte imstande sein, den ganz eigenartigen dionysischen Stil so vollkommen nachzumachen, wie es in diesem Briefe geschehen ist?"[3] Das vermag jeder kundige, einigermaßen phantasievolle Fälscher!

Gewiß in diesem schwulstigen Stile, der in dem betreffenden Briefe sogar manieriert dionysisch erscheint, schreibt man keine historischen Dokumente, aber ein dichterisch veranlagtes Gemüt hat einmal das Bedürfnis empfunden, den Bericht der Historia Euthymiaca, worin eine wenig überzeugende Berufung auf Dionysius sich fand, ganz in den dionysischen Stil zu übersetzen.

Bardenhewer erklärt in seiner Patrologie: „Drei nicht griechisch erhaltene Briefe, an Apollophanes, an Timotheus, an Titus, sind unecht, d. h. fälschlich dem Verfasser der Areopagitika unterschoben".[4]

Über die Sprache des Briefes bemerkt der verdiente Pseudo-Dionysiusforscher H. Koch: „Die Imitation ist kaum zu verkennen; der Brief verdankt seinen Ursprung der mysteriösen Stelle de div. nom. 3, 2".[5]

---

[1] N II, 154. — [2] N I, 79. — [3] N II, 154. — [4] B. P. 472. — [5] Tübinger theolog. Quartalschrift 1896, 699—722 (nach Wissenschaftl. Beilage zur Germania 1897/98, 12.

Gewiß ist dieser Brief nur eines jener literarischen Produkte, wie sie zu hunderten im Laufe der Zeit entstanden sind. Weil aber Nirschl von diesem *ersten* seiner Zeugnisse für Jerusalem alles Ernstes behauptete: „In diesem Briefe besitzen wir ein wichtiges Zeugnis aus der Mitte des vierten Jahrhunderts . . ., wenn der Brief wirklich von unserem Dionysius stammt",[1]) mußten wir auf diese Bagatelle näher eingehen.

Viertes Kapitel.

Die Zeugen der Jerusalemer Legende.

1. Wir haben zunächst dargelegt, daß die Legende vom Sterben und Begräbnis der hl. Jungfrau in Jerusalem keine unmittelbare, ursprüngliche Tradition zur Voraussetzung hat, die also auf die Anfänge selbst zurückgeht. Deshalb erklärt Scheeben: „*Über den leeren Raum der ersten sechs Jahrhunderte kommt man nicht hinweg*".[2]) Wenn auch das Zitat bei Johannes Damascenus künstlich einen Zeugen aus dem fünften Jahrhundert in Juvenal schaffen will, so „erscheint der Bericht fast augenfällig als ein späteres Einschiebsel" und „leidet an inneren Unwahrscheinlichkeiten", und „so bleibt als sicher *vor* dem Ende des sechsten Jahrhunderts vorhandene schriftliche Quelle *nur* ein dem hl. Johannes dem Evangelisten zugeschriebenes Schriftstück",[3]) der im Decretum Gelasianum als apokryph erklärte Transitus.

Die wesentlichen Umarbeitungen, die dieser Transitus erfuhr, zeigen deutlich die Tendenz, seinen Inhalt mehr und mehr im Interesse für Jerusalem zu fälschen. Was kann man aber aus Fälschungen schließen? Nichts anderes als den Wunsch, das Wahre für falsch und das Falsche für wahr erscheinen zu lassen! Gewiß hatte der große Dichter, Volk genannt, an diesen — wir möchten zur Entschuldigung sagen, fast von selbst sich aufdrängenden Fälschungen — großen Anteil. Die gegen Ende des sechsten Jahrhunderts immer kühner auftretenden Produkte der Volkspoesie beginnen zunächst ihre Schatten in die Pilgerberichte zu werfen.

[1]) N II, 152. — [2]) Dogmatik III, 574. — [3]) Ibid. III, 572 f.

Was für Wert haben überhaupt denn die nach dem sechsten Jahrhundert erscheinenden Zeugnisse? Weil die Berichterstatter viel später nach den Ereignissen kamen, weil sie selbst nicht gesehen und gehört haben, was sie erzählen, hat ihr Zeugnis nur relativen Wert. Wenn nun nachgewiesen werden kann, daß die „Zeugen" der Jerusalemer Legende aus den Apokryphen schöpfen, so ergibt sich unwiderleglich daraus, daß ihr Zeugnis gleich null ist — selbst wenn es von einem hl. Johannes Damascenus herrührte. Sind aber die Jerusalemer Zeugen nur ein Echo der Apokryphen, so darf man niemals mehr im Interesse der geschichtlichen Wahrheit diese Legende eine Tradition nennen: sie ist und bleibt dann nur eine widerspruchsvolle, spät erfundene Sage.

2. Jedermann weiß, wie schnell sich an hervorragende Persönlichkeiten Sagen anknüpfen. Die Lokalinteressen, die dichtende Volkspoesie, die Beredsamkeit der Fremdenführer und die Leichtgläubigkeit der fremden Besucher haben manche langlebige Geschichtslüge in die Welt gesetzt. Dem Pilger von Bordeaux (um 333) zeigte man in Jerusalem z. B. den Eckstein (!),[1]) von dem gesagt ist: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, dieser ist zum Eckstein geworden",[2]) — auf den Marmorstufen des Altars des ehemaligen Tempels „das Blut des Zacharias, als wenn es frisch geflossen wäre,"[3]) — auf dem Wege nach Sion zeigte man ihm eine Quelle, die 6 Tage und 6 Nächte fließt, nur nicht am Sabbat, — beim Tale Josaphat die Palme, welche die Zweige hergab, womit die Kinder Christum begrüßten, ja sogar dicht beim Ölberge einen „kleinen Berg", worauf Christus verklärt ward, wo Moses und Elias ihm erschienen[4]) und noch a. m. Man wollte eben in Jerusalem für die staunenden Pilger alles hübsch beisammen haben!

Antoninus von Placentia (um 570) kommt nach Nazareth und findet dort in der Synagoge einen Kodex, worin der Heiland das Abc geschrieben habe[5]) — er berichtet von einer Wolke, die morgens und abends am Hermon sich erhebt, dann nach Jerusalem geht, wo sie sich über vier heilige Stätten legt. Als Tau fällt sie hier herab. Die Ärzte sammeln diesen Tau und kochen darin confectiones für die Pilger.[6]) Bei Jericho sieht er ein Feld, worauf

[1]) I. H. G. 21. — [2]) Matth. 21, 42. — [3]) I. H. G. 22. — [4]) Ibid. 23. — [5]) Ibid. 161. — [6]) Ibid. 165.

der Herr selbst gesät hat. Auf dem Felde wird jährlich zweimal geerntet, ohne daß vorher gesät wird.[1]) Auf Golgotha sieht er sogar das Blut des Herrn noch im Felsen, dann den Altar, worauf Abraham den Isaak opfern wollte und worauf Melchisedech das unblutige Opfer darbrachte. So oft die Kreuzreliquie ins Atrium getragen wird, erscheint ein Stern am Himmel, stellt sich über das Kreuz und verschwindet erst, nachdem das Kreuz entfernt wird. — Wenn man eine halbgefüllte Ölampulle mit dem Kreuze berührt, so wallt das Öl auf, und man muß das Gefäß schnell schließen, damit es nicht überlaufe.[2]) Auch er betrachtet auf Sion den berühmten „Eckstein"; hält man ihn ans Ohr, so klingt es wie ein Gemurmel vieler Menschen,[3]) — eine Säule, woran man den Herrn geißeln wollte; die Säule floh aber und wurde von einer Wolke entführt — an einem finsteren Ort sieht er die „eiserne Kette" (!), womit Judas sich aufgehängt hat[4]) und n. a.

Aus den alten Pilgerberichten ergibt sich, daß Jerusalem und das heilige Land damals außerordentlich besucht waren. Dieser Zulauf von Pilgern wirkte ungemein anregend auf die Phantasie der Fremdenführer, welche die guten Pilger vor lauter Staunen nicht zu Atem kommen ließen.

3. Der Pilgerbericht, welcher den Namen „Breviarius de Hierosolyma trägt, ist leider nur sehr kurz; in den Itinera Hierosolymitana von Geyer zählt er nur kaum 62 Zeilen. Von seiner Abfassungszeit wissen wir nach Gildemeister nur so viel, daß er vor 614 geschrieben sein muß.[5]) Die ursprüngliche Textform steht noch nicht fest, „da unbekannt bleibt, was in dem Auszug ausgelassen oder entstellt sein mag".[6])

Trotz der Kürze, werden wir mancherlei Interessantes aus den paar Blättern gewahr. Mit besonderem Wohlgefallen beschaut der Breviarius überall die goldenen und silbernen Gerätschaften. Das Kreuz des Herrn leuchtet bei ihm nachts wie die Sonne in der Kraft Gottes. Er sieht den Teller, worauf die Herodias das Haupt des hl. Johannes des Täufers trug, das Horn, womit David und Salomo gesalbt wurden, sogar einen Bernsteinring, womit Salomo die Dämonen — sigillavit — beschworen (?) hat. Er berichtet, auf Golgotha sei Adams Leib

[1]) I. H. G. 168. — [2]) 172. — [3]) 174. — [4]) 177. — [5]) Theodosius de situ terrae s. etc. 1882, S. 13. — [6]) Ibid. 13.

gebildet worden und habe Abraham den Isaak geopfert. Am Altare vor dem Grabe des Herrn sieht er die Blutspuren des Zacharias. Auf Sion erblickt er „jenen Stein, womit der hl. Stephanus gesteinigt wurde". Er kommt in das Tal Josaphat: „Dort ist die Basilika der hl. Maria, und dort ist ihr Grab". „Dort — im Tale Josaphat — wird der Herr richten die Gerechten und die Sünder. Und dort ist ein kleiner Fluß, der am Ende der Welt Feuer speien wird. Und dort sind zwei Basiliken, wo Christus seine Jünger lehrte. Und von dort kommt man nach Galiläa (?), wo die Jünger den Herrn Jesum sahen, als er von den Toten auferstanden war".[1])

In diesem Bericht aus dem Ende des 6. oder dem Anfang des 7. Jahrhunderts erscheint — falls die Stelle echt ist — zum ersten Male in der ganzen Literatur eine Nachricht über ein Grab Mariens als Mitteilung eines abendländischen Pilgers, der, wie man oben sieht, zur gläubigen Annahme sagenhafter Erzählungen recht disponiert war. Aus seinen knappen lateinischen Notizen erkennt man zugleich, daß „sein Latein mit nichten zu loben ist".

4. Der apokryphe Transitus tritt nachweisbar zuerst offiziell in die Öffentlichkeit ein in einer Festrede des Patriarchen Modestus von Jerusalem (631—634) — der ersten Rede überhaupt, die wir über die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel besitzen. Lequien schließt aus letzterem Umstande in einer Note zum Eingang dieser Rede, daß dieses Fest der Dormitio Mariae erst gegen Ende des 7. Jahrhunderts eingeführt worden sei; es stehe außerdem fest aus Niceph. Callisti XVII c. 28, daß unter dem Kaiser Maurikios (582—662) eine Feier der *Κοίμησις*, d. i. des Entschlafens Mariens geschichtlich zuerst gemeldet wird.[2])

Bis auf Modestus war seit den Tagen des ersten Bischofs, des hl. Jakobus, in Jerusalem die bischöfliche Succession ununterbrochen gewesen. Die Träger der Lokaltraditionen waren daher dort an erster Stelle die Bischöfe.

Doch welch schmerzliches Geständnis muß Modestus machen, nachdem er die Schriften der früheren Lehrer der Kirche und deren Nachfolger durchgesehen hat, um etwas Näheres über den

[1]) I. H. G. 153—155. — [2]) M. P. G. 86, 3279.

Tod Mariens zu finden? Er muß feststellen, daß in Jerusalem jede authentische Tradition fehlt.

„Unaussprechlich groß", so beginnt der Patriarch seine Festrede, „ist die überaus heilige Kenntnis, die wir über die ehrwürdigen Gedenktage der hl. Gottesgebärerin besitzen". Er spricht dann von den heiligen Reden, die wir von denen besitzen, „die in der Kirche durch die Gnade des hl. Geistes als Lehrer in früheren Zeiten berufen waren". „Wie es aber kommt, daß über ihr verehrungswürdiges Hinscheiden nichts berichtet ist, und auch niemand der Nachfolger der früheren Lehrer darüber irgend etwas auseinander gesetzt hat, das weiß ich nicht. Deshalb lechzen am Tage des Hinscheidens der hl. Gottesgebärerin vor Verlangen alle nach religiösen Belehrungen wißbegierige Seelen, alle eifrigen Zuhörer und wünschen, etwas, was geheim gehalten wird (τὶ ἀπόῤῥητον), zu erfahren.[1]) Wegen dieses gottgefälligen Strebens, wegen ihres Eifers und ihrer gottbegeisterten Absichten . . . habe ich Ärmster gedacht, nach Kräften, soweit es möglich ist, eine unbedeutende schriftliche Arbeit[2]) zu verfassen."

Wir erkennen im folgenden, wie Modestus ganz vorsichtig den Transitus vorträgt; die krassen Wunder scheidet er aus, während er den übrigen Bericht möglichst idealisiert. „Als Christus beschlossen hatte, daß die Mutter sterben sollte, da stiegen die Engel und Erzengel eiligst durch die Lüfte hinab, von Gott zu dem hochheiligen Entschlafen der hl. Jungfrau gesandt".[3]) „Da wurde zum Herrn der Herrlichkeit emporgetragen jene hellleuchtende Wolke, die den Herrn getragen". Modestus gibt der apokryphen Wolkenfahrt eine schöne Wendung auf Maria.

„O glorreiches Entschlafen der hl. Gottesmutter, der immerwährenden Jungfrau, die im Grabe keine Verwesung des Leibes erfahren hat, da die Allmacht ihres Sohnes ihr Fleisch davor bewahrte".

„O glorreiches Entschlafen der glorreichen Gottesmutter, deretwegen aus des Himmels Höhen die Engel und Erzengel hinabstiegen und von den Grenzen der Erde die Apostel

[1]) M. P. G. 86, 3280. Cf. Passow, Handwörterbuch, 1841 I. Band I, 355: ἀπόῤῥητος „untersagt", „verboten", „nicht zu sagen", „unaussprechlich", „was zu sagen sich nicht geziemt", „was geheim gehalten wird und geheim zu halten ist". Bezieht sich der Ausdruck vielleicht auf die Verwerfung des apokryphen Transitus? — [2]) μέτριον γράμμα. — [3]) M. P. G. 86, 3282.

kommen, die Gott auf geheimnisvollen Wegen herbeiführte, die ihm allein bekannt sind". „Diese Apostel eilten aus allen Ländern der Erde herbei, die unter der Sonne sind, von göttlicher Macht geleitet, damit sie die heiligste Mutter fänden".

Die Engel begrüßen feierlichst Maria mit Hymnen; ebenso singen die Apostel bei ihr Loblieder. Während sie in beiden Chören — Engel und Apostel — sangen, da „erscheint Christus, der gnädigste Gott, wie die Erzählung geht,[1]) nach seiner Verheißung in ihrer Mitte und gewährt seiner Mutter, ihn zu schauen auf eine Weise, die ihm allein bekannt ist . . .; Maria scheidet aus ihrem Leibe und übergibt ihre heilige und glückselige Seele in die Hände ihres Sohnes".

„Dann erheben sie (die Apostel) den hl. Leib der Gottesgebärerin auf ein Tragbett". Diese Tragbahre wird von Modestus eingehend gepriesen.

„O heiliges Tragbett", so lautet es gegen Schluß, „das du trägst den heiligen und glorreichen Leib der hl. Gottesgebärerin, welches selbst getragen wird von den heiligen Engeln und den Aposteln und mit Lobliedern gefeiert wird. . . . Dieses Tragbett setzten sie in ein lebenaufnehmendes Grabdenkmal an einem Orte, der Gethsemane genannt wird".

„Allerdings wie die Mutter von Christus wieder lebendig gemacht wird, der sie aus dem Grabe auferweckte und zu sich nimmt, das ist ihm allein bekannt".[2])

Modestus nennt auch einmal Sion mit der einzigen Charakterisierung, daß Gott dort das Gesetz gegeben hat. „Von dort ließ Gott zu sich die Bundeslade seines Heiligtums bringen". Ob Modestus damit Sion in seiner weiteren Bedeutung oder den Ort meint, worauf das Cönakulum stand und damit „nur andeutungsweise"[3]) den Ort des Verscheidens der hl. Jungfrau bezeichnet hat?

Während Modestus z. B. die Loblieder der Engel, die Ehren des Tragbettes ausführlich auseinandersetzt und überhaupt die rhetorische Form der Wiederholung sehr liebt, nennt er das uns Interessierende, „Sion" und „Gethsemane", nur einmal ganz flüchtig. Wäre er von der Wahrheit der „Erzählung",

---

[1]) ὡς λόγος; die lateinische Übersetzung hat: ut ferunt. a. a. O. 3307 f. — [2]) ὡς αὐτῷ μόνῳ ἔγνωσται ibid. 3312. — [3]) N II, 170.

von der er spricht, ganz überzeugt gewesen, so hätte ganz gewiß Modestus seiner rhetorischen Eigenart entsprechend anstatt des Tragbettes, der Hymnen und der alttestamentlichen Gleichnisse für Maria, eingehend Sion und Gethsemane gefeiert. Würde nicht ganz am Schlusse „Gethsemane" erscheinen, so wüßte man überhaupt gar nicht, welcher Meinung der Patriarch gefolgt ist. Diese Rede ist das schüchterne Debut der Jerusalemer Legende, angefüllt mit den vorsichtigen Einschränkungen: eine „unbedeutende schriftliche Arbeit" über etwas, was bisher „geheimgehalten wurde" (also über etwas Apokryphes), „nach Kräften", „wie die Erzählung geht", dreimal: „wie Christus allein bekannt ist".[1]) Es ist lebhaft zu bedauern, daß Modestus uns nichts darüber mitteilt, wie lange Mariens Leib im Grabe lag, sondern uns kurz mit dem Bemerken abfertigt: „Es ist Christus allein bekannt".[1]) Johannes Damascenus hat, wie sieben in den Noten bei Migne erscheinende Zitate beweisen, eingehend diese Rede des Modestus benutzt.

5. „Ein großer Zeuge für Sion", sagt Nirschl, „ist des Modestus Nachfolger, der hl. Sophronius († 638), der in einem seiner Gedichte Sion als Wohnstätte der Gottesgebärerin in sehr tiefsinniger Weise besingt. Die betreffenden Verse lauten in deutscher Übersetzung: „Eilenden Fußes will ich nach Sion hingehen, wo in Gestalt von Feuerzungen Gottes Gnade herabstieg, wo der Herrscher des Alls nach der Feier des geheimnisvollen Mahles die Füße seiner Jünger wusch, demütig lehrend. Strömen gleich quillen Heilungen für alle von jenem Stein, wo die Gottesjungfrau (im Tode) sich hinstreckte".[2]) Allerdings hat Nirschl die Bemerkung: „(im Tode)" selbst hinzugesetzt. Die Note bei Migne nennt die Verse von „Strömen gleich . . ." ab „dunkle Verse".[3]) Sophronius beschreibt den genannten Stein einige Zeilen weiter, daß er den Stein meine, „auf welchem um meinetwillen der Schöpfer geschlagen ward" — also die Geißelsäule, die man auf Sion damals zeigte.[4]) Das Prädikat von Maria oben heißt im Griechischen „τανύσθη" d. i. „sich hinstreckte", was auch vom

[1]) N II, 170 heißt es indessen von der Rede des Modestus: „Darin schildert er Mariens Hinscheiden und Bestattung als eine allbekannte Tatsache mit allen jenen Umständen, die wir aus dem Briefe des Areopagiten und aus dem anonymen Schriftchen der Dormitio bereits kennen".! — [2]) N II, 170. — [3]) M. P. G. 87, 3822: versus obscuri. — [4]) I. H. G. 22 u. n. ö.

Gebet oder von tiefer Trauer verstanden werden kann.[1]) Gewiß wäre es nicht unmöglich, daß der hl. Sophronius nach dem Beispiel seines Vorgängers von einem Tode Mariens in Jerusalem spräche. Merkwürdig ist indessen, daß der Heilige, welcher das Lob der Gottesmutter in so vielen Gedichten sang, nur dieses eine fragliche Wort vom Tode Mariens hat; wenn es auch wenige Verse weiter heißt: „Gethsemane, den hl. Tempelbezirk, will ich besingen, wo erbaut worden ist (ein Grab) der Gottesmutter", so erklärt A. Mai, daß er das Wort „Grab", das in allen Manuskripten fehle, selbst hinzugesetzt habe.[2])

In einer der von Diekamp herausgegebenen Hippolytusrezensionen findet sich ein Sophroniusfragment (S. 21) mit einer Lobrede auf den hl. Johannes. Die zwei auf den Tod Mariens sich beziehenden Zeilen rühren von Hippolytus her, finden sich fast gleichlautend in den anderen Rezensionen und fehlen in dem von Kotelier Patr. Apost. I, S. 278, M. P. G. 86, 3, 3364, herausgegebenen Fragment dieser Lobrede.

Wir finden bei Sophronius noch folgende Verse, die einigermaßen für uns von Bedeutung sind. „Als er (der Heiland) den Kreuzesbalken bestieg, nannte er ihn (den hl. Johannes) seinen Bruder, gab ihm zur Mutter Maria und knüpfte an Maria den Sohn ... Künftighin soll jener, o Weib, genannt werden dein keuscher Sohn, und du, Johannes, wirst eine erlauchte Mutter meine Gebärerin nennen. Alsdann in der Tat nahm der Herrliche sie auf in sein Haus, die reine Gottesgebärerin, wie eine eigene Mutter. Hinab nach Patmos wurde er ausgeliefert, ein Gottessohn nach natürlichem Gesetz; er verließ die heiligen Orte und kam nach Asiens Land".[3]) Daß Sophronius zugleich die Apokryphen nicht fremd waren, zeigen die alsbald folgenden Verse von der Zerstörung des Tempels der Artemis in Ephesus durch Johannes.[4])

6. Welchen historischen Wert man im Abendlande der mit Anfang des siebten Jahrhunderts sich kundgebenden Legende von einem Tode Mariens in Jerusalem beilegte, zeigt die Erklärung

[1]) Menge, Griechisches Wörterbuch 1903, S. 562 übersetzt die Form auch mit: „sich anspannen", „eifrig streben", „insbesondere seine Aufmerksamkeit auf etwas richten". — [2]) M. P. G. 87, 3, 3824. — [3]) M. P. G. 87, 3, 3787. Ang. Mai vermutet in dem Verse nach „Patmos" eine Lücke. — [4]) Vergl. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen, Johannesakten 438 f., und Migne, Dictionn. des apocryphes II, 348 (Pseudo-Abdias).

von Luk. 2, 35 beim hl. Isidor von Sevilla († 636). Mit ihm beginnen auch in Europa die zahlreichen Proteste gegen die apokryphe Legende, von denen leider Nirschl keinen einzigen mitgeteilt hat. „Am Kreuze hängend vertraute der Herr die hl. Jungfrau dem jungfräulichen Jünger an, damit seine Mutter den als Lebensbegleiter — vitae comitem — habe, von dem der Heiland wußte, daß er der Hüter ihrer unverletzten Reinheit sei. Mehrere behaupten, Maria sei nach grausamem Martyrium aus diesem Leben geschieden, weil der gerechte Simeon, als er Christum auf den Armen trug, der Mutter weissagte: ‚Auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen'. Es ist aber ungewiß, ob er darunter ein körperliches Schwert oder das Wort Gottes verstanden hat, das wirksamer und schärfer ist, als jedes zweischneidige Schwert. Insbesondere belehrt uns keine geschichtliche Nachricht, Maria sei mit dem Schwerte getötet worden, weil nicht einmal von ihrem Tode irgend etwas gelesen wird (quia nec obitus eius uspiam legitur). Indessen findet sich, wie man hier und da behauptet (ut aliqui dicunt), ihr Grab im Tale Josaphat". [1])

7. Mit allen seinen Einzelheiten zieht der apokryphe Transitus in die kirchliche Literatur ein in einer Rede, welche der hl. Germanus, Patriarch von Konstantinopel (gegen 635—733), auf das Entschlafen der hl. Gottesgebärerin gehalten hat. Er beginnt seine Lobrede mit den höchst bezeichnenden Worten der hl. Schrift: „Ein gutes Gerücht gibt Mark den Gebeinen". [2]) „Deshalb heiligt auch die Erzählung über das Leben und Sterben der hl. Gottesmutter und immerwährenden Jungfrau Maria ... diejenigen, welche die hl. Jungfrau heilig halten". [3]) Wir erfahren in der Rede sogar noch eine Menge Einzelheiten, die uns die bisherigen Transitusberichte noch nicht gemeldet haben, so z. B. daß Maria, nachdem ihr der Tod war angekündigt worden, ihr Haus kehrt, ihr Bett macht und es mit Blumen bestreut, Fackeln anzündet, die Nachbarinnen zusammenruft und ihnen den Palmzweig zeigt, den der Engel ihr aus dem Paradiese gebracht hat „als Zeichen des Sieges gegen den Tod". „Die Frauen weinen Ströme von Tränen". Unter heftigen Naturerscheinungen kommen die Jünger des Herrn jetzt an; Maria tröstet die Weinenden.

[1]) M. P. G. 83, 179. — [2]) Prov. 15, 30. — [3]) M. P. G. 98, 359 f.

„Da ich heute zu (meinem Sohne) wandere, so mischet keine Trauer in meine Freude, sondern traget meinen Leib, so wie ich selbst ihn aufs Totenbett lege, alle hinaus“.[1])

Mit einem sonderbaren Gruße läßt der Patriarch den hl. Paulus die hl. Jungfrau begrüßen: „Sei gegrüßt, du Mutter des Lebens, du Gegenstand meines Predigens (!); obwohl ich Christum im Fleische nicht schaute, habe ich in dir Ersatz gefunden“.[2]) Die hl. Jungfrau nimmt Abschied von allen und gibt wie im Schlafe den Geist auf. Petrus ermuntert Paulus, die Leichengebete zu sprechen; Paulus aber weigert sich, weil Petrus der höchste und erste der Apostel sei. Nachdem Petrus gebetet hat, nehmen die Apostel das Bett auf die Schultern und tragen mit Lichtern und Gesang die Leiche ehrerbietigst zum Grabmonument. Die vielen Zuschauer, die erschienen sind, wundern sich, wie die in alle Welt zerstreuten Apostel durch die Luft gekommen sind. Germanus schildert dann den uns aus den Apokryphen bekannten Angriff des Juden, welcher als warnendes Strafbeispiel alsbald mit abgehauenen Händen dasteht.

Aus lauter Ehrfurcht wagen die Apostel am Grabe es nicht, den Leib Mariens zu berühren. „Auf einstimmigen Vorschlag der anderen ergriffen Petrus und Paulus das zu beiden Seiten des Ruhebettes herabhängende Leintuch und ließen sanft den hl. Leib zum Grabe hinab. Da derselbe ganz im Leintuch lag, brauchten sie ihn nicht mit der Hand zu berühren. Während alle zuschauten, ward aus ihren Händen der makellose Leib der Jungfrau entrissen. Indessen wer ihn entriß, konnte niemand sehen: es war nämlich Gott, der von irdischen Augen nicht gesehen werden kann. Das Leintuch aber zeigte sich wie in einer leichten Wolke vom Winde bewegt in den Händen der Apostel“.[3])

Nach der Aufnahme Mariens halten die Apostel eine Rede an das Volk: „Männer, Israeliten, dies ist euch jetzt allen kundgeworden über Maria, die dem Fleische nach die Mutter Christi ist, wie sie, nachdem sie verschieden, zugleich mit uns und mit euch zu diesem Grabe angelangt war, aus unseren Händen hin-

[1]) Ibid. 366. — [2]) Ibid. 367. — [3]) Ibid. 369. Die lateinische Übersetzung läßt das Leintuch in die Lüfte emporschweben. Die Apostel weisen später die herumstehenden Juden auf das Leintuch als auf ein Beweisstück der leiblichen Aufnahme Mariens hin, wonach das „sublatum linteum“ nicht zu Recht besteht.

weggenommen worden ist. Niemand also zeige sich in diesem Punkte schwergläubig“.... „Außer allem Zweifel ward sie den Augen entrückt, noch ehe das Grab geschlossen war“.

Heben wir die wichtigeren Umstände aus der Rede des hl. Germanus hervor, so ergibt sich:

1. Germanus wußte nichts von einem Zuspätkommen des hl. Thomas.

2. Maria hat keine drei Tage, sondern überhaupt gar nicht im Grabe gelegen; das Grab war für Maria nur vorbereitet worden.

3. Sarg und Sterbekleider fehlen, obwohl Germanus als erster Priester der Stadt Konstantinopel, wo er 18 Jahre den Patriarchenstuhl inne hatte, die größte Veranlassung gehabt hätte, dieselben zu nennen, wenn sich dieselben in der Blachernenkirche zu Konstantinopel vorgefunden hätten.

4. Nur ein Leintuch (sindon) blieb in den Händen der Apostel zurück, dessen weiteres Schicksal Germanus aber nicht angibt.

Wir finden in dem griechischen Menologium, der offiziellen griechischen Heiligenlegende, zum Feste der Aufnahme Mariens in den Himmel, diese Rede des hl. Germanus zum großen Teile wieder vor.

8. Zwischen 659 und 663, wahrscheinlich im Jahre 660 besuchte ein armenischer Pilger Joseph die heiligen Stätten. Nachdem er die Maße und Sehenswürdigkeiten der Sionskirche mitgeteilt hat, ohne von Maria zu sprechen, nennt er die rechtsgelegene Wohnung des Pilatus, „links von Sion das Gefängnis, worin man Christus einkerkerte, und wo das heilige Opfer dargebracht wird“. „Und auf dem Platz außerhalb der Stadt“, so fährt er fort, „wo die Juden den Sarg der hl. Jungfrau ergriffen und nicht erlaubten, daß sie begraben würde, befindet sich eine Kirche, die von vier] Säulen getragen wird; diese Säulen sind von Marmor und mit kupfernen Kreuzen geschmückt. Von dort geleiten 250 Steinstufen zu dem Grabe der Jungfrau im Tale Gethsemane, und von dort bis zum Ölberg, wo Christus zum Himmel auffuhr, sind 800 Stufen“.[1]) Der apokryphe Ursprung der uns interessierenden Angaben verrät sich ganz deutlich.

[1]) E. W. Brooks, An Armenian visitor to Jerusalem in the seventh century: The English Historical Review XI, 1896, S. 93—97. Die Echtheit eines ebenfalls aus dem Ende des siebten Jahrhunderts stammenden

9. Nach 685 kommt nach dem Abendlande eine dritte Nachricht von einem Grabe Mariens in Jerusalem (erste: Breviarius; zweite: hl. Isidor von Sevilla). Ein fränkischer Bischof, Arkulphus, hatte damals Palästina besucht und war auf der Rückreise nach der schottischen Insel Hy verschlagen worden. Dort erzählte er ausführlich seine Reise dem Abt des Klosters Jona, Adamnanus, welcher den Reisebericht schriftlich fixierte. Unter anderem wird in dem Itinerarium ausführlich die Mariengrabkirche in Gethsemane beschrieben.[1]) „Zur rechten Seite", so berichtet Arkulphus-Adamnanus, „ist ein leeres Felsengrab, worin die hl. Jungfrau eine Zeit lang nach ihrem Tode geruht hat. Aber wie ihr heiliger Körper aus diesem Grabe weggenommen wurde, zu welcher Zeit oder von welchen Personen, oder wo er die Auferstehung erwartet, kann, wie man erzählt, niemand für sicher wissen."[2]) Arkulphus scheint überhaupt noch nichts von einer leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel zu wissen.

10. Hippolytus von Theben, welcher nach Diekamps Untersuchungen der Zeit von 650—740, wahrscheinlich aber eher der letzten als der ersten Hälfte dieser Periode angehört,[3]) läßt die allersel. Jungfrau von Christi Himmelfahrt bis zu ihrem Tode elf Jahre auf Sion in dem Hause des Apostels Johannes wohnen. Diese Nachricht von einem Hause des hl. Johannes auf Sion rechnet Nirschl zu den „Schmarotzerpflanzen", welche auf dem verwachsenen Boden der Sage aufgesproßt sind und durch ihre Wucherung die Verwirrung angerichtet haben."[4]) Es „findet sich in den Angaben (des Hippolytus) Sagenhaftes und Historisches miteinander vermischt, was schon ein Beweis sein dürfte, daß dieselben nichts weniger als verlässig sind."[5]) Dr. C. Mommert spricht in seiner Schrift: „Die Dormitio und das

---

Berichtes eines armenischen Pilgers Anastasios (Archives de l'orient latin T. II, Paris 1884, Documents p. 398) ist zweifelhaft. Dr. Franz Diekamp, Hippolytos von Theben. Texte und Untersuchungen. Münster 1898. 105 f. und briefliche Mitteilungen.

[1]) Obwohl der Text des Berichtes nichts davon enthält, verzeichnet Adamnanus in einem Plan von Sion die Stelle, welche als die Sterbestelle Mariens angegeben wurde: wohl die erste Nachricht vom Vorhandensein einer solchen Legende, da Sophronius und der armenische Pilger Joseph sich nicht genau aussprechen. I. H. G. 244. — [2]) ... nullus, ut fertur, pro certo scire potest. I. H. G. 240. — [3]) Diekamp a. a. O. 157. — [4]) N II, 130. — [5]) N II, 132.

deutsche Grundstück auf dem traditionellen Zion" sogar die Meinung aus, der apokryphe Transitus sei aus dem Chronikon des Hippolytus geschöpft worden,[1]) was indessen sich doch wohl umgekehrt verhalten wird. Hippolytus schreibt in seiner Chronik V, 4: „Dieser (Johannes) nahm die heilige Maria in seinem Hause auf Sion zu sich bis zu ihrer Aufnahme; 5: nach ihrer Aufnahme aber verkündigte er in Ephesus in Asien das Evangelium und wurde dort aufgenommen".[2]) Über diesen Chronisten, den Gewährsmann für Epiphanios Monachos (nach 800) und dessen Ausschreiber, urteilt Diekamp: „Wo er sich im Geleise allgemeiner Überlieferungen bewegt, sind in der Regel die Apokryphen die Quelle, aus denen die Nachrichten in letzter Instanz geflossen sind. Er nimmt diese wie auch die erst spät auf lokalem Boden entstandenen Legenden an, ohne eine Spur von einer diesen Quellen gegenüber so notwendigen kritischen Betrachtung erblicken zu lassen".[3])

11. Als dritten Hauptzeugen der orientalischen Kirche nennt Nirschl nach Modestus und dem hl. Germanus den Erzbischof Andreas von Kreta, welcher von 711 bis zu seinem Tode 720 das bischöfliche Amt verwaltete. Obwohl er lange Zeit Mönch in Jerusalem und sogar Sekretär des dortigen Patriarchen gewesen war, spricht er sich in einer Weise über die Jerusalemer Legende aus, daß sie auch bei einem Zweifler den letzten Rest von Glaubwürdigkeit verlieren muß. Denn welche Autoritäten zitiert Andreas von Kreta, nachdem er eingehend die Schriften der kirchlichen Vergangenheit für die Meinung zu Rate gezogen, daß die hl. Jungfrau in Jerusalem gestorben sei? Er nennt als solche Zeugen: 1. die mißverstandene Stelle bei Pseudo-Dionysius; 2. die Skulpturen und Gemälde in der sogen. Mariengrabkirche. Letztere können aber durch ihre Existenz allein keine echte Tradition beweisen, sondern müssen vielmehr umgekehrt durch eine echte, klar nachgewiesene Überlieferung als existenzberechtigt nachgewiesen werden: sonst läge ja hier die unlogische sog. petitio principii vor. Aber wie auffällig ist es, daß Andreas von Kreta den Transitusbericht gar nicht erwähnt! Wenn es wahr ist, was

[1]) Ibid. 132. — [2]) M. P. G. 117, 1040 lautet es bei Hippolytus ganz verschieden hiervon: „Dieser nahm die hl. Gottesmutter in sein Haus, in Ephesus in Asien, da er dort das Wort der Wahrheit Christi verkündigt". — [3]) A. a. O. 161.

Nirschl sagt, daß er „die Tradition Jerusalems so genau, wie irgend einer kannte",[1]) so hat er den apokryphen Bericht absichtlich nicht genannt, und das kommt einer Verurteilung desselben gleich.

Gleich im Eingang der ersten Rede[2]) auf das „Entschlafen der Gottesgebärerin" zeigt sich, daß die Lobrede des Modestus dem Erzbischof vorgelegen hat. „Ich glaube, daß es in der Ordnung und sachdienlich ist, das durchzuprüfen, was sich auf das verborgene[3]) und glorreiche Hinscheiden der hl. Jungfrau bezieht, und es den frommen Gläubigen, die an heiligen Betrachtungen Freude haben, vorzulegen". Er schildert den Tod Mariens mit einem ὡς οἶμαι, „wie ich meine" und bittet die hl. Jungfrau: „Verzeihe es, o gottaufnehmende Jungfrau und Mutter des Lebens, daß wir Unerreichbares übernehmen und die verborgene Tiefe deiner Geheimnisse durchforschen". Über diese Verborgenheit spricht er noch ganz ausführlich; ihr Hinscheiden sei gewiß glorreich, aber es bleibe im Dunkel.[4]) „Damit wir doch nicht ganz bei diesen göttlichen Dingen leer ausgehen, so gestatte als Mutter des Wortes mir, zu reden, und belehre mich darüber, wie es sich mit deinem Hinscheiden verhalten hat."

Maria belehrt den Erzbischof: „Über meine Wanderung aus der Menschheit hinauf zu den himmlischen Höhen könnt ihr eine über eine sichere Vermutung hinausgehende Kenntnis besitzen", wenn ihr den Ort der Aufnahme beschaut. „Wer will, kann durch den Augenschein selber das Gesagte sicher erraten. Jedem, der mit gläubigem Gemüte Göttliches betrachtet, treten da vor Augen gewisse, leicht zugängliche Bilder und lebendige und sprechende Schriftzeichen meines Hinüberwanderns: das Grab selbst . . ., das mit unermüdlicher Stimme die Kennzeichen (symbola) meines Begräbnisses aufweist. . . . „Die Vertiefungen im Grabe, welche die Abrisse (Zeichnungen) der heiligen Glieder im Felsen darstellen". „Die Sache werden genauer die wissen, — es sind dies die Worte des Bischofs — welche jene Gegend besuchen werden. Wer daher ungläubig ist, der möge hingehen und durch eigene Besichtigung sich davon überzeugen, was wir gesagt haben".[5])

„Welches ist der Ort des Entschlafens? Ist er wahrnehmbar oder den Gedanken zugänglich! Keineswegs!"[6]) Er spricht

---

[1]) N I, 100. — [2]) M. P. G. 97, 1051. — [3]) τὰ ἐπὶ τῇ κρυφίᾳ . . . κοιμήσει ibid. 1052. — [4]) Ibid. 1054. — [5]) Ibid. 1058. — [6]) Es steht

dann eingehend über sein Nichtwissen. „In der Tat sind dies alles Werke der Hand Gottes, welche die Einsicht des menschlichen Geistes überschreiten." „Überdies wird mancher Wißbegierige voll Zweifel fragen, warum niemand, soviel wir wissen, unter den Theologen und heiligen Gelehrten, über das, was den verehrungswürdigsten Heimgang der Gottesgebärerin betrifft, etwas geschrieben oder uns irgend eine Schrift darüber hinterlassen hat." Als Grund für dieses Schweigen der Gelehrten führt Andreas von Kreta an, die hl. Gottesmutter sei wohl in hohem Alter gestorben. „Oder auch geschah dies, weil jene Zeiten noch nicht eine Erklärung hierüber zuließen". . . . „Doch was sich hat finden lassen, will ich jetzt auseinandersetzen. Obwohl die Sache nur aus dunklen Spuren erkannt werden kann, so blieb sie doch nicht ganz unbekannt in den heiligen Mitteilungen. Es ist also von einem gewissen Theologen und Gelehrten gesagt worden . . . . von jenem in göttlicher Wissenschaft hocherleuchteten Dionysius. . ." Der Erzbischof erklärt jetzt ganz eingehend die Stelle, welche durch ein Mißverständnis auf die hl. Jungfrau bezogen worden ist, wobei er zur Erläuterung auf die Bilder in der Grabkirche verweist. Er läßt den Leichenzug von Sion ausziehen, indem er sagt, dies sei passend,[1]) von dort aus den jungfräulichen Leib zu Grabe tragen zu lassen. Dann ladet er den Zuhörer ein, dem feierlichen Zuge nach Gethsemane zu folgen und sich alles, was geschehen ist, nach dem lebendigen und ausdrucksvollen Gemälde dort vorzustellen.[2]) „Schau dort um dich mit den Augen des Glaubens nach den Bildern, welche den Leib der königlichen Herrin auf dem Totenlager darstellen".

Andreas von Kreta kennt auch die Wolkenfahrten, welche die Apostel in einem Augenblicke zusammenführten, die Lieder und Hymnen, welche sie sangen, die unermeßlichen Engelsscharen, welche zu diesem Schauspiel kommen, das enge Tragbett, worauf Maria ruht, den Duft, der von ihrem Tragbett ausgeht: alles Umstände, die Andreas nur aus dem Transitus erfahren konnte.[3])

Wir schließen mit einem Worte des Kirchenvaters, das uns besonders interessiert, weil es seine Meinung über den Aufenthalt

dort τόπος, Ort; vielleicht hat dort ursprünglich τρόπος (Art und Weise) gestanden. (Diekamp, briefl. Mitteilung.)

[1]) ἐπικαίρως ibid. 1063. — [2]) Ibid. 1064. — [3]) 1065, 1087, 1090.

Mariens im Grabe enthält: „Nicht lange dauerte es nach dem Begräbnis, daß ihr heiliger Leib beigesetzt war". Die dreitägige Grabesruhe ist in der griechischen Literatur noch immer nicht bekannt!

Der apokryphe Transitus schuf die Bilder in der Marienkirche in Gethsemane; Andreas von Kreta verweist auf sie als auf seine eigentlichen Argumente, während er für sich selbst sehr vorsichtig ist, etwas zu behaupten, da alles so verborgen sei. Da Pseudo-Dionysius nicht in Frage kommt, steht und fällt die Autorität des Andreas von Kreta mit der Autorität der Bilder und Skulpturen in der genannten Kirche. Diese aber berufen sich auf — die Apokryphen!

12. Der hl. Beda Venerabilis (gegen 674—753) stellte gegen 720 aus Eucherius und Adamnanus sein Buch über die heiligen Orte zusammen.[1]) Von Sion berichtet er: „Oben auf der Höhe von Sion sind zahlreiche Mönchszellen, die eine große Kirche umgeben, die, wie man berichtet (ut perhibent) von den Aposteln gegründet wurde, weil sie dort den hl. Geist empfangen hätten und die hl. Maria dort gestorben sei".[2]) Über das Grabmal im Tale Josaphat wird gemeldet: „Zur Rechten ist ein leeres Monument, worin die hl. Maria eine Zeit lang geruht haben soll (aliquamdiu pausasse dicitur), aber von wem oder wann sie weggenommen ist (ablata sit), weiß man nicht".[3]) Beda steht auf Adamnanus, dieser auf Arkulphus, letzterer auf den Mitteilungen, die er um 670 als Pilger in Jerusalem empfing. Erinnern wir uns daran, daß gerade Beda den kürzeren lateinischen Transitus (B) verurteilte und Gregor von Tours vorwarf, daß er dem apokryphen Bericht Glauben geschenkt hatte. Die Belehrungen der Pilger im 7. Jahrhundert beruhten aber auf den Apokryphen.

13. Zwischen 724—726 war der hl. Willibald, Bischof von Eichstätt als Pilger im heiligen Lande. Seine ganz auf dem apokryphen Transitus beruhende Erzählung ist uns schon bekannt; deshalb wiederholen wir nur das hierhin gehörige Wort: „In jenem Tale (Josaphat) ist eine Kirche der hl. Maria, und in der Kirche ist ihr Grab, nicht weil ihr Leib dort ruhe, sondern nur zu ihrem Andenken (non de eo quod corpus eius ibi requiescat, sed ad memoriam eius.[4])

[1]) Liber de locis sanctis in I. H. G. 301—324. — [2]) Ibid. 306. — [3]) Ibid. 309. — [4]) Tobler, Descript. terrae s. 1874, 32.

Es ist noch ein zweites Itinerarium über die Reise des hl. Willibald vorhanden, dessen Verfasser nicht genannt ist. „Indes scheint es wahr, daß er einer der Diakone war, welche mit der Nonne von Heidenheim den Reisebericht von Willibald gehört haben". (Tobler nach dem sel. Petrus Kanisius, welcher die Schrift sane insigne monumentum nennt.)[1] Der ungenannte Verfasser fügt der Notiz über das Mariengrab die merkwürdigen Worte bei: „Ob aber die Apostel den Leichnam Mariens hier bestattet haben, oder ob sie vielleicht beschlossen haben, ihn hier zu beerdigen und Maria, nachdem das Grab aufgeworfen war, leiblich in den Himmel aufgenommen wurde, oder ob unter der Voraussetzung einer wirklichen Beerdigung sie dort entfernt und anderswo hingebracht worden ist, oder ob sie zum unsterblichen Leben wieder auferstanden ist, wird besser im Zweifel gelassen, als daß man auf Grund von Apokryphen etwas Bestimmtes behauptet (melius dubitatur, quam aliquid inde apocryphum diffiniatur)."[2]

14. Der Haupt- und Kronzeuge der Jerusalemer Legende, auf dessen Autorität man sich bis auf den heutigen Tag vorzüglich beruft, ist der hl. Johannes Damascenus. Geboren in Damaskus, war Johannes zuerst im Staatsdienste tätig; bald jedoch — vor 730 — trat er als theologischer Schriftsteller auf und zog sich als Mönch in das Sabaskloster bei Jerusalem zurück.[3] Er wurde vom Patriarchen zum Priester geweiht und widmete sich bis zu seinem Tode — vor 754 — nur Gott und der Wissenschaft. In ihm vereinigt sich wie in einem Brennpunkte die philosophische und theologische Wissenschaft des Orients. „Über ihn ist die griechische Theologie bis heute nicht hinausgekommen, und die innerliche Trieb- und Lebenskraft derselben scheint mit ihm erschöpft zu sein".[4]

Benedikt XIV. nennt ihn „die Autorität, auf die sich die Meinung stütze, daß Maria in Jerusalem gestorben sei".[5]

Die Autorität des Damascenerś wiegt in dieser Frage aber nur soviel, als die Quellen wert sind, aus denen er schöpft. Der berühmte Geschichtsforscher Tillemont hält überhaupt von dem Urteil des genannten Schriftstellers in historischer Beziehung

[1] Ibid. 348. — [2] Ibid. 66. — [3] B. P. 514. — [4] Alzog, Patrologie 469. — [5] Commentarius de D. N. J. Ch. Matrisque eius festis, Bruxellis, 1866, T. II, 321. (c. CIV.)

nicht viel, wenn er schreibt: Pour S. Jean de Damas, le temps où il vécut et sa facilité à recevoir toutes sortes d'histoires, font qu'il (Euthyme) n'a pas grande autorité.[1])

Bei der Besprechung des hl. Johannes Damascenus sind zwei Berichte zu unterscheiden: zunächst seine eigenen Mitteilungen in den Reden über den Heimgang der hl. Jungfrau, dann die in einem besonderen Kapitel zu behandelnde eingeschobene Historia Euthymiaca, von der Bardenhewer sagt: „In die zweite Rede (c. 28) hat eine spätere Hand den vielberufenen, aber sehr rätselhaften Bericht über Verhandlungen der Kaiserin Pulcheria mit dem Patriarchen Juvenalis von Jerusalem in betreff des Grabes Mariens eingeschoben".[2])

Um gleich den Standpunkt des Damascenus zu präzisieren, sagen wir, daß er den apokryphen Transitus, wenn auch hier und da mit Einschränkungen, als geschichtlich annimmt. Es kommt für uns nur die zweite[3]) seiner drei Reden auf das Entschlafen Mariens in Betracht. „Es scheint mir", so erklärt er daselbst, „nicht unpassend zu sein, nach Kräften in einer Rede Wunderbares zu beschreiben, mutmaßlich zu bestimmen und zur vollern Darstellung zu bringen, was wir nur kurz und fast allzu bündig aus alter Zeit — wie eine Erbschaft des Vaters an den Sohn — überkommen haben".[4]) Zunächst wird der Tod Mariens auf Sion geschildert. „Dort lag darnieder auf einem glückseligen Bette die selige Jungfrau". Aus manchen Wendungen geht hervor, daß der Redner sich deutlich an die Rede des Patriarchen Modestus anlehnt. Der hl. Geist führt die Apostel auf Wolken nach Jerusalem — leuchtende Engelscharen stehen um das Lager Mariens — die Apostel singen Hymnen — Heilige des Himmels erscheinen — Adam und Eva wird eine große Lobrede auf Maria in den Mund gelegt. Der Damascener kennt den Transitus genau, sucht aber das Anstößige zu mildern und alles zu idealisieren. Nach der fingierten Rede von Adam und Eva fährt er fort: „Mit ähnlichen Worten scheinen mir auch die Apostel die hl. Jungfrau angeredet zu haben". „Bald darauf ereignete sich, soviel ich meine, etwas was hiermit in vollem Einklang stand": das Erscheinen Christi. Maria begrüßt in langer Rede den Heiland. „Dann erhob sie, wie man glauben darf, die Hände

[1]) T. M. I. 494. — [2]) B. P. 518 f. — [3]) M. P. G. 96, 721—754. — [4]) Ibid. 730.

und sprach Segensworte über die Versammelten".[1]) Maria übergibt ihre Seele den Händen ihres göttlichen Sohnes und stirbt. „Was wird sich jetzt ereignen? Bewegung der Naturelemente, wie ich glaube, Stimmen und Töne, Engellieder werden gehört."

Ganz im Gegensatz zur Darstellung des hl. Germanus wird der Leichnam Mariens intensiv berührt, um dessen Segenskraft teilhaftig zu werden. — Es geschehen an Kranken und Besessenen eine große Anzahl Wunder. — Der Leib Mariens wird gewaschen, in reine Linnen gehüllt, auf das Bett gelegt; Lampen werden angezündet, Salben gebraucht — die Engel und Apostel singen Loblieder. Der Leichenzug geht — gerade wie im latein. Transitus B mitten durch die Stadt. „Es waren auch vielleicht einige Juden zugegen" — doch der Redner will nicht etwas, „was im Munde vieler kursiert, der Erzählung als Würze beimischen". Trotzdem erzählt er hier ausführlich die Geschichte mit den abgehauenen Händen des Juden. Die Apostel kommen singend, weinend, den Leib umarmend nach Gethsemane. „Und so setzen sie den hochheiligen Leib in einem herrlichen, prächtigen Grabmal bei, wo derselbe nach drei Tagen in den Himmel emporgetragen wird".[2]) Es erscheint hiermit zuerst der Zeitraum von drei Tagen in der griechischen Literatur, nachdem er uns einmal im ältesten syrischen Text begegnet ist. Indessen scheint der Damascener dies mehr als eigene Vermutung auszusprechen, als daß er die „drei Tage" irgendwo anders entlehnt hätte; „denn", so begründet er seine Vermutung, „wie der heilige und unverwesene Leib, den Gott aus ihr in seine Person aufgenommen hat, am dritten Tage aus dem Grabe auferstanden ist, so war es auch angemessen, daß diese aus dem Grabe genommen wurde, daß die Mutter zum Sohne hinaufwanderte".[3])

Dieser Gedanke bezüglich des dreitägigen Ruhens im Grabe war neu und schien sich wegen der Analogie mit dem Ruhen Christi im Grabe sehr zu empfehlen. Einem Abschreiber der Homilien des hl. Johannes Damascenus — so dürfen wir wohl vermuten — fiel diese Stelle auf. Er kannte ein Schriftchen, worin derselbe Gedanke, indessen viel bestimmter, ausgesprochen war: die „Euthymianische Geschichte". Aus dieser „Geschichte" wanderte nun ein Zitat in die Rede, das im ursprünglichen Text auf keinen Fall gestanden hat.

[1]) Ibid. 735. — [2]) Ibid. 739 f. — [3]) Ibid. 742.

Nach seiner Vermutung, daß Maria am dritten Tage auferstanden sei, personifiziert der Redner in kühnem, rhetorischem Schwung das Grab selbst. Wo ist der Leib? Wo ist das echte Gold, das die Hände der Apostel in dir, o Grab, geborgen haben? Das Grab erwidert: „Was wollt ihr die im Grabe suchen, die emporgehoben ward zu den himmlischen Wohnungen? Was für eine Obhut und Bewachung (des Leibes) erwartet ihr denn von mir? Das geht über meine Kräfte, der göttlichen Macht zu widerstehen! Der hochheilige Leib hat die Grabtücher (sindones) zurückgelassen, hat mir selbst Heiligkeit verliehen, mich mit herrlichsten Wohlgerüchen erfüllt und zu einem gottgeweihten Heiligtum gemacht und ist dann umgeben von Engeln, Erzengeln und allen himmlischen Mächten emporgestiegen".[1]) Alsdann ladet das Grab die Leidenden und Bedrückten ein, zu ihm zu kommen. „So seht ihr, meine liebsten Väter und Brüder, wie das hochberühmte Grab zu uns spricht". In diese Poesie geistlicher Beredsamkeit klingt aber auf einmal ein schriller Mißton hinein; der hochoratorische Schwung verwandelt sich plötzlich in den mattesten Chronistenton, eine einzigartige Erscheinung in diesen Festreden, die sonst nach Stil und Gedankenfolge wie aus einem Gusse erscheinen. „Daß dem so sei, lesen wir auch in der Euthymianischen Geschichte, drittes Buch, viertes Kapitel, wo Wort für Wort geschrieben steht: „Es ist oben gesagt worden, wie die hl. Pulcheria in der Stadt Konstantinopel Christo mehrere Kirchen errichtete usw." Es wird alsdann in unmotivierter, unlogischer Weise eine unglaubliche Geschichte erzählt, welche die hochgebildete Pulcheria sehr bloßstellen würde; dann folgt ein Auszug aus dem apokryphen Transitus, welcher eine ganz neue Wendung bringt, nämlich das Zuspätkommen des hl. Thomas. Diesem Zug sind wir in der griechischen Literatur noch nicht begegnet; auch der Damascener scheint ihn nicht gekannt zu haben, da er die Apostel doch mehreremale in corpore auftreten läßt, ohne eine Einschränkung bezüglich des hl. Thomas zu machen. Es ist unbegreiflich, warum der Text unseres Redners nichts von dieser verspäteten Ankunft enthält, besonders da sie doch so spannende dramatische Momente enthielt.

Nachdem die Euthymianische Geschichte nach Zitierung der verkehrt gedeuteten Stelle aus Pseudo-Dionysius geschlossen hat:

[1]) Ibid. 746.

„So verhält sich die Sache", fährt der eigentliche Text des Damasceners wieder im Hochflug lebendigster Beredsamkeit fort: „Was sollen wir aber unsrerseits zum Grabe reden?" [1]) Fassen wir den folgenden Gedankengang ganz kurz zusammen, so führt er jetzt aus: Gewiß deine Ehre, o Grab, und dein Ruhm sind unvergänglich, aber die Wohltaten Mariens sind nicht in ein enges Grab eingeschlossen; Maria hilft überall!

„Man braucht wohl „kein goldströmender Redner" zu sein, um mit M. G. Scheeben diesen ganzen Bericht (der Euthym. Geschichte) fast augenfällig als ‚späteres Einschiebsel' in die Rede des Damasceners zu erkennen", bemerkt hierzu der um die Forschungen über das Mariengrab hochverdiente P. L. Fonck S. J.[2])

Fällt auch die „Euthymianische Geschichte" in der Rede des Damasceners, so bleibt dieser doch der vorzüglichste Zeuge für Jerusalem. Aber sein Zeugnis ist und bleibt anders nichts als ein Widerhall der Apokryphen.

Die Jerusalemer Legende hat in ihrer ganzen Entwicklung: im Anfang, in der Mitte, am Ende nichts anderes als Apokryphen, falsche Zeugen aufzuweisen.

Wenn die genannten vier Gelehrten im Orient sich nur mit Apokryphen helfen konnten, um für diese Legende Stimmung zu erwecken, dann sind um so mehr die kurzen Berichte der abendländischen Pilger ein Echo der apokryphen Sagen.

Aus der großen Schar der Schriftsteller, Redner, Bischöfe und Patriarchen im Orient weiß Jerusalem uns nur vier Zeugen zu nennen: Modestus von Jerusalem, Germanus von Konstantinopel, Andreas von Kreta und Johannes Damascenus. Das ist freilich sehr wenig, besonders wenn man folgendes bedenkt:

1. Modestus stellt fest: es gibt in Jerusalem keine Nachrichten früherer Theologen darüber. „Über ihr verehrungswürdiges Hinscheiden ist nichts berichtet". Die Zuhörer wünschen etwas zu vernehmen, „was geheim gehalten wird", eine „Erzählung", wie Modestus es einmal nennt. Der apokryphe Transitus tritt erstmals schüchtern an die Öffentlichkeit.

2. Der hl. Germanus erzählt das Apokryphon, welches er als ein „gutes Gerücht", als „Erzählung", bezeichnet, in ausführlichster Weise.

[1]) Ibid. 751. — [2]) Zeitschrift für kathol. Theologie 22, 1898, S. 482 (mit Bezug auf N I; 115).

3. Andreas von Kreta sucht nach Zeugen und findet anders nichts als den Pseudo-Dionysius, den er dazu noch mißversteht. Sein zweites Beweisstück sind die Bilder und Skulpturen in der Marienkirche in Gethsemane. Damit stützt er sich indirekt wieder auf die apokryphe Erzählung, die er vorher so auffällig ignoriert.

4. Der hl. Johannes Damascenus will „das Wunderbare, was wir nur kurz und fast allzu bündig aus alter Zeit ... überkommen haben, zur volleren Darstellung bringen". Seine ganzen Ausführungen beruhen, wie die Zitate zeigen, auf dem apokryphen Schriftchen, das er frei bearbeitet οἷα εἰκός ἐστιν, „wie es wahrscheinlich, schicklich ist".

Also vier Zeugen mit klangvollem Namen und doch wieder nur ein Zeuge: unser wohlbekannter apokrypher Transitus!

Fügen wir dieser Zusammenstellung noch ein anderes Resumé bei, welches von nicht minderer Bedeutung ist.

1. Modestus: Maria wird in Gethsemane begraben. „Allerdings, wie die Mutter von Christus lebendig gemacht wird, der sie aus dem Grabe auferweckt und zu sich nimmt, das ist ihm allein bekannt." Von Sarg und Grabtüchern ist keine Rede.

2. Germanus: Noch ehe Maria in das Grabmal in Gethsemane hinabgesenkt wird, „ward aus ihren Händen der makellose Leib der Jungfrau entrissen". Da St. Germanus feststellt, es sei nur ein Tragbett und ein linnenes Tuch gebraucht worden, ist ein Sarg ausgeschlossen.

3. Andreas von Kreta: Auf einem „engen Tragbett" wird Maria nach Gethsemane getragen; Grabtücher sind nicht genannt. „Nicht lange dauerte es nach dem Begräbnis, daß ihr heiliger Leib beigesetzt war".

4. Johannes Damascenus spricht zuerst von einer dreitägigen Grabesruhe. Wie Christus „am dritten Tage aus dem Grabe auferstanden ist, so war es auch angemessen, daß diese aus dem Grabe genommen wurde". Im Grabe seien die Grabtücher zurückgeblieben. Wie dies konstatiert wurde, läßt der Damascener in seinem eigenen Texte nicht erkennen.

5. Die „Euthymianische Geschichte" bringt das Zuspätkommen des hl. Thomas — während oben von 1—4 die gleichzeitige Anwesenheit aller Apostel mehr oder minder deutlich ausgesprochen

ist — eine den Aposteln ohne ihr Vorwissen sich vollziehende Aufnahme — einen Sarg und Sterbekleider.[1])

„Was veränderlich ist, kann die Wahrheit nicht sein; denn die Wahrheit bleibt immer dieselbe" sagt Bossuet.

Wir könnten jetzt unsere Ausführungen darüber schließen, daß die Zeugen der Jerusalemer Legende nur öffentliche Herolde des apokryphen Transitus sind, der sich allmählich im Stillen als Volkssage entwickelt hatte; denn in der Folgezeit genügt vollständig die Autorität des hl. Johannes Damascenus, die Jerusalemer Legende aus dem Keimzustande zur vollendeten Entwickelung zu bringen. Wie überaus günstig dafür zugleich die damaligen Zeitumstände waren, wird im zweiten Teile des Buches zur Sprache kommen. Wir wollen indessen die wenigen Autoren nennen, die als „Zeugen" für Jerusalem teils genannt worden sind (Studites und die folgenden Schriftsteller aus dem Westen), teils genannt werden könnten.

15. Epiphanius Hagiopolites, ein Mönch aus Jerusalem, schrieb vor 787 ein griechisches Reisebüchlein für Palästinapilger. Die Apokryphen haben ganz offenkundig diesen Verfasser in seinen knappen Notizen über Sion und Gethsemane inspiriert; er kennt z. B. genau die Gedenksäule zur Erinnerung an das Attentat des Jephonias.[2])

16. Der hl. Theodor Studites (759—826) aus Konstantinopel hat eine begeisterte Lobrede auf das Entschlafen Mariens, welche aber für unsere Zwecke nur sehr wenig bietet. Auch hier erscheinen die Apostel auf zwölf Wolken, — also alle zugleich — Maria freut sich, daß jetzt endlich die Quälereien seitens der Juden aufhören — der Herr erscheint mit den himmlischen Heerscharen auf Sion — Maria wird begraben und steigt dann in einer Wolke zum Himmel auf[3]) — ganz wieder unser Transitus! Die „Euthymianische Geschichte" war also diesem Autor noch nicht bekannt.

---

[1]) Objektiv wäre es gewesen, wenn Nirschl nicht bloß die auf Sion und Gethsemane bezüglichen Stellen bei den vier Zeugen für Jerusalem, sondern auch die Bedenken mitgeteilt hätte, welche diese Zeugen selber hatten. Vergl. N I, 97—115; N II, 169—192. — [2]) Epiphanii monachi et presbyteri edita et inedita, cura Alb. Dressel, Parisiis et Lipsiae 1843, p. 2 f. 7. Vergl. auch Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur, 2. Aufl. München 1897, S. 420 und Diekamp a. a. O. 134 ff. — [3]) M. P. G. 99, 719—730.

17. Das Commemoratorium de casis Dei, „welches in die Zeit vor den Kreuzzügen gehört", wahrscheinlich im ersten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts von einem Geistlichen verfaßt, der auf Wunsch Kaiser Karls d. Gr. nach Palästina ging, hat eine kurze Notiz von einem Mariengrabe im Tale Josaphat;[1] desgleichen ein Itinerarium eines Mönches Bernhard (um 860), der von Sion sagt: „Hier soll (traditur) Maria gestorben sein."[2] und von Josaphat berichtet: „In Gethsemane ist die Geburtsstätte Mariens, auf welcher ihr zu Ehren eine runde Kirche steht; dort ist ihr Grab, welches über sich kein Dach hat und doch vom Regen nicht naß wird"![3]

18. Besonderer Beachtung ist gewiß die älteste Marienbiographie wert, die um das Jahr 800 von dem Presbyter und Mönche Epiphanius aus dem Kallistratoskloster in Konstantinopel verfaßt wurde.

In seiner „Lebensbeschreibung der hochheiligen Gottesgebärerin" beklagt er es, daß es zwar viele Lobredner der hl. Jungfrau unter den heiligen Vätern gebe, „aber keiner von ihnen sich über ihre Lebensweise, über die Daten ihres Lebens, ihre Erziehung und ihr Lebensende richtig und annehmbar ausgesprochen habe. Auch die, welche es versuchten und einige Bruchstücke erzählten, sind in die Irre gegangen, und (ihre Schriften) ihre Ankläger geworden" . . . „Über ihr Lebensende hat Johannes von Thessalonich einen vielbesprochenen Bericht abgefaßt, aber leider sich nur selbst damit in den Schatten gesetzt; ein anderer, der sich gern für den Theologen Johannes ausgab, ist unter die Anklage gestellt, ein Lügner zu sein. Der Jerusalemit Andreas, der Bischof von Kreta, hat einiges wenige zwar richtig behandelt, aber sein Bericht macht mit einer Lobrede schon Halt".[4] Die Lektüre des Marienlebens bietet indessen eine gänzliche Enttäuschung, da besonders der Thebaner Hippolytus, dann Pseudo-

[1] Tobler, Descriptio l. c. p. 78. — [2] Ibid. 93. — [3] Ibid. 94. Im Commemoratorium wird die Geburtsstätte Mariens in die Kirche am Schafteiche (Jerusalem) verlegt; bei Theodosius (I. H. G. 137) wird Magdala in der Nähe des Sees Tiberias als Geburtsort bezeichnet. In den verschiedenen Handschriften und Redaktionen des Hippolytos von Theben erscheint meistens Galiläa als Heimat, dreimal speziell Nazareth; ebenso wird Jerusalem und Bethlehem genannt. Diekamp a. a. O. passim. Johannes von Würzburg erwähnt Sephoris und Nazareth. (Tobler l. c. 111). — [4] Dreffel, Edita et inedita p. 13.

Dionysius, der apokryphe Transitus, die apokryphen Apostelgeschichten und Andreas von Kreta die Autoritäten sind, worauf er sich beruft.

Den abenteuerlichen Zügen aus den Apokryphen fügt er noch einige andere, ebenso frei erfundene bei. „Sion und Gethsemane ist dasselbe" (!)[1] Dort hatte Maria ihr Haus, dem kein Jude oder Heide sich zu nähern wagte. Dort heilte sie viele Kranke und trieb die bösen Geister aus. — Als Paulus bei Gelegenheit des Todes der hl. Jungfrau von Ephesus aus auf den Wolken gleich den übrigen Aposteln nach Jerusalem kam, ereignete es sich, daß er ins Paradies entrückt wurde. Zu ihrem Tode kamen nicht nur die Apostel, sondern noch viele andere, darunter die Töchter des hl. Joseph. (!) „Maria machte auch ein Testament, wie der Apostel Bartholomäus erzählt." (!) Unter Lobliedern setzten die Apostel die Leiche bei „in einem Grabmal in Gethsemane". Eine kleine Weile darauf in Gegenwart aller Zuschauer ward ihr allheiliger Leib vor ihren Augen entrückt. Sie priesen alsdann den, der ihren Tod so verherrlichte, und jeder begab sich nach seinem früheren Aufenthaltsorte zurück".[2] Wir begreifen daher sehr wohl das Urteil Krumbachers, daß eine Lebensbeschreibung des hl. Andreas vom gleichen Verfasser und oben genanntes Marienleben Epiphanius „eine eigenartige Stellung in der Hagiographie, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann, anweisen".[3] „Das Lebensbild ist historisch gänzlich unbrauchbar und gibt nur die Erzählungen der apokryphen Literatur über Leben und Tod Mariä wieder".

Es ist zu beachten, daß auch der Mönch Epiphanius noch gar keine Bekanntschaft mit der „Euthymianischen Geschichte" verrät.

19. Johannes Kyriotes Geometres in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts benutzte in einer breit angelegten Schilderung des Heimganges Mariens ganz eingehend das Marienleben des Epiphanius, ohne diesen zu nennen, und folgte auf Schritt und Tritt dessen Ausführungen.[4]

20. „Ohne den Autor zu nennen, benützt Georgios Kedrenos gegen Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts die Lebensbeschreibung Mariens in ausgedehntem Maße. Was

---

[1] Dressel p. 38. — [2] Ibid. p. 43. — [3] Krumbacher a. a. O. 192. — [4] Diekamp a. a. O. 141 und gütigst zur Verfügung gestellte Exzerpte aus dem nur handschriftlich vorhandenen Berichte. (Cod. Ambros. C. 100. Sup. und Cod. Vatic. gr. 504.)

er über die Geschichte der hl. Jungfrau und über die Jugendzeit des Herrn mitteilt, ist, wenige Zusätze ausgenommen, fast wörtlich aus der Schrift des Epiphanios exzerpiert".[1])

Fügen wir hier noch bei, daß Nicephorus, dessen Kirchengeschichte wir im fünften Kapitel besprechen werden, durch ein längeres Zitat über die Gestalt und den Charakter der hl. Jungfrau Bekanntschaft mit dem Marienleben des Epiphanius zeigt.[2])

21. Es ist merkwürdig, daß auch in den späteren abendländischen Berichten das „soll", „wird gesagt" meistens erscheint, wo vom Sterben Mariens die Rede ist. Wilhelm Tyrius, der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, sagt von Sion: „Alte Überlieferungen besagen, daß dort die hl. Gottesgebärerin die Schuld des Todes bezahlt haben soll."[3]) Ein anonymer Pilgerbericht aus dem 12. Jahrhundert verlegt in einer kurzen Notiz nach Sion und Josaphat die betreffenden Ereignisse.[4]) Ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert stammt die Descriptio terrae sanctae von Johannes von Würzburg (zwischen 1160—70). Daselbst vernehmen wir über Sion: „In der dortigen Kirche wird rechts beim Eingang ein Altar als der Platz bezeichnet, wo die seligste Jungfrau Maria aus dieser Welt geschieden sein soll (dicitur[5]). Über Josaphat aber erhalten wir folgenden Bescheid: „Am Tage des Hinscheidens der hl. Jungfrau Maria wurde ihr Leib von den zwölf Aposteln, die damals dort durch göttliche Anordnung zugegen waren, nach der Kirche im Tale Josaphat gebracht und dort in der Mitte der Krypta ehrenvoll bestattet. Der gesegnete Leib ist nicht mehr da, weil, wie gesagt wird (ut dicitur), nach hebräischer Sitte innerhalb der Oktav des Hinscheidens das Grab besucht und besehen, der Körper aber nicht mehr gefunden wurde. Daher hat man den frommen Glauben (pie creditur), daß sie nicht bloß der Seele, sondern auch dem Leibe nach von ihrem geliebten Sohn in Herrlichkeit aufgenommen worden ist."[6])

Man kann leicht in den Pilgerberichten die auffällige Erscheinung beobachten: sobald sie etwas eingehender über das „Mariengrab" sprechen, treten immer neue Widersprüche mit den früheren Berichten hervor. Nur der Irrtum ist vielgestaltig, während die Wahrheit nur eine ist.

---

[1]) Diekamp a. a. O. 139. — [2]) M. P. G. 145, 816. — [3]) Hist. sacri belli Basiliae 1564, l. 8, c. 5 nach N II, 207. — [4]) Tobler, Descr. p. 103 f. — [5]) Ibid. 157. — [6]) Ibid. 169.

22. Die auf der „Euthymianischen Geschichte" beruhenden Zeugen für Jerusalem, die mit Simeon Metaphrastes († gegen 975) beginnen, werden im folgenden Kapitel besprochen werden.

Es erübrigt noch, um unseren Ausführungen möglichst Objektivität zu sichern, darauf hinzuweisen, daß im 14. Jahrhundert ein gewisser Perdikas, der sich Protonotar von Ephesus nennt, — Ephesus selbst war im Mittelalter immer mehr verarmt und verödet und um die Wende des 13. Jahrhunderts von den Türken zerstört und in ein türkisches Quartier verwandelt worden — die Sehenswürdigkeiten Jerusalems „in einem recht armseligen Lehrgedicht behandelt".[1] („260 politische Verse"[2]) In seinen Versen auf Sions Erinnerungsstätten spricht er auch von dem Orte, „von wo ein Engel sie (die Jungfrau) zum Himmel rief und eine Schar ihrer Genossinnen wehklagten und ihren Hingang bejammerten."[2] Da in einer Nachsitzung des Konzils von Chalcedon, trotz des bald erfolgten Protestes des Papstes, Ephesus in Abhängigkeitsverhältnis von Konstantinopel kam, das von jetzt ab Ephesus die Bischöfe und Dignitäre gab, liegt es nahe, anzunehmen, daß obiger Perdikas ein byzantinischer Geistlicher war mit dem seit dem 10. Jahrhundert vielfach gebräuchlichen Titel eines Ehrenprotonotars.[3] Die Stadt Ephesus selbst hat, da sie noch stand, für Jerusalem niemals, soweit wir die Literatur kennen, ein Zeugnis abgelegt.

Fünftes Kapitel.

Das Zitat aus der „Euthymianischen Geschichte".

1. Wir bringen im folgenden die Übersetzung dieses Zitates aus mehreren Gründen nach Nirschl. „Auch in der Euthymianischen Geschichte, drittes Buch viertes Kapitel steht in diesen nämlichen Worten geschrieben, daß sich die Sache folgendermaßen verhalte.

[1] Krumbacher a. a. O. 420. — [2] M. P. G. 133, 969. — [3] Über die Stellung und große Anzahl der Ehrenprotonotare in früherer Zeit cf. K. L. 10, 535.

Es ist oben gesagt worden, wie die hl. Pulcheria in der Stadt Konstantinopel Christo mehrere Kirchen errichtet hat. Eine von diesen ist auch diejenige, welche in Blachernä zu Anfang der Herrschaft des Marcian gottseligen Andenkens erbaut worden ist. Nachdem sie — der Kaiser und die Kaiserin — also daselbst der lobwürdigsten und allheiligen Gottesgebärerin und immerwährenden Jungfrau ein ehrwürdiges Haus erbaut und mit aller Pracht geschmückt hatten, suchten sie ihren hochheiligen Leib, der Gott aufgenommen hatte, und beschieden zu sich den Juvenal, den Erzbischof von Jerusalem, und die Bischöfe von Palästina, welche eben bei Gelegenheit des Konzils von Chalcedon (451) in der Kaiserstadt anwesend waren, und redeten sie mit den Worten an: „Wir haben gehört, daß zu Jerusalem die erste und ausgezeichnetste Kirche der allheiligen Gottesgebärerin und immerwährenden Jungfrau sei an dem Orte, der Gethsemane genannt wird, wo ihr Leib, der das Leben getragen, in einem Grabe beigesetzt worden ist. Wir wollen nun diese Reliquie hierher bringen lassen zum Schutze dieser kaiserlichen Stadt". Darauf nahm Juvenal das Wort und sprach: „In der heiligen und gotteingegebenen Schrift ist zwar von dem Hinscheiden der heiligen Gottesgebärerin nichts enthalten, jedoch durch eine alte und sehr wahre Tradition haben wir es empfangen, daß alle heiligen Apostel, die zum Heile der Völker den Erdkreis durchwanderten, zur Zeit des glorreichen Verscheidens der hl. Gottesgebärerin, sämtlich in einem Augenblicke in die Luft emporgetragen und nach Jerusalem gebracht worden sind, und daß sie, als sie dort waren, ein Gesicht von Engeln hatten, und daß ein göttlicher Lobgesang von himmlischen Mächten gehört wurde. Und so empfahl sie unter göttlicher und himmlischer Lobpreisung ihre heilige Seele in die Hände Gottes in unaussprechlicher Weise. Ihr entschlafener Leib aber, der Gott empfangen hatte, wurde bestattet und in einem Grabe in Gethsemane unter dem Lobgesang der Engel und Apostel beigesetzt. An jenem Orte hörten die Chor- und Lobgesänge der Engel drei Tage lang nicht auf. Als aber am dritten Tage der Gesang der Engel aufhörte, kamen alle anwesenden Apostel, mit ihnen auch Thomas, der vorher abwesend gewesen, aber nach dem dritten Tage angekommen war und nun den Leib, der Gott aufgenommen hatte, verehren wollte, zum Grabe und öffneten den Sarg. Aber ihren

gebenedeiten Leib konnten sie nicht finden. Die Leintücher von ihr fanden sie darin liegen, die einen unaussprechlichen Wohlgeruch auf die Apostel ausströmten. So schlossen sie wieder den Sarg. Voll Erstaunen über das Wunder dieses Geheimnisses, konnten sie nur dies urteilen, daß es demjenigen, dem es gefallen hat, in seiner Person Fleisch anzunehmen und aus ihr Mensch zu werden und dem Fleische nach geboren zu werden, Gott dem Logos und dem Herrn der Herrlichkeit, der nach seiner Geburt ihre Jungfräulichkeit unversehrt bewahrt hat, auch gefallen hat, nach ihrem Ableben von hier ihren makellosen und unversehrten Leib mit der Unverweslichkeit zu ehren und vor der gemeinsamen und allgemeinen Auferstehung hinüber zu versetzen." Hierauf wird, so fährt Nirschl fort, eine Stelle aus einer Schrift des Dionysius Areopagita angeführt, die in irriger Auffassung von der feierlichen Beisetzung des Leibes Mariens verstanden wird, während diese Feierlichkeit am Grabe des Herrn stattfand, und dann der Bericht mit den Worten geschlossen: „Als dies das Kaiserpaar gehört hatte, baten sie den Erzbischof Juvenal, jenen heiligen Sarg zugleich mit den darin befindlichen Kleidern der glorreichen und allheiligen Gottesgebärerin, wohlversiegelt ihnen zu überschicken. Nachdem er überschickt worden war, setzten sie denselben in dem in Blachernä erbauten hehren Hause bei. So verhält sich die Sache".[1])

Die „Euthymianische Geschichte" enthält in dem fraglichen Zitat hiernach nicht nur außer der mißverstandenen Stelle aus Pseudo-Dionysius offenkundig den apokryphen Transitus, dessen Widersprüche sie um einige neue vermehrt, sondern steht auch da, wo sie Geschichtliches bieten will, fast Wort für Wort im schroffsten Gegensatz zu den nachweisbaren geschichtlichen Tatsachen.

2. Es hat eine Anzahl Gelehrter gegeben, welche diesen Bericht auf Juvenal selbst zurückführten und den Patriarchen als Geschichtsfälscher bezeichneten. Man wies zunächst darauf hin, daß Juvenal mehrfach eine verdächtige Rolle gespielt habe. Die Besprechung dieser Vorwürfe erfordert es, auf die Anfänge der kirchlichen Entwicklung Jerusalems zurückzugreifen.

Als die Stadt Jerusalem im Jahre 70 n. Chr. zerstört wurde, blieb nur ein armseliger Rest stehen: „drei Türme und

[1]) N I, 109—111; N II, 175—177.

ein Teil der Stadtmauer. Alles andere wurde dem Erdboden gleichgemacht, und der Pflug darüber gezogen"[1].) Bald nach dem Anfang des 2. Jahrhunderts ließ Kaiser Hadrian auf den Trümmern eine neue Stadt aufführen mit einem Tempel des Jupiter Kapitolinus, gab ihr mit Rücksicht auf seinen Familiennamen den Titel Aelia und besetzte sie mit neuen Kolonisten unter gänzlicher Ausschließung der Juden. In dieser neuen Stadt, die man durchaus nicht mit der alten Stadt Jerusalem verwechseln darf, treffen wir um diese Zeit eine heidenchristliche Gemeinde unter einem Bischofe Markus. Erst nach dem Nicänum (325) wurde der Name Jerusalem wieder gebräuchlich. „So war es natürlich, daß die Älia zunächst auch keineswegs in den kirchlichen Rang eintrat, welcher dem alten Jerusalem unbestritten wäre zugestanden worden."

Nach der Zerstörung desselben aber war Cäsarea (Turris Stratonis), früher schon die zweitangesehenste Stadt des Landes, „politische und kirchliche Metropole geworden, und der Bischof von Älia war jetzt dem Metropoliten von Cäsarea als einfacher Suffragan unterstellt";[2]) Cäsarea aber gehörte zum Patriarchate Antiochien.

Die Ehrfurcht vor der heiligen Stadt, die Erinnerungen an das alte Jerusalem übertrugen sich allmählich auf die neue Stadt, und das Ansehen des neuen Bischofs wuchs immer mehr, der bald sogar den Metropoliten an Ansehen überstrahlte, wenn auch das Subordinationsverhältnis noch immer blieb.

Die eigentümliche Stellung des Jerusalemiters mochte manchmal Schwierigkeiten zwischen ihm und dem Metropoliten hervorrufen, sodaß die Synode von Nicäa wohl dadurch zur Aufstellung des 7. Kanons veranlaßt wurde: „Da es einmal Gewohnheit und alte Überlieferung ist, daß der Bischof von Älia (besonders) geehrt werde, so soll er auch die Nachfolge der Ehre genießen, während der Metropole die ihr zustehende Würde gewahrt bleibt".

Worin diese „Ehre" bestand, ist nach Hefele zweifelhaft[3]); die Unterordnung unter den Metropoliten von Cäsarea blieb indessen bestehen.

---

[1]) Dr. C. J. Hefele, Konziliengeschichte I, 387. — [2]) Ibid. 388. — [3]) Ibid. 387.

Wie sehr Jerusalem nach Selbständigkeit strebte, beweist der Umstand, daß bald nach dem Nicänum Bischof Maximus von Jerusalem ohne alle Rücksicht auf den Bischof von Cäsarea eine palästinensische Synode zu Gunsten des Athanasius hielt und ordinierte. Sokrates, der dies berichtet, fügt bei, daß Maximus deshalb Vorwürfe gemacht wurden. (II, 24). Dieses Schwanken dauerte an bis zum Konzil von Ephesus (431), wo Juvenal, der damalige Bischof von Jerusalem, in Abwesenheit des Metropoliten von Cäsarea einen hervorragenden Platz einnahm und unmittelbar hinter Cyrill von Alexandrien, dem Vorsitzenden des Konzils, unterzeichnete.

Auf diesem Konzil suchte Juvenal sich durch gefälschte Schriften gegen den Patriarchen Maximus von Antiochien ein eigenes Patriarchalgebiet zu verschaffen. Er fand heftigen Widerstand beim hl. Cyrill von Alexandrien, der Juvenal deswegen beim Papste Leo dem Gr. anzeigte. Der Papst schrieb hierüber am 11. Juni 453 an Bischof Maximus von Antiochien: „Der Ehrgeiz versäumt keine Gelegenheit, etwas zu erhaschen, und so oft aus Anlaß irgend welcher Angelegenheiten eine allgemeine Versammlung abgehalten wurde, ist es schwer (zu vermeiden), daß die Begierde des Bösen nicht etwas über das Maß hinaus anzustreben versuche. So glaubte auch auf der Synode zu Ephesus, welche den gottlosen Nestorius mit seinem Dogma verwarf, der Bischof Juvenalis, er könne sich zur Herrschaft über die Provinz Palästina erheben und sein unverschämtes Wagstück durch erdichtete Schreiben unterstützen (insolentes ausus per commentitia scripta firmare). Bischof Cyrillus heiligen Andenkens, welcher dies mit Recht verabscheute, zeigte mir durch sein Schreiben an, was die Begierde des Vorgenannten gewagt habe, und bat inständig, den unerlaubten Anmaßungen nicht zuzustimmen." [1])

Im Jahre 449 treffen wir gar den Bischof Juvenalis auf der berüchtigten Räubersynode von Ephesus. Dort stürzt er als einer der ersten die Beschlüsse des Ephesinums um, verdammt den rechtgläubigen Patriarchen Flavian von Konstantinopel, nimmt offen Partei für die monophysitische Irrlehre, verjagt die treuen Bischöfe und schüchtert die anderen ein und hält zu dem rohen, sittlich anrüchigen Dioskur von Alexandrien. [2])

[1]) Lateinisch bei Hefele l. c. 390; deutsch: Briefe der Päpste, Kösel'sche Ausgabe V, 199. — [2]) Cf. Hefele l. c. 424.

Auf dem Räuberkonzil kamen die Akten des Ephesinums zur Verlesung. Es ist mehreren bedeutenden Historikern (Fleury, Darras, Rohrbacher)[1] aufgefallen, daß ganze Akten aus dem Ephesinum verschwunden sind. Wer hat die Akten über die „ehrgeizigen Bestrebungen" Juvenals verschwinden lassen? Wie kommt es, daß der Text des Konzils über den Aufenthalt Mariens in Ephesus verstümmelt ist?[2] Wer hat in der Predigt des hl. Cyrill, welche denselben Gegenstand behandelte, gerade die entscheidende Stelle ausgemerzt und durch Punkte ersetzt, wie dies ein altes Manuskript auf dem Berge Karmel deutlich zeigt?[3] Fecit, cui prodest! Daran hatte nur Juvenal Interesse, und sein Gewissen war zum mindesten nicht skrupulös.

Um der entstandenen kirchlichen Verwirrung im Orient ein Ende zu machen, schrieb Kaiser Marcian (450—473) auf Veranlassung Papst Leos I. zum 1. September 451 ein Konzil nach Chalcedon aus.[4] Die Namen der Häupter der Räubersynode, Dioskur, Juvenal und Eusthatius von Berytus, mußten aus den Diptychen in Konstantinopel gestrichen werden.[5]

In der ersten Sitzung des Konzils saßen Dioskur, Juvenal und ihr Anhang auf der Anklagebank. Nach der Verlesung der Akten der Räubersynode verlangten die kaiserlichen Kommissäre unter dem Beifall der orientalischen Bischöfe die Absetzung derselben. Dies geschah auch, sodaß sie in der zweiten Sitzung fehlten. Wahrscheinlich waren es einige Bischöfe in Illyrikum, die bei den kaiserlichen Gesandten Fürbitte für die Abgesetzten — mit Ausnahme Dioskurs — einlegten. Der Kaiser stellte die Entscheidung der Synode anheim; diese nahm, um der Kirche den Frieden zu geben, nachdem die abgesetzten Bischöfe um Verzeihung gebeten, den Eutyches anathematisiert und Leos des Gr. Schreiben unterzeichnet hatten, sie in der vierten Sitzung wieder auf.

In der siebenten Sitzung des Konzils kamen die bekannten Bestrebungen Juvenals wieder zur Sprache. Auf das Verlangen der Synode hatten sich Maximus und Juvenal vor der öffentlichen Verhandlung privatim auseinandergesetzt und einen Vertrag geschlossen. „Nach langen, widrigen Streitigkeiten", so er-

[1] T. 67; E. J. 97. — [2] Benedikt XIV: Abesse ab hoc loco verbum nemo est, qui non videat. Migne C. th. 26, 595. — [3] Bericht eines Karmeliters und Augenzeugen in der Kathol. Kirchenzeitung, Salzburg 23, 1893. — [4] M. P. G. 108, 269. — [5] Hefele, Konziliengeschichte II, 381.

klärte jetzt Maximus auf der Synode öffentlich, der also des Streitens müde war, „sei er mit Juvenal dahin übereingekommen, daß der Stuhl des hl. Petrus zu Antiochien (außer seinen sonstigen Provinzen) die zwei Phönicien und Arabien, der von Jerusalem aber die drei Palästina unter sich haben solle.[1]) Die Synode möge diesen Vertrag schriftlich bestätigen.“[2]) Dies geschah auch unter Zustimmung der päpstlichen Legaten. In einem Schreiben an Maximus von Antiochien erkärte Leo d. Gr. die Zustimmung der Legaten und den Vertrag mit Juvenal für ungültig. Desungeachtet blieb Jerusalem im Besitz der drei palästinensischen Provinzen.[3])

Als der Patriarch Juvenal nach Palästina zurückkehren wollte, wo die monophysitischen Irrlehren große Ausdehnung gefunden hatten, stellten die häretischen Mönche das Verlangen an ihn, die Beschlüsse von Chalcedon zu verwerfen. Da er diesem Verlangen nicht entsprach, erregten sie unterstützt von Eudokia, der Witwe des Kaisers Theodosius (408—450), einen Aufstand, verjagten den Juvenal, setzten überall in Palästina die rechtmäßigen Bischöfe ab und erhoben den Mönch Theodosius zum Patriarchen. Juvenal konnte nicht vor dem Monate Juli 453, in welchem Monat auch die hl. Pulcheria, die jungfräuliche Gemahlin des Kaisers Marcian starb, nach Jerusalem zurückkehren.[4])

Im folgenden Jahre richtete Leo d. Gr. an Juvenal einen Brief, worin er ihn wegen seiner begangenen Irrtümer tadelt, und worin er ihm also schrieb: „Obwohl kein Bischof in dem, was er predigt, unwissend sein darf, so verdient doch unter allen Unwissenden jeder Christ keine Entschuldigung, der in Jerusalem wohnt, da er zur Erkenntnis der Kraft des Evangeliums nicht bloß durch die Aussprüche der heiligen Schrift, sondern durch die Zeugnisse der Orte selbst unterrichtet wird. . . . Benütze also, teuerster Bruder, diese so unbesiegbaren Denkmäler des katholischen Glaubens. Bei dir ist Bethlehem, wo . . . bei dir ist der Erlöser als Kind . . . als Jüngling . . . als Mann gewesen. Dir predigt das Kreuz . . . dir ruft zu der Stein des Grabes, in welchem der Herr als Mensch lag, und aus dem er durch göttliche Kraft erstand. Du gehst auf den Ölberg an den Ort der Himmel-

[1]) Juvenal wollte auch Phönizien und Arabien besitzen: Hefele I, 390. — [2]) Hefele II, 458. — [3]) l. c. 484. — [4]) l. c. 545, ferner Zeitschrift für kathol. Theologie 1898, 485; vergl. M. P. G. 108, 273.

fahrt, tönt da nicht jene Stimme der Engel in deinem Ohre wieder: „ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da und schauet zum Himmel? usw.“ [1])

Aber warum erwähnt der Papst das „Mariengrab“ nicht, das nach Nirschl gegen Beginn des 5. Jahrhunderts aufgefunden worden sei, besonders da nach den beiden Konzilien von Ephesus und Chalcedon die Gemüter der Christen besonders für die Gottesmutter interessiert waren? Nur deshalb nicht, weil dem Papste ein solches Grab unbekannt war.

Es liegt kein zeitgenössischer Bericht darüber vor, daß Juvenal bezüglich der Entwicklung der Jerusalemer Legende eine wichtige Rolle gespielt habe. Wir persönlich haben die Überzeugung, daß er das Opfer eines traurigen Mißverständnisses in dem frühestens 300 Jahre nach seinem Tode auftauchenden Zitat der Historia Euthymiaca geworden ist. Sogar die Nachricht, er habe ein Buch über den Transitus Mariae geschrieben, beruht auf einer Ungenauigkeit der lateinischen Übersetzung bei Migne,[2]) wo Nicephorus nur den Text des Metaphrastes wiederholt, der seinerseits wieder einzig in dem Zitat der Euthym. Geschichte schöpft. Man hat betont, daß zu seiner Zeit die Apokryphen mit der lokalen Färbung entstehen und wachsen wie eine Pflanze.[3])

Lequien in seiner Ausgabe des hl. Johannes Damascenus 1748 in einer Note zu dem Zitat aus der Euthymianischen Geschichte wagt weder zu leugnen noch zu behaupten, daß Juvenal die Nachricht erfunden habe, es sei zwischen ihm und dem Kaiserpaar zu einer Unterredung über die leibliche Aufnahme Mariens gekommen,[4]) wobei Lequien an die besprochenen, gefälschten Schreiben erinnert; Tillemont meint, es wäre möglich, daß man unter Juvenal irgend ein leeres Grab gefunden hätte, mit der Aufschrift des Namens Mariä, und daß Juvenal oder andere, die ebensowenig skrupulös waren wie er, den noch übrigen Teil der „Geschichte“ dazu besorgt hätten.[5]) Serry behandelt ihn offen als Fälscher,[6]) Benedikt XIV. geht so weit, daß er sagt, Juvenal werde von Cyrill von Alexandrien und Leo d. Gr. als schuldig an Aufständen, vielen Verbrechen und vorzüglich an Fälschungen

[1]) Sancti Leonis Papae I. Epistolae, Tyrnaviae (1767), p. 414; Briefe der Päpste, Kösel'sche Ausg. V, B. 139. Brief, S. 284 f. — [2]) M. P. G. 145, 815 u. 816; auch 158, 439 u. 440. — [3]) P. Bruselli in T. 77. — [4]) M. P. G. 96, 748. — [5]) T. M. I, 492. — [6]) T. 14.

angesehen.[1]) Dann zitiert Benedikt XIV. ein Wort von Serry: „Der da gewohnt war, die Schriften anderer zu fälschen, konnte dieser nicht auch an Marcian und Pulcheria einen unwahren Bericht schreiben?" Fügen wir diesem noch ein gewichtiges Urteil aus der Neuzeit bei. Der Karmelit P. Simon Zopfl studierte während eines achtjährigen Aufenthaltes auf dem Berge Karmel gemeinschaftlich mit einem Ordensgenossen in der mit den Werken der Kirchenväter gut versehenen Bibliothek des Klosters eingehend die Nachrichten über die näheren Umstände des Hinscheidens der hl. Jungfrau. „Die sorgfältigen Studien . . . führten uns zur Verwerfung der Jerusalemitanischen Überlieferungen als auf apokryphen Schriften beruhend und gestützt durch den Bischof Juvenal, welcher, wie die Kritiker sagen, von Ehrgeiz getrieben, die Gunst der frommen Kaiserin Pulcheria zu erwerben suchte".[2])

Diese Urteile wären alle berechtigt, wenn Juvenal der Urheber des Berichtes in der Historia Euthymiaca wäre. Doch berechtigt das vorhandene geschichtliche Material uns nicht zu diesem harten Urteil: es genügt vollauf zu sagen, daß der armselige Schreiber der Historia Euthymiaca infolge seiner ungenügenden Kenntnis in Geschichte und griechischer Sprache, wie wir alsbald sehen werden, den Patriarchen Juvenal in unberechtigter Weise einer neuen Fälschung verdächtigt hat. Die im Munde des Volkes entstehende und lebende, „absichtslos dichtende Sage" ist schon zu lange Zeit dem bemitleidenswerten Patriarchen als absichtlich fälschendem Autor unterschoben worden.

Anderseits muß aber entschieden gegen die Bestrebung Nirschls und des von ihm abhängigen P. Barnabé d'Alsace Einspruch erhoben werden, Juvenal auf Grund einiger Epitheta bei griechischen Historikern als „Heiligen" zu bezeichnen. Betrachtet man wieder die geschichtliche Entwicklung, so sind diese Bezeichnungen leicht zu verstehen.

In altchristlicher Zeit hatte der Titel ἅγιος eine ähnliche Bedeutung wie heute etwa „Hochwürdig", „Ehrwürdig". Der betreffende griechische Titel findet sich vielfach in den Urkunden der alten Konzilien als Auszeichnung für die anwesenden Bischöfe z. B. beim Ephesinum.

---

[1]) C. Th. Migne, 26, 594, dann Comm. de D. N. J. Chr. etc. II, 106, l. c. 323. — [2]) Salzburger Kathol. Kirchenzeitung Nr. 23, 1893.

Nach den Schreiben, die Leo der Gr. an Maximus von Antiochien und an Juvenal selbst richtete, fehlt gewiß vieles, letzteren in die Schar der Heiligen der Kirche einzureihen. Ein sehr scharfes Wort über Juvenal finden wir bei Gregor dem Gr., der ihm ein laxes Gewissen vorwirft.[1]) In alter Zeit hat daher auch niemand das Bestreben gehabt, Juvenal zu kanonisieren.

Beim Damascener wird in dem fraglichen Zitat nur einfach der Name Juvenals genannt.[2]) Alsdann erscheint der kritiklose Verfasser des Menologium Basilianum (976—1025), welcher aus der Historia Euthymiaca bei Johannes von Damaskus schöpft; er findet ihn dort als Gewährsmann und nennt ihn ohne jede Berechtigung zweimal einen „Heiligen".[3]) Ebendaselbst schöpft der beredte Simeon Metaphrastes, der schon weiter geht und ihn „von Gott kommend", „heilig" und „Gott tragend" nennt. (Griech. Exzerpt von Bonnet.)

Ähnlich spricht auch Nicephorus, der die Worte des Metaphrastes wiederholt.[4]) Auch Michael Glykas, der ebenfalls den Metaphrastes ausschreibt, nennt Juvenal „θεῖος", „von Gott kommend".[5]) Alles ist wiederum die Historia Euthymiaca schuld, die den Patriarchen unberechtigt zu ihrem Hauptzeugen gemacht hat.

Sogar die Bollandisten haben sich einmal, wenn auch nur vorübergehend in einer Anmerkung, täuschen lassen; das Wort sanctus ist aber von ihnen widerrufen worden.[6])

Hiernach ist das Wort Nirschls zu berichtigen: „Die griechische Kirche verehrt ihn als einen Heiligen, und auch (!) im Abendlande fand er nun diese Anerkennung".[7]) Wenn Juvenal keine anderen Rechtstitel für den Beweis seiner Heiligkeit hat, dann ist wohl wenig Aussicht vorhanden, daß er jemals kanonisiert werde.

3. Der Verfasser der Historia Euthymiaca ist gänzlich unbekannt; es werden im Altertum wohl mehrere Euthymius genannt, doch keiner, der eine Geschichte geschrieben hätte. Man weiß also nicht, wann und wo der Verfasser lebte, was und warum er geschrieben hat. Frühestens in der Mitte des achten Jahrhunderts beim hl. Johannes Damascenus erscheint in der schwungvollen, einheitlichen Rede in geschmackloser Weise ein interpoliertes Zitat

[1]) T. 69. — [2]) M. P. G. 96, 718. — [3]) M. P. G. 117, 520. — [4]) M. P. G. 145, 816. — [5]) M. P. G. 158, 440. — [6]) Band VII des Juli 260 (T. 15). — [7]) N II, 185.

aus der Geschichte desselben. Auch ist der materielle Inhalt, also die Verhandlung des Kaiserpaares mit Juvenal in der ganzen voraufgehenden Literatur nicht nachzuweisen. Vom Damascener ab anderseits bis hinauf ins Mittelalter, sogar bis in die Neuzeit[1]) ist er die einzige Quelle für die das Herz eines jeden gläubigen Christen höchst interessierenden Vorgänge, die uns nähere Aufschlüsse über das Lebensende der hl. Jungfrau bieten wollen. „Wir wissen gar nicht" sagt Tillemont, „wer dieser Euthymius ist, noch wann er gelebt hat. . . . Kombefis gesteht, daß diese Geschichte des Euthymius . . . sehr verdächtig ist".[2]) „Wir wissen nicht, wer doch in aller Welt jener Historiker Euthymius ist", bestätigt Benedikt XIV., „von dem der Damascener, Nicephorus und andere Schriftsteller des Mittelalters die Nachricht empfangen haben, daß die seligste Jungfrau in Jerusalem verschieden sei".[3]) „Was diese Euthymianische Historie gewesen, werden wir vielleicht nie erfahren", versichert der Textforscher M. Bonnet.[4]) Wir kennen aus dieser „Geschichte" nur ein zweites mit dem unsrigen wohl zusammenhängendes und von Cotelier (Eccl. graec. monum. T. III, col. 576, 1686) herausgegebenes Zitat, worin von einer Erpressungsgeschichte die Rede ist, die ein Höfling Chrysaphius bei der Bischofsweihe des hl. Flavian, des Patriarchen von Konstantinopel, angestiftet hatte (446). „Es entstand hierdurch großes Leid; Pulcheria wußte aber nichts davon".[5])

Daß eine Interpolation in dem Texte des Damasceners vorliegt, ist nach Sprache, Inhalt und Gedankenfolge ganz offenkundig. Der eigentliche Wortlaut der Predigt weiß nichts von einem „Sarg" und „Sterbekleidern", nichts von einem dreitägigen Warten der Apostel am Grabe und ununterbrochenem Engelgesang, nichts von einer verspäteten Ankunft des hl. Thomas. Letzterer Umstand findet sich nur noch in der arabischen und der lateinischen Rezension A des Transitus, freilich mit dem wesentlichen Unterschied, daß Thomas sofort nach dem Begräbnis ankommt und in den Lüften von der zum Himmel auffahrenden Gottesmutter über alles ist belehrt worden. Der Damascener spricht von einem Tragbett und dem Grabe, welches er beständig

[1]) Vergl. K. L. 8, 813 f. — [2]) T. M. 494. — [3]) Comment. de D. N. J. Chr. matrisque eius festis, Bruxellis 1866, T. II, 323. — [4]) Zeitschrift für wissensch. Theologie 1880, S. 232. — [5]) M. P. G. 96, 747.

τάφος nennt, während die Interpolation das mehrdeutige Wort σορός braucht, das von Nirschl oben teils mit „Sarg", teils mit „Grab" übersetzt wird. Die Predigt weiß ebenfalls nichts von einer Öffnung des Grabes durch die Apostel, worin sich alsdann nur die „Grableinwand" vorgefunden hätte; sie läßt nur das Grab in rhetorisch-dichterischer Weise sprechen: „Welche Rechenschaft verlangt ihr von meiner Bewachung (des Leichnams)? Ich besaß nicht die Gewalt, göttlichem Geheiß Widerstand zu leisten! Der heilige Leib ließ die Linnentücher zurück (σινδόνας) . . . und ward nach oben entrückt."[1]) Der Ausdruck sindones und die angenommene dreitägige Grabesruhe erklärt sich aus dem Bestreben des Damasceners, Begräbnis und Auferstehen der hl. Jungfrau aus Konvenienzgründen möglichst dem des Heilandes ähnlich zu gestalten. Bemerkenswert ist, daß kurz vor dem hl. Johannes von Damaskus der hl. Germanus die Predigt hielt, worin er ausdrücklich einen Sarg ausschließt, Maria aus den Händen der Apostel, noch ehe sie ins Grab kommt, zum Himmel unter Zurücklassung eines sindon emporschweben läßt. Weder Johannes noch Germanus berichten etwas von dem weiteren Schicksal dieses Linnentuches.

4. Wann mag die Interpolation hineingekommen sein? P. Fonck S. J. stellte fest, daß der Euthymianische Bericht sich schon in Handschriften der Festpredigt des Damasceners aus dem elften Jahrhundert befindet.

Wir sind in der Lage, auf einen bis jetzt nicht beachteten Grenzpunkt hinweisen zu können, der zugleich ziemliches Licht auf den Ursprung des Zitates wirft.

Die Historia Euthymiaca schreibt die Erbauung der oben genannten Blachernenkirche der hl. Pulcheria, der Gemahlin des Kaisers Marcian, zu. Bis zur Zeit des Damasceners liegen aber höchstens nur zwei für uns nachweisbare geschichtliche Nachrichten über die Erbauung der Blachernenkirche vor. Die erste rührt her von Prokopius, dem berühmten Geschichtschreiber Justinians, dem Sekretär des Feldherrn Belisar. Krumbacher rühmt in seiner Geschichte der byzantinischen Literatur[2]) die „umfassenden Quellenstudien", den „hohen Grad literarischer Bildung", die „zuverlässige Summe der bezüglichen Kenntnisse" und „eine ach-

[1]) Ibid. 745. — [2]) II. Aufl., München 1897, S. 230 ff.

tungsvolle Wahrheitsliebe" des Prokopius. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts zu Cäsarea in Palästina geboren, hatte er sich zur Zeit Justinus I. (518—527) schon früh in Konstantinopel einen Namen gemacht. Da Prokop „wahrscheinlich das Jahr 562 noch erlebt" [1]) hat, so starb er wohl noch vor Justinian (527 bis 565). Für diese Zeit war Prokop Augen- und Ohrenzeuge, der an allen wichtigen Ereignissen lebendigen Anteil nahm.

Dieser Geschichtschreiber gab als letztes Werk die Schrift „über die Bauten Justinians" heraus, wahrscheinlich nach 558, eine Arbeit, welche „durch das in ihr angehäufte geographische, topographische und finanzwirtschaftliche Material zu den wichtigsten Quellen der inneren Geschichte des byzantinischen Reiches gehört".[2]) Prokop sagt genau, ob irgend ein Bau wiederhergestellt oder erst begonnen wurde.

Über den Bau der Blachernenkirche berichtet er in seinen „Bauten Justinians" I, 3: „Diese eine Kirche der Mutter Gottes nun baute er (Justinian) vor der Mauer in dem Bezirke, genannt die Blachernen — denn ihm ist auch das zuzuschreiben, was unter dem Oheim Justin[3]) geschehen ist, als er dessen Herrschaft mit Vollmacht verwaltete —; die Kirche ist aber am Meere gelegen, höchst heilig und sehr verehrt, sehr lang und in der Breite nach Verhältnis der Länge entsprechend oben und unten durch nichts anderes gestützt als durch Abschnitte von parischem Stein, die dort nach Art der Säulen stehen. Und in den übrigen Teilen der Kirche stehen die Säulen in geraden Linien, in der Mitte aber ziehen sie sich nach innen zurück. Wer in dieses Heiligtum tritt, wird am meisten staunen, wenn er einen Bau sieht, der ohne Gefährlichkeit ausgeführt ist, und eine Pracht frei von Geschmacklosigkeit".[4])

Der Bau der Blachernenkirche ward also unter Justin I. begonnen.

Hiermit stimmt ein Epigramm aus der von J. Jakobs herausgegebenen Anthologia Graeca überein: „Epigramm auf die Bogenwölbung der Blachernen. 2. . . . Justin, der Gemahl

[1]) Ibid. — [2]) l. c. 233. — [3]) Justinians Vorgänger. — [4]) Corpus scriptorum historiae Byzantinae, Bonnae 1838, Pars II. Procopius. Vol. III, ed. G. Dindorf, p. 184; vergl. auch p. 185 und 193; dann Quellen der byzantinischen Kunstgeschichte von J. P. Richter, Wien (Gräser) 1897, S. 165.

der Sophia,[1]) ... als er verfallen sah das Haus der Mutter und Jungfrau — Hat er die Schäden entfernt — Sicher den Neubau gemacht. — 3. Auf das schönste baute der erste Justinos den Tempel — Diesen, Mariä Haus, welches von Schönheit strahlt, — Aber ein anderer Justin, nach ihm der zweite des Namens — Fügte dem früheren Schmuck größeren Glanz noch hinzu".[2]) Wann mag dieses Epigramm entstanden sein? Nach einer Blütezeit im ersten und zweiten Jahrhundert nahm erst im sechsten und siebten Jahrhundert die Epigrammatik einen neuen Aufschwung und das Sinngedicht ... wurde sogar zur vorherrschenden Dichtungsart". „In der zweiten Hälfte des siebten und im Verlauf des achten Jahrhunderts hören wir so gut wie nichts von Sinngedichten und auch die Überlieferungsgeschichte der alten Epigramme während dieser Zeit ist in Dunkel gehüllt. Erst mit dem Anfang des neunten Jahrhunderts beginnt eine neue Blütezeit der Epigrammdichtung, die bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts andauert".[3]) Doch in dieser späteren Zeit kann es nicht gut entstanden sein, da über die Baugeschichte der Blachernenkirche große Verwirrung herrschte und niemand leider mehr auf den unmittelbaren Bericht des Augenzeugen Prokop zurückging.

Die Ursache dieser Verwirrung ist der Chronist Theophanes Konfessor, geboren unter der Regierung des Konstantin Kopronymos (741—775), gestorben in der Verbannung um 817. „Theophanes übernahm auf dringliche Bitten seines dem Tode nahen Freundes Georgios Synkellos († 810/811) die Fortsetzung der unvollendet gebliebenen Chronik desselben".[4]) In den Jahren 810—814/15 schrieb Theophanes die Chronik weiter von 284 an bis 813. In seinem Vorworte bemerkt er, daß er das schwere Werk nur übernommen habe, um dem dringenden Wunsche seines Freundes zu willfahren. „Eine tiefere Gelehrsamkeit, chronologische Genauigkeit, eine feinere Kritik, überhaupt eine genügende, nur durch langjähriges Studium zu erwerbende Beherrschung des ungeheuren Stoffes dürfen wir bei dem Asceten Theophanes, der, seiner Schwäche sich wohl bewußt, nur durch eine zufällige Veranlassung aus einem Theologen zum Historiker wurde und zudem offenbar genötigt war, mit ungewöhnlicher Hast zu arbeiten, füglich nicht erwarten".[5])

[1]) Justin II. (565—578). — [2]) Richter l. c. 166. — [3]) Krumbacher, Geschichte der byzantinischen Literatur 726 f. — [4]) Ibid. 342. — [5]) 343 f.

Das Werk des Theophanes galt aber bei seinen Zeitgenossen als epochemachend, ward gründlich von anderen ausgeschrieben und bildete das unentbehrliche Handbuch der Geschichte für alle, welche sich über die ersten achthundert Jahre der christlichen Ära unterrichten wollten. Spätere byzantinische Chronisten bezeichnen sich einfach als „Fortsetzer des Theophanes".

Welche Widersprüche in Theophanes schon vorkommen, zeigt ein Beispiel mit der Kirche von Chalkoprateia in Konstantinopel, die in die Verwirrung bezüglich der Blachernenkirche gründlich mit hineingezogen worden ist. Zum Jahre 442 n. Chr. Geb. schreibt er: „Damals führte er (Theodosius II. 408—450) die Kirche der Mutter Gottes in den Chalkoprateien[1]) auf, die früher eine Synagoge der Juden war."[2]) Zum Jahre 569 aber heißt es: „In diesem Jahre entriß Kaiser Justin (II.) die Synagoge, die in den Chalkoprateien war, und machte sie zur Kirche unserer Herrin, der allheiligen Mutter Gottes".[3]) Einer großen Flüchtigkeit, die sehr verhängnisvoll geworden ist, macht nun Theophanes — oder eventuell die Quelle, woraus er schöpft[4]) — sich bezüglich der Blachernenkirche schuldig, hinsichtlich deren er berichtet: „Die selige Pulcheria hat Christus noch mehrere andere Kirchen errichtet: vorzüglich die in den Blachernen (zu Ehren) der lobwürdigsten Herrin und Gottesgebärerin zu Anfang der Herrschaft des gottesfürchtigen Marcian".[5]) Gleich darauf folgt der Bericht über das Konzil von Chalcedon, die Verurteilung des Dioskur und Begnadigung des Bischofs Juvenal.

Man vergleiche jetzt einmal den Beginn des Zitates aus der Euthymianischen Geschichte zu Anfang dieses fünften Kapitels mit den Worten des Theophanes.[6]) Oder noch besser: man stelle die griechischen Texte aus M. P. G. 96, 748 und 108, 269 einmal gegenüber — wie frappierend ist die Übereinstimmung!! Man beachte zugleich auch die Anklänge in ἐξαιρέτως, das sich in

---

[1]) D. i. auf dem „Metallmarkte". — [2]) M. P. G. 108, 265. — [3]) l. c. 537. — [4]) Die kurze Bemerkung bei Theodorus Lektor M. P. G. 86, 1, 168 beruht auf der Autorität des später zu besprechenden Nicephorus Kallisti: ex ore dictantis Nicephori Callisti, wie der Titel besagt, und ist gewiß ein Zusatz des Nicephorus, der im fünfzehnten Jahrhundert eingehend die Blachernen-, Chalkoprateien- und Hodegenkirche der Pulcheria zuschrieb. — [5]) M. P. G. 108, 269. — [6]) Die im Deutschen übereinstimmenden Worte stimmen auch in den griechischen Texten überein.

der „ausgezeichnetsten Kirche" in Gethsemane wiederfindet, dann die Benennung des Konzils!

Unleugbar fest steht hierdurch, daß der Verfasser der Historia Euthymiaca aus Theophanes geschöpft hat und deshalb dem neunten Jahrhundert angehört. Später dürfen wir ihn nicht setzen, da vor 975 Simeon Metaphrastes das Zitat in der Rede des Damasceners vorfindet.

Möge ein günstiges Geschick uns ein Manuskript der Homilien des Damasceners etwa aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts schenken: wir sind fest davon überzeugt, daß das fragliche Zitat nicht darin stehen wird!

Der Verfasser des Zitates hat die Worte des Theophanes, den apokryphen Transitus, wie er in der arabischen und lateinischen Rezension A vorliegt, die Vermutung des hl. Johannes von Damaskus, daß das Begräbnis und die Auferstehung Mariens der dreitägigen Grabesruhe des Heilandes ähnlich gewesen, und zuletzt eine Nachricht, die er darüber besaß, daß man in der Blachernenkirche in Konstantinopel in einer Sorós ein Kleid der Mutter Gottes besitze, in Zusammenhang zu bringen gesucht. Nicht der arme Juvenal, nein dieser Verfasser ist der Fälscher! Und wie ist es ihm gelungen, den Orient und Occident bisher zum Besten zu halten! Sogar das römische Brevier ist ihm im 16. Jahrhundert zum Opfer gefallen!

5. Wie wenig historischen Takt der armselige Skribent dieses „fouillis d'inepties et d'absurdités"[1] besaß, zeigen folgende Erwägungen.

a. Der rege Briefwechsel, den Leo der Große mit dem Kaiserpaar Pulcheria und Marcian unterhielt, die Tätigkeit Marcians in den damaligen theologischen Streitigkeiten, die aufs engste mit der Stellung der hl. Jungfrau im Erlösungsplan zusammenhingen, sein Auftreten in der 6. Sitzung des Konzils zu Chalcedon (25. Okt. 451) beweisen die gediegene theologische Bildung des Kaiserpaares. „Besonders feierlich", sagt Hefele, „war die 6. Sitzung, indem ihr sowohl Kaiser Marcian als die Kaiserin Pulcheria mit großem Gefolge samt allen Kommissaren und dem Senate anwohnte, und ersterer sie mit einer zunächst lateinisch gesprochenen Rede eröffnete".[2] Die ernste, gediegene

[1] P. Lana, Konsultor der Riten unter Pius IX.: T. 188. — [2] Hefele l. c. II, 456 f.

Rede machte einen tiefen Eindruck auf die Bischöfe. Lauter Jubel brach aus: „Marcian ist der neue Konstantin, Pulcheria ist die neue Helena! Und doch sollen Marcian und Pulcheria — trotzdem die Kaiserin St. Helena von 326—328, trotzdem Eudokia, die Vorgängerin Pulcherias, um 438 mehrere Jahre im heiligen Lande gewesen war und zur Zeit des betreffenden Konzils noch lebte, — den Bischof Juvenal ersucht haben, ihnen den Leichnam Mariens zu überlassen!

b. Wie kommt der Verfasser des Zitates dazu, eine feierliche Zusammenkunft des Kaiserpaares mit Juvenal zu erdichten, der doch einer der Hauptschuldigen an den traurigen Wirren und Spaltungen war, die Konstantinopel so sehr berührt hatten. Dort war Juvenal auf Veranlassung des Patriarchen aus den Diptychen gar gestrichen worden. Seine Hauptgegnerin war gerade Pulcheria, die in engster Verbindung mit Leo dem Großen die häretischen Beschlüsse und Folgen des Räuberkonzils unwirksam zu machen suchte. Juvenal hatte auf der Anklagebank gesessen und war froh, zu dem Konzil schließlich noch zugelassen zu werden. Noch mehrere Jahre nach dem Konzil zeigen die beiden Briefe Leos des Großen die tiefgehende Verstimmung, die damals gegen Juvenal herrschte. Das Kaiserpaar war es seiner Würde schuldig, sich mit Juvenal nicht einzulassen.

c. Juvenal wäre, sagt das Zitat weiter, nach Konstantinopel gegangen und sei dort mit allen Bischöfen Palästinas zugleich zur kaiserlichen Audienz berufen worden. Aber bedachte denn der Schreiber nicht, daß Marcian und Pulcheria auch in Chalcedon waren? Ferner gibt es eine umfangreiche Literatur aus jener Zeit über das Konzil von Chalcedon, und die byzantinischen Chronisten zeichneten in umständlicher Weise die Taten der Kaiser auf. Warum aber findet sich nirgendwo auch nur eine Spur von einer Nachricht, daß Juvenal umgeben von allen Bischöfen mit dem Kaiser eine hochwichtige Besprechung in der kaiserlichen Stadt gehabt habe? Und schließlich hatten Juvenal und die Bischöfe allen Grund, nach Schluß des Konzils eiligst nach Palästina zu reisen, da dort alsbald durch die monophysitischen Mönche die schlimmsten Unruhen entstanden waren.

d. „Wir haben gehört, daß zu Jerusalem die erste und ausgezeichnetste Kirche der allheiligen Gottesgebärerin ... sei an dem Orte, der Gethsemane genannt wird". Man kann sagen, soviel

Worte es in dem Zitate gibt, fast ebensoviele Irrtümer gibt es darin. Zunächst hat, wie noch näher nachgewiesen wird, die erste Marienkirche in Ephesus, nicht aber in Jerusalem gestanden. Dann bestand wohl zur Zeit Juvenals in Jerusalem noch kein Heiligtum Mariens, da keine einzige Mitteilung darüber aus jener Zeit vorliegt. Der erste, welcher von einer Marienkirche in Gethsemane redet, ist um 530 der Pilger Theodosius, dessen Worte wir schon früher erwähnten: „Dort ist das Tal Josaphat, dort hat Judas den Herrn verraten; dort ist die Kirche der Herrin Maria, der Mutter des Herrn".[1])

e. Der Geschichtsfälscher legt Juvenal die Worte in den Mund: „Durch eine alte und sehr wahre Tradition haben wir es empfangen, daß alle heiligen Apostel ... zur Zeit des glorreichen Verscheidens der hl. Gottesgebärerin sämtlich in einem Augenblicke in die Luft emporgetragen usw." Warum nennt er sie nicht „ursprüngliche"? Hier wäre es doch am Platze gewesen, Namen und Zeugnisse zu nennen, anstatt sich so unbestimmt auszudrücken! Bei dem Worte „sehr wahre" gilt gewiß das Sprichwort: Qui s'excuse, s'accuse. Wenn das Grab damals wäre gefunden worden, warum ist hier nicht die Rede davon? Eine Tradition, die in jener Zeit am kaiserlichen Hofe in Konstantinopel trotz all des Lärmens der Apokryphen nicht bekannt war! Es war dem Verfasser der Euthymianischen Geschichte wohl unbekannt, daß Epiphanius kurz vor Juvenal das Fehlen jeder Tradition in Jerusalem feststellt, daß Modestus im siebten Jahrhundert betont, daß „über das glorreiche Ende der hl. Jungfrau von denen, die in der Kirche Christi unseres Gottes durch die Gnade des hl. Geistes als Lehrer in früheren Zeiten berufen waren, nichts überliefert worden ist, und daß auch ihre Nachfolger darüber gar nichts hinterlassen haben".[2])

f. Nach dem Beispiele des Andreas von Kreta († 720), welcher zu seinem Bedauern gestehen mußte, es sei nichts über das Hinscheiden Mariens in der Vorzeit gemeldet worden — ein Geständnis, das um so wertvoller ist, als Andreas lange Zeit Mönch in Jerusalem und Sekretär des dortigen Patriarchen war —, dann aber in höchst gezwungener Weise die bekannten Worte aus Pseudo-Dionysius als auf den Tod Mariens bezüglich auslegt,

[1]) Theodosius, De situ etc. (Gildemeister) 1882, 21 und I. H. G. 142. — [2]) M. P. G. 86, 2, 3280.

interpretiert unser unbekannter Euthymius sie auf dieselbe verkehrte Weise und zeigt damit an, wo er wieder geschöpft hat. Der Anachronismus fiel ihm nicht auf, der darin lag, um das Jahr 451 Juvenal Worte aus Schriften in den Mund zu legen, die erstmals gegen 520 an die Öffentlichkeit treten. Wie sehr dem „Euthymius" der Pseudo-Dionysius gefiel, zeigt der Umstand, daß er mit offenbarer Vorliebe von dem „gottaufnehmenden Leibe" spricht.

g. Der Bericht sagt weiter, Juvenal habe den „Sarg" und die „Sterbekleider" nach Konstantinopel geschickt. Aber haben diese Sachen bis jetzt dort verschlossen im Grabe gelegen? Das wäre doch unmöglich! Oder waren sie in Jerusalem zur Verehrung ausgestellt? Aber kein Pilger, kein Schriftsteller, kein Bischof berichtet etwas über derartige wertvolle Reliquien! Indessen hat die mangelhafte Geschichtskenntnis diesem Schreiber noch einen weiteren schlimmen Streich gespielt. Bei seiner Rückkehr nach Palästina mußte Juvenal schleunigst durch Flucht vor dem Mönche Theodosius, welcher den bischöflichen Stuhl von Jerusalem usurpiert hatte und eine Schreckensherrschaft gegen die Rechtgläubigen ausübte, sein Leben retten. 20 Monate lang dauerten diese Zustände in der hl. Stadt an. Juvenal konnte nicht vor dem Monat Juli 453 nach Jerusalem zurückkehren,[1]) Pulcheria aber, die nach der Euthymianischen Geschichte von Juvenal „Sarg" und „Sterbekleider" Mariens erhalten hätte, starb schon in demselben Monat Juli desselben Jahres.[2])

h. Die schönste Konfusion des „Euthymius" folgt jetzt. Es gab in Konstantinopel zwei Kirchen, welche sich rühmten, Reliquien Mariens zu besitzen: die Kirche in den Chalkoprateien mit dem Gürtel der hl. Jungfrau und den Windeln (σπάργανα, fasciae) Jesu, dann die Kirche in den Blachernen mit einem Kleide Mariens. Die erste Nachricht über die Heiligtümer in der Chalkoprateienkirche liegt, soviel wir wissen, in einer Festpredigt des hl. Patriarchen Germanus vor († 733), der den Gürtel und die Windeln zum Gegenstand einer ergreifenden Rede machte.[3]) Den ältesten Bericht über die Verehrung des Kleides der hl. Jungfrau in der Blachernenkirche weist P. Fonck in einer Rede nach, die wohl dem

[1]) M. P. G. 108, 273. — [2]) P. Fonck S. J. in Zeitschrift für kathol. Theologie 1898, 485 nach Acta Sanctorum Sept. III, 536. — [3]) M. P. G. 98, 372—384.

siebten Jahrhundert angehört und dem Theodoros, Presbyter und Synkellos von Konstantinopel, zuzuschreiben sein dürfte.[1]) Wie viele handschriftlich erhaltene Reden, Notizen der Chronisten und Pilgerberichte beweisen, war diese Reliquie weithin berühmt und ein Lieblingsgegenstand der Devotion für die kaiserlichen Familien — gleichsam das Palladium der Kaiserstadt.

Aus einer Rede des Simeon Metaphrastes (vor 975) entnehmen wir den Bericht über die Auffindung des hl. Kleides. Leo Makellos (457—474) hatte in seinem Heere zwei angesehene Brüder, Galbius und Kandidus, welche eine Pilgerfahrt nach Palästina unternahmen. Eines Abends spät kamen sie in einem Örtchen bei Kapharnaum an und übernachteten dort in einem Hause, welches einer jungfräulich lebenden, bejahrten Jüdin gehörte. In der Nacht wurden sie gewahr, daß es in dem Hause ein hellerleuchtetes Gemach gab, welches nach Wohlgerüchen duftete. Zugleich sahen sie, daß eine große Anzahl Kranke daselbst zugegen waren. Sie wollten von der Jüdin den Grund erfahren, die ihnen aber nur mitteilte, es geschähen in dem Gemache fortwährend Wunder unerhörtester Art, weil „Gott hier einmal einem der Väter erschienen sei". Die beiden Offiziere merkten aber, daß die Alte sie hinterging. Sie drangen immer mehr in sie, schwuren ihr gar Stillschweigen, und sie gestand endlich unter Seufzen und Weinen: „Dieses Geheimnis ist niemals einem Manne bekannt geworden. Von Geschlecht zu Geschlecht sei dies Geheimnis von einer hebräischen Jungfrau zur anderen unter einem Eide gewandert. Sie selbst wisse nun keine Jungfrau, welcher sie das Geheimnis anvertrauen könne, daher wolle sie es jetzt mitteilen". Sie besitze nämlich ein Gewand der hl. Jungfrau Maria. Als Maria starb, habe sie ihre Gewänder zwei Jungfrauen vermacht; ein Gewand sei durch Erbschaft auf sie — die Jüdin — gekommen. Dieses Kleid werde in einer Truhe aufbewahrt und sei die Ursache von all den Wundern. In der Nacht hätten sich die Patricier aus ihrem Bette erhoben und die Truhe sorgfältig betrachtet und nach allen Seiten gemessen. Dann seien sie nach Jerusalem gezogen, woselbst sie eine täuschend ähnliche Truhe herstellen ließen. Auf der Rückreise seien heimlich die Kästen umgetauscht und der richtige mit dem Kleide Mariens

[1]) Zeitschrift für kathol. Theologie 1898, 486.

nach Konstantinopel gebracht worden. In dem Stadtteil, Blachernen genannt, hätten die beiden Pilger ein Grundstück besessen und daselbst jetzt ein Bethaus errichtet, um dort heimlich den Schatz zu bergen. Aus Gewissensnot seien sie endlich zum Kaiser Leo Makellos gegangen und hätten ihm alles mitgeteilt, worauf dieser daselbst eine Kirche erbaut und das heilige Kleid in einem goldenen Schrein beigesetzt habe.[1])

Diese sagenhafte Geschichte ist die Ursache einer merkwürdigen Verwirrung im Berichte des unbekannten Euthymius geworden.

Das griechische Wort für „Truhe", „Schrein": sorós, bedeutet auch „Grab" und „Sarg". Der eigentliche Grund der Konfusion in der Euthymianischen Geschichte liegt eigentlich in der Mehrdeutigkeit des Wortes soros. Das Wort ist in allen bisher besprochenen griechischen Berichten nur einmal vorgekommen, nämlich bei Germanus, welcher in seiner Rede vom Begräbnis der hl. Jungfrau sagt: „der Leib Mariens war der soros nahe"[2]) d. i. dem steinernen Grabmal". Germanus schließt indessen ausdrücklich einen Sarg aus und spricht nur von einem Tragbett und einem sindon (Leintuch). Wäre letzteres in Konstantinopel gewesen, so würde er davon etwas gesagt haben.

Bei Andreas von Kreta und beim hl. Johannes von Damaskus finden wir die soros nicht verzeichnet.

Das Menologium nennt die Kirche in den Chalkoprateien eine soros und sagt, daß der heilige Gürtel Mariens dort in einer kostbaren soros liege.[3]) Nicht nur die ganze Blachernenkirche, sondern auch ein Teil von ihr wird soros genannt.[4]) Georgios Monachos berichtet ausführlich, man habe unter Leo Makellos das heilige Gewand der hl. Jungfrau aus Palästina gebracht und es in der Blachernenkirche in einer goldenen und silbernen soros beigesetzt.[5]) Dasselbe schreibt Zonaras (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) und fügt hinzu, daß „deshalb die Kirche auch die heilige soros genannt wird."[6]) Bei den „Fortsetzern des Theophanes" wird berichtet, ein Anführer der Soldaten, Saktices, kam schwer verwundet in die Blachernenkirche, legte sich in die heilige Soros und starb.[7]) Nicephorus berichtet die Auffindung des heiligen Kleides bei der Jüdin; die Patricier hätten in

[1]) M. P. G. 115, 560 ff. — [2]) M. P. G. 98, 369. — [3]) M. P. G. 117, 614. — [4]) M. P. G. 131, 551. — [5]) M. P. G. 110, 758. — [6]) M. P. G. 134, 1208. — [7]) M. P. G. 109, 424.

Jerusalem eine ganz ähnliche soros machen lassen.[1]) Derselbe Nicephorus berichtet, die Apostel hätten Mariens Leib in einer soros in Gethsemane beigesetzt.[2]) Wir haben noch mehr Belegstellen gesammelt, aber die vorhandenen genügen, um zu zeigen, daß soros nicht bloß „Sarg" bedeutet — sonst wäre ja der Sarg Mariens über 400 Jahre bei einer Jüdin gewesen, man hätte dann sogar zwei Särge Mariens in Konstantinopel gehabt, von denen einer aus Gold und Silber hergestellt war!

Der Schreiber der Historia Euthymiaca hatte etwas davon gehört, daß in Konstantinopel in der Blachernenkirche eine Soros mit einem Gewande Mariens wäre. Er übersetzte das Wort mit „Sarg", anstatt mit „Reliquienschrein". Alsdann verwandelt er die sindones (Leintücher), von welchen das personifizierte Grab beim hl. Johannes Damascenus gesprochen, zunächst in „ἐντάφια"[3]) „Sterbekleider". Da dieser Ausdruck ihm noch nicht konkret genug schien, das wiederzugeben, was dort aufbewahrt wurde, nannte er sie alsbald in einer neuen Umwandlung „ἱμάτια" „Kleidung", „Oberkleid".[4]) Die zur Verähnlichung des Grabes Mariens mit dem Grabe des Heilandes nur rhetorisch fingierte Grableinwand, die auch im Grabe des Heilandes zurückgeblieben war, wird hier ein realer Gegenstand und verdichtet sich in der Phantasie unseres Chronisten in den genannten drei Stadien sehr schnell zu einem „Oberkleide" Mariens. Er hatte bei Theophanes von der Gründung der Blachernenkirche durch Pulcheria und Marcian gelesen, ferner von dem Vorhandensein einer soros in dieser Kirche mit einem Kleide Mariens gehört: das alles reimte er sich in ungereimter Weise zusammen, indem er einen „Sarg" Mariens erfand, wovon die Welt bis jetzt noch nichts wußte, und welchen er mit einem Kleide Mariens nach Konstantinopel bringen ließ. Der arme Juvenal mußte ihm als Zeuge dienen, da dieser der Bischof Jerusalems zur Zeit der hl. Pulcheria war; in höchst verwegener Weise legte er dem Patriarchen das frei erfundene, nach jeder Beziehung hin unwahre Gespräch in den Mund.

[1]) M. P. G. 147, 69. — [2]) Ibid. 44. — [3]) Dieses Wort ist wiederum zweideutig, da es auch von Nirschl bald mit „Sterbekleider", bald mit „Leintücher" übersetzt wird. Von „Sterbekleidern" zum „Kleide" ist dann ja nur ein Schritt. Wir wollen in den folgenden eigenen Übersetzungen das Wort wiedergeben mit „Grableinwand". — [4]) M. P. G. 96, 748 ff.

Geschichtlich steht unbestreitbar fest, daß es in Konstantinopel zwei „Soros" gab, die eine in Chalkoprateia mit dem Gürtel der hl. Jungfrau, den Arkadius (395—408) nach der Angabe des Menologium Basilianum aus Jerusalem brachte und „in einen herrlichen Schrein legte, den man die heilige Soros nannte",[1]) die andere in der Blachernenkirche. Aus den Urkunden, welche Richter in seinen aktenmäßigen „Quellen zur byzantischen Kunstgeschichte"[2]) bringt, ergibt sich mit der vollsten Klarheit, daß in der Vorstadt Blachernä nur eine Marienkirche stand und nur ein Reliquienschrein mit einem Kleide der hl. Jungfrau, nicht wie Nirschl meinte, um den Euthymianischen Bericht zu retten, in der Vorstadt zwei Marienkirchen waren: die eine, welche Marcian erbaut habe, mit dem „Sarge" und den „Sterbekleidern" Mariens, die zweite gleich von Marcians Nachfolger Leo Makellos gebaut, mit einem Reliquienschrein und einem Kleide der hl. Jungfrau.[3]) — Allein sehen wir ab von der inneren Unwahrscheinlichkeit, daß zwei Kaiser hintereinander in einer Vorstadt zwei großartige Marienkirchen bauten mit je einer „soros", die hier „Sarg" und dort „Schrein" bedeutet: Konstantinopel hat bisher noch niemals den Anspruch erhoben, den „Sarg" Mariens zu besitzen oder besessen zu haben, und die einzige Marienkirche ist weder unter Marcian, noch unter Leo, sondern nach dem Bericht des Augenzeugen Prokop unter Justin und Justinian gebaut worden. —

6. Vor dem hl. Johannes Damascenus besitzt die griechische Theologie eine fast unbegrenzte Ehrfurcht. Über ihn sind die griechischen Gelehrten nicht mehr hinausgekommen: ist er doch auch der letzte große Geist, den Griechenland hervorgebracht hat. Wie die folgenden Chronisten auf Theophanes, so bauten die Theologen auf dem Damascener auf. „Bei den schismatischen Griechen ist (sein dogmatisches System) bis heute noch Grundlage und Norm aller Dogmatik, und sind neben den Vorzügen auch die Mängel desselben in der griechischen Theologie permanent geworden".[4]) In ihm hat sich gleichsam die Tradition des Orients kristallisiert und versteinert. Historisch-kritisches Forschen und Zurückgehen auf möglichst unmittelbare Quellen war und ist im Osten eine höchst seltene Tätigkeit. Es ist daher begreiflich, wie manche Geschichtslügen gerade in der griechisch-schismatischen Christen-

[1]) M. P. G. 117, 613. — [2]) Wien, Gräser, 1897. — [3]) N II, 192 f. — [4]) Alzog, Patrologie 465.

heit eine staunenswerte Langlebigkeit besitzen. Wenn der Damascener etwas gesagt hat, dann ist ein Widerspruch kaum mehr möglich.

Es ist daher sehr lehrreich, zu betrachten, wie die griechischen Schriftsteller sich mit der Interpolation in der Homilie des hl. Johannes von Damaskus auseinandergesetzt haben.

K. Krumbach spricht in seiner so ruhig und objektiv urteilenden Literaturgeschichte ein sehr scharfes Wort über die griechischen Hagiographen, an deren Spitze Simeon Metaphrastes steht. „Die Heiligengestalten erscheinen in einer Kategorie von Legenden, die besonders aus unechten Märtyrerakten und rhetorischen Heiligenleben besteht, aus dem natürlichen Zusammenhang der Dinge zu einer Höhe gehoben, die das Auge nicht mehr erreicht. Sie erstrahlen in einem himmlischen Glanze, der den historischen Hintergrund nicht bloß verklärt, sondern sogar ganz verwischt". „Der historische Wert dieser Heiligenbilder ist darum auch sehr gering". „Allen Gattungen der byzantinischen Hagiographie ist übrigens ein Charakter gemeinsam, von dem nur wenige einzelne Biographien frei sind, die Kritiklosigkeit. War dies die notwendige Folge des im Morgen- wie im Abendlande während des ganzen Mittelalters herrschenden Mangels an historischem Sinne, so brachte der Gegenstand und der Zweck der Hagiographie diese Gefahr in erhöhtem Maße mit sich".[1])

a. Von Metaphrastes besitzen wir eine Schilderung des Lebens Mariens in einer nur lateinisch gedruckten Rede,[2]) welche biblische und apokryphe Nachrichten miteinander vermischt. Den Abschnitt über den Tod Mariens hat er zusammengestellt aus den wohlbekannten Einzelheiten des apokryphen Transitus, aus den Nüanzierungen, die der hl. Germanus gegeben, und der verkehrten Exegese des Andreas von Kreta über die Stelle bei Pseudo-Dionysius. Auf dem Sterbebette spricht Maria zum hl. Johannes: „Zwei Gewänder habe ich während meines ganzen Lebens zu meiner Bekleidung benutzt; ich will, daß sie diesen zwei Frauen (die anwesend waren) geschenkt werden".[3])

In der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1880, S. 231—232 veröffentlichte M. Bonnet aus einer griechischen Handschrift (Cod. Paris gr. 1548, saec. XIII.) einen Teil des

[1]) Krumbacher l. c. 181 f. Seit Ehrhards Forschungen (1898) lautet das Urteil über Simeon Metaphrastes selbst günstiger. — [2]) M. P. G. 115, 529—566. — [3]) Ibid. 557.

griechischen Textes obiger Rede von Metaphrastes. Aus diesem edierten Bruchstück läßt sich die höchst wichtige Tatsache feststellen, daß dem Metaphrastes die Interpolation in der Festrede des Damasceners vorgelegen hat: die erste nachweisbare Zitierung der Euthymianischen Geschichte. Wir lassen die getreue Übersetzung des griechischen Bruchstückes hier folgen.

„Als dieses Wunder geschehen war (nämlich daß bei dem Attentat des Juden auf die Tragbahre diesem die Arme plötzlich abgetrennt wurden), und die Apostel aus der Stadt Jerusalem herausgingen und die Tragbahre trugen,[1]) da gingen sie hin zum sehr heiligen Gethsemane. Und dort wird der hochheilige Leib dem Grabe zwar anvertraut. Warum auch nicht? Wird doch auch ihr Sohn in menschlicher Weise begraben! Deshalb wird er auch emporgetragen zu den himmlischen, gottähnlichen Geistern. Bürgschaft hierfür leistet Juvenal,[2]) der von Gott kommende Bischof Jerusalems. Ein heiliger und gotttragender Mann war dieser ja, der aus alter und wahrer Tradition als auf ihn gekommen folgendes berichtet: Drei ganze Tage hätten die heiligen Apostel beim Grabe geweilt, himmlische Lobgesänge von oben vernehmend. Dann nach dem dritten Tage, da einer der Apostel zufällig zum Leichenbegängnis zu spät gekommen war — oder vielmehr war es durch göttlichen Plan geschehen, damit allen ihre wunderbare Hinüberversetzung bekannt werde —, da kommt auch er selbst an, und wie es zu erwarten ist, bricht er in schmerzlichste Klage über sein übergroßes Mißgeschick aus, daß er eines so großen Gutes unteilhaftig gewesen sei, das sei gar nicht zu ertragen. Die heilige Schar der Apostel aber hielt es nicht für recht, ihn jenen lebentragenden Leib nicht sehen und verehren zu lassen. Sie lassen sofort das Grab öffnen. Als es offen war, war der anvertraute Schatz darin nicht mehr zu finden, nur lag darin die Grableinwand, wie nach der Auferstehung ihres Sohnes. Er verehrte sie, wie es auch die anderen Anwesenden taten, und sie wurden erfüllt von unaussprechlichem Wohlgeruch und von

[1]) Bis hier erscheint ein kurzes Zitat aus dem griechischen Transitus (Cod. Paris gr. 1215 f. 127). Der eigentliche Text beginnt erst mit: „Da gingen sie hin zum hl. Gethsemane usw." Der griechische Transitus hat bekanntlich keine Ortsangabe, wo die Wolken Maria und die Apostel aufwärts trugen. — [2]) πιστοὶ τὸν λόγον: dies Wort veranlaßte später in der lateinischen Übersetzung ein Mißverständnis, als habe Juvenal ein Buch über den Heimgang Mariens geschrieben (M. P. G. 145, 809; 158, 440).

Gnade. Dann schlossen sie gleich wieder das Grab; den wunderbaren Bericht darüber geben sie weiter, und nun empfängt ihn der Vater vom Sohn.[1]) So verhält sich der Bericht über das göttliche Begräbnis des lebentragenden Leibes". — Hier schließt das mitgeteilte griechische Excerpt.

Die lateinische Übersetzung, die, wie man leicht sehen kann, recht genau ist, fährt gleich im Anschluß hieran fort — ebenfalls eine Stelle aus der Euthymianischen Geschichte —: „Weil es aus ihr geboren ward, so hat das göttliche Wort sie ganz zu sich hinüberversetzt und wollte, daß sie bei ihm sei und immerdar mit ihm lebe. Aber anstatt ihres unbefleckten Leibes gibt sie (Maria) in großer Sorge um unser Wohlergehen ihr Gewand (vestem) gleichsam als Erbstück unserer Stadt. Wie aber dies geschehen ist, und wie jenes heilige Geschenk zu uns gekommen, wie Konstantinopel mit diesem hochheiligen Schatze ist bereichert worden, das soll meine Rede jetzt erzählen. Jener große Leo, welcher damals das römische Kaiserreich leitete, hatte zwei Brüder in seinem Heere in leitender Stellung, Galbius und Kandidus usw." Er erzählt hierauf die sagenhafte Geschichte von der Auffindung des heiligen Kleides bei der jüdischen Jungfrau in dem Örtchen bei Kapharnaum.

Simeon Metaphrastes war in Konstantinopel tätig und besaß eine hohe Vertrauensstellung beim Kaiser Konstantin Porphyrogennetos (912—959).[2]) Er kannte genau die Kaiserstadt. Er braucht deshalb, weil er es so beim Damascener findet, den Ausdruck „Grableinwand", läßt diese aber mit dem Verschließen des Grabes wieder gänzlich verschwinden. Von einem „Sarg" ist gar keine Rede. Den Bericht der Euthymianischen Geschichte korrigiert er in sehr bemerkenswerter Weise, indem er für die angebliche Sendung des „Sarges" und der „Sterbekleider" die ihm wohl bekannte Geschichte der Auffindung des heiligen Kleides erzählt und den Bau der Blachernenkirche in die Zeit des Nachfolgers Marcians verlegt.

Wie uns schon bekannt ist, hat eine Stelle aus dem griechischen Text der Rede des Metaphrastes ein merkwürdiges Geschick

[1]) Dies entlehnt Metaphrastes einer anderen Stelle beim Damascener in derselben Rede: M. P. G. 96, 729. — [2]) Cf. Krumbacher l. c. 200, woselbst hervorgehoben wird, daß wir bis jetzt über diesen Autor noch keine ganz zuverlässigen Angaben besitzen.

gehabt. M. Bonnet fand in einem im XII. Jahrhundert geschriebenen griechischen Transitusbericht (Handschrift Cod. Paris gr. 1215 f. 127)[1] die Ausführungen des Metaphrastes als Interpolation wörtlich wieder vor.

Als Tischendorf den griechischen Transitus herausgeben wollte, fand er in einer der von ihm benutzten fünf Handschriften (Cod. Monac. 276, saec. XII.) die Angaben über Gethsemane. Die betreffende Stelle ist ein kürzerer Auszug aus der genannten Interpolation.[2] Bonnet tadelt Tischendorf, daß er aus dieser „weder alten noch besonders empfehlenswerten Handschrift" die „verdächtige" Lesung in seinen Text aufnahm.[3] Fr. H. v. Lehner übersetzte diese Stelle in seinem Buche über die Marienverehrung. Diese Übersetzung benutzte dann Nirschl, um zu beweisen, daß schon zur Zeit Juvenals der Transitus die Nachricht über Gethsemane enthalten habe! Hier paßt so recht das Dichterwort: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

b) Das Menologium des Kaisers Basilius II. (976—1025). Die griechischen Menologien entsprechen einigermaßen dem Martyrologium Romanum, sind aber bedeutend ausführlicher; sie enthalten für jeden Tag des Monates (daher der Name!) kurze Heiligenleben. „Allmählich", so sagt Krumbacher, „füllte das immer anwachsende hagiographische Material eine Reihe von Bänden und drohte unübersehbar zu werden. Das führte zur Herstellung stark verkürzter Texte, die in den Menologien vereinigt wurden".[4] Aus der großen Schar der Menologien ist am bekanntesten jenes, welches Kaiser Basilius II. zu seinem eigenen Gebrauche zusammenstellen ließ. Das höchst kostbare Autograph ist erhalten geblieben und unter Pius V. der vatikanischen Bibliothek einverleibt worden. Unter Benedikt XIII. wurde es durch Kardinal Albanus zuerst dem Druck übergeben. Die Bibliotheca Migne enthält dieses Menologium als Band 117 der griechischen Väter.

Apokryphen und ganz unwahrscheinliche Wundergeschichten begegnen uns in diesem Menologium fast auf jeder Seite. Der

[1] Zeitschrift für wissensch. Theologie l. c. 231 f. — [2] Tischendorf, Apocal. apocryphae 111 unter 48. — [3] Zeitschrift für wissensch. Theologie l. c. 231. — [4] Krumbacher a. a. O. 181.

Verfasser arbeitet mit Vorliebe „mit dick aufgetragenen Farben und ungetrübten Lichteffekten".

Zum 2. Juli vereinigt das Menologium in merkwürdiger Weise, wie die Titel angeben, zwei Gedenkfeste. 1. Die Niederlegung des ehrwürdigen Kleides der heiligsten Gottesmutter. 2. Die Erinnerung an unsern heiligen Vater Juvenalis. Unter 1. schildert es, wie die Patricier Galbius und Kandidus zur Zeit des Kaisers Leo bei einer alten Jüdin in Palästina das Kleid der hl. Jungfrau fanden, es heimlich unter Benutzung einer ähnlichen Truhe entwendeten und nach Blachernä in Konstantinopel brachten. Dies war also die ursprüngliche Feier, da sie an erster Stelle steht.

Aber der Verfasser des Menologium hat die Festrede des Damascenerś mit dem interpolierten Zitat gelesen.[1]) Wie soll er sich mit der neuen Lesart helfen? Nun ganz einfach: Er macht den 2. Juli auch zum Gedenktag des Juvenals, der unter Kaiser Marcian nach Blachernä die „Grableinwand" Mariens gesandt habe.[2]) Aber warum redet er nur oben von einer „Truhe", einem Schrein, worin das Kleid Mariens ruhte? An der zweiten Stelle wird kein Schrein, „Sarg" genannt! Der Verfasser kannte eben keinen Reliquienschrein, worin die „Sterbekleider" Mariens lagen; er kannte nur einen solchen, worin sich das Kleid Mariens befand. Er überläßt es dem Leser selbst, in diesen Widersprüchen, die er nun einmal beim Damascener so vorgefunden, sich zurechtzufinden. Ob er nicht auch wohl den Gedanken hatte, Maria hätte jenes Kleid selbst im Grabe angehabt?

Das Menologium schweigt in bemerkenswerter Weise am 2. Juli von einem „Sarge" Mariens. Die Zusammenstellung der beiden Berichte auf einen Festtag der Blachernenkirche zeigt, daß beide Sendungen dem Verfasser in eine zusammenflossen, und er deshalb dem Leser zur Auswahl die zwei Lesarten bieten wollte, wobei er zugleich in ganz mechanisch-unkritischer Weise seiner Chronistenpflicht zu genügen glaubte.

Zum 15. August heißt es: Entschlafen der Gottesmutter, unserer glorreichen Herrin. Der kurze Abschnitt enthält eine

[1]) Vergleicht man aufmerksam die griechischen Texte des Menologium und der Historia Euthymiaca, so ergibt sich, daß das Menologium aus letzterer, nicht etwa aus Metaphrastes schöpft. — [2]) M. P. G. 117, 517 f.

gedrängte Zusammenfassung des apokryphen Transitus mit dem Bericht aus der „Euthymianischen Geschichte", Thomas sei drei Tage zu spät gekommen; man habe das Grab geöffnet und nur die „Grableinwand" gefunden. Das ist alles: von Juvenal, Blachernenkirche und einer Sendung von „Sarg" usw. ist keine Rede.[1]) Ein Sarg wird überhaupt gar nicht genannt.

Zum 31. August heißt es: „Niederlegung des verehrungswürdigen Gürtels der heiligsten Gottesgebärerin". Diesen Gürtel hatte Kaiser Arkadius in einem herrlichen Schrein, den man die heilige Soros nannte — das vom Schreiber der „Euthymianischen Geschichte" so mißhandelte Wort „Soros" erscheint hier im Menologium nur an dieser der drei genannten Stellen — in der Kirche der Chalkoprateien beigesetzt.

Das Menologium kennt also nur zwei Schreine in Konstantinopel mit Marienheiligtümern: einen in den Blachernen, einen anderen in den Chalkoprateien.

Mit Kopfschütteln muß man deshalb bei Nirschl folgendes lesen: „Die griechische Kirche unterscheidet die beiden Sendungen und Schreine[2]) ebenfalls sogar in ihrer Festfeier, indem sie deren Gedächtnis an verschiedenen Tagen begeht: Die Sendung des Sarges und der Leintücher[3]) durch den Erzbischof Juvenal am 15. August (!), am Feste des Entschlafens der hl. Jungfrau, und am 2. Juli, an dem Gedächtnistage Juvenals selbst, die Übersendung des Kleides (!) und des Gürtels aber am 31. August. Nach dem Menologium des Kaisers Basilius befanden sich in Konstantinopel drei heilige Schreine (!) mit Reliquien der hl. Jungfrau: einer mit dem Sarge (!) und den Leintüchern (aber ist „Leintücher", „Sterbekleider", „Kleider" alles identisch?!), den Erzbischof Juvenal auf das Verlangen Pulcherias und Marcians überschickt hatte, in der von Pulcheria erbauten Marienkirche in den Blachernen; der zweite mit dem heiligen Kleide oder Rocke, für den der Nachfolger eine neue (!) Marienkirche (also ebenfalls in der genannten Vorstadt!) erbaut hatte, der dritte mit dem Gürtel der jungfräulichen Gottesmutter".[4])

Hat der betreffende Verfasser denn nicht näher in das Menologium hineingesehen?

---

[1]) M. P. G. 117, 585. — [2]) Gemeint ist dort die Blachernenkirche. — [3]) Nirschl übersetzt sonst das Wort mit „Sterbekleider" und „Kleider". — [4]) N II, 192 f.

Das Wort soros hat nicht bloß den Verfasser der Historia Euthymiaca, sondern auch den Verfasser von „Haus und Grab Mariens" in die Irre geführt. Wäre er sich konsequent geblieben, so hätte er sagen müssen, es wären drei „Särge" Mariens in Konstantinopel gewesen!

Das heutige Menologium der griechischen Kirche hat das Zitat der Euthymianischen Geschichte zum 2. Juli fallen gelassen und erzählt einfach unter dem Titel: „Niederlegung des Kleides der heiligsten Gottesmutter in der Blachernenkirche" die Auffindung desselben unter Galbius und Kandidus zu Zeiten des Kaisers Leo Makellos.[1])

c. Konstantinos VII. Porphyrogennetos (912—959), der Gönner des Metaphrastes, beschrieb in seinem Werke über das Zeremonienwesen bis ins einzelnste die Hofetikette des byzantischen Hofes. Dabei schildert er auch auf das eingehendste das zu beachtende Zeremoniell beim Besuche des Kaisers in der Blachernen- und Chalkoprateienkirche. Wiederum erscheint in beiden Kirchen je eine verehrte „soros", je ein Reliquienschrein.[2])

d. Die folgenden Chronisten, die Fortsetzer des Theophanes, dann Leo Grammatikus, der sonst den Metaphrastes ausschreibt,[3]) aus dem 11. Jahrhundert, Kedrenos um 1100, Zonaras (erste Hälfte des 12. Jahrhunderts) sprechen nicht vom Tode Mariens, erwähnen aber hier und da vorübergehend die Blachernenkirche, die sie bald von Pulcheria, bald von Leo Makellos bauen lassen, und in welcher sie die Anwesenheit einer „soros" mit einem Gewandstück Mariens berichten.

Wir sagen „Gewandstück"; denn die Benennungen der Chronisten scheinen sehr darauf hinzuweisen, daß der Zahn der Zeit schon gründlich an dem fraglichen „Kleide" Mariens genagt hatte.

Metaphrastes nennt das „Kleid" in den Blachernen einmal ein „maphorion",[4]) Georgios Monachos (zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts) ein „omophorion"[5]) „Schulterkleid"; eine 1207 nach Trier gebrachte silberne Tafel berichtet, in Konstantinopel gebe es zwei Reliquien der hl. Jungfrau: einen Gürtel und ein „maphorion"[6]); in der Note daselbst wird zu beweisen gesucht,

---

[1]) T. 190 f. — [2]) Richter, Quellen der byzantinischen Kunstgeschichte 165, 168, 155. — [3]) Krumbacher, l. c. 336. — [4]) M. P. G. 109, 736. — [5]) Ibid. 888. Vergl. auch K. L. 9, 850 über Omophorion. — [6]) M. P. G. 131, 549.

maphorion bedeute eine vom Haupte herabhängende Bedeckung, eine Art Schleier.

Noch mehr erscheint die Tradition darüber im Unklaren im 14. Jahrhundert bei Nicephorus Kallisti, der in seiner Kirchengeschichte l. 18 c. 38 über die Blachernenkirche berichtet: „Dieses Heiligtum halten die Byzantiner sehr in Ehren. Es wird nämlich gesagt und geglaubt, dort werde ein Bekleidungsstück,[1]) ein Teil des Gürtels und die Kopfbedeckung Mariens in einer goldgeschmückten Soros aufbewahrt."[2]) Ob die beiden Marienkirchen sich gegenseitig etwas ausgetauscht hatten? Oder hatte die Volkssage allmählich neue Heiligtümer geschaffen? Man bedenke auch, daß während der Kreuzzüge die geschäftsgewandten Griechen den guten Kreuzfahrern für hohe Summen manche „Heiligtümer" verkauft haben! Ob mit der Eroberung Konstantinopels alles verloren gegangen ist? Der Verlust des „Kleides" Mariens wäre allerdings nicht so sehr zu beklagen, da seine Herkunft doch mehr wie fragwürdig war. (1434 ging die Kirche in Flammen auf. Richter S. 158.)

e. Der nächste Schriftsteller, welcher wieder vom Lebensende Mariens spricht, ist Michael Glykas, im ersten Drittel des zwölften Jahrhunderts geboren und gegen Ende des Jahrhunderts gestorben, ein beim byzantinischen Publikum sehr beliebter Autor. In dem dritten Teil seiner Annalen antwortet er auf eine an ihn gestellte Frage: „Ich erinnere mich, Geliebter, daß du unter anderem mir einmal den Zweifel vorgetragen hast: Warum haben die Jünger Christi und die Apostel, die doch so manches andere berichteten, gänzlich über das Hinscheiden der hl. Jungfrau geschwiegen?" Er zitiert alsdann den Andreas von Kreta, welcher meinte, die Gottesmutter hätte noch nach der Abfassung der hl. Schriften gelebt, und es wäre zudem die erste Sorge der Apostel gewesen, die Heiden zunächst zum vollen Glauben an Christus zu führen. Doch sei etwas berichtet worden, nämlich vom Apostelschüler Dionysius. Hier folgt wieder unser bekanntes, mißverstandenes Zitat aus Pseudo-Dionysius: „Doch vermochten

---

[1]) περιστόλια, nach Passow: Umkleidung, Anzug, bes. Bekleidung einer Leiche. Aus dieser Bezeichnung darf man wohl gewiß schließen, daß Nicephorus die Ansicht hatte, das in der Blachernenkirche gezeigte „Kleid" sei auch bei der Bestattung der hl. Jungfrau benutzt worden. — [2]) M. P. G. 147, 401.

das Grab und der Tod die hl. Jungfrau nicht in ihrer Gewalt zu behalten. Denn sie stand wieder aus dem Grabe auf, ganz ähnlich wie ihr Sohn, nur die Grableinwand blieb zurück. Bürgschaft hierfür leistet der von Gott kommende Bischof Juvenal von Jerusalem". Michael Glykas bringt dann ausführlich die Paraphrase des Zitates aus der Historia Euthymiaca nach Metaphrastes. „Ihr Grab wird geöffnet, aber der anvertraute Schatz ist nicht mehr zu finden; nur lag darin, wie gesagt wird, die Grableinwand." [1]) Unser Autor, dem Byzanz auf das genaueste bekannt ist, weiß weder etwas von der Anwesenheit eines „Sarges" noch von einer „Grableinwand" in der kaiserlichen Stadt, ja die Existenz der „Grableinwand" beruht bei ihm nur auf einem „es wird gesagt".

Am Ende des zwölften Jahrhunderts hat demnach Jerusalem außer den unwahren Apokryphen noch anders keine Zeugen zu bringen vermocht als den Pseudo-Dionysius und den unbekannten „Euthymius". Und der erste ist noch nicht einmal ein Zeuge, und der zweite ist ein Ignorant und Lügner!

Wir könnten hier füglich schließen und von der ganzen Legende sprechen: „ficta inventaque" oder um ein von Leo dem Großen zitiertes Wort zu wiederholen: „commentitia scripta"!!

f. Doch Nirschl weist noch auf einen Historiker hin, der eigentlich etwas spät erscheint, um Zeuge der Tradition zu sein, da er nur das wiedergeben kann, was er von anderen gehört hat; es ist Nicephorus Kallisti Xanthopulos aus dem 14. Jahrhundert.

Nicephorus kommt zweimal auf das Hinscheiden Mariens zu sprechen. Das erste Mal in seiner Kirchengeschichte l. 2 c. 21, worin er eingehender den apokryphen Transitus zu Wort kommen läßt. C. 22 beginnt mit den Worten: „Damit es aber von mir nicht erscheine, als habe ich eine Zusammenkunft der Apostel beim Entschlafen der Gottesgebärerin nur fingiert, so habe ich es für recht erachtet, das vorzubringen, was Dionysius Areopagita im dritten Kapitel dem Bischof Timotheus von Ephesus schreibt." [2]) Nachdem er die bekannte Stelle aus Pseudo-Dionysius zitiert hat — von dem in armenischer Sprache erhaltenen Briefe des doppelten Pseudo-Dionysius ist in der ganzen Literatur bisher keine Spur zu finden — berichtet er nach dem Transitus die

[1]) M. P. G. 158, 437 ff. — [2]) M. P. G. 145, 812.

„Geschichte“, wie die abgehauenen Hände des Juden an der Tragbahre hingen. Von einem „Sarg“ und überhaupt von einer „soros“ verlautet hier kein Wort.[1]) C. 23 kommt er alsdann auf Juvenal zu sprechen. „Groß und Gott tragend war dieser, der Bürgschaft dafür leistet, es sei aus alter Überlieferung auf ihn gekommen: drei Tage harrten die Apostel beim Grabe aus, himmlische Lobgesänge vernehmend“ usw. Es folgt fast wörtlich der griechische Bericht des Metaphrastes![2]) ... „nur die „Grableinwand“ lag in Ordnung auf dem Boden, wie es ja auch bei ihrem Sohne geschehen war“.... „Den wunderbaren Bericht haben wir, wie ein Sohn vom Vater, geerbt, und so ist er auch auf mich gekommen.“[3]) Über den weiteren Verbleib der „Grableinwand“ schweigt Nicephorus.

Den zweiten Bericht finden wir im 15. Buche seiner Kirchengeschichte verzeichnet. Kap. 14 erzählt er von den Kirchenbauten Pulcherias nach den Angaben späterer Chronisten. „Die dritte baute sie der Mutter des Wortes in unaussprechlicher Schönheit und aus vielfältigem Material, welche den Beinamen „Blachernen“ trägt.“ Hierhin wollte sie den Leib Mariens beisetzen. Daher wandte sie sich an Juvenal, den Bischof von Jerusalem, und die Bischöfe Palästinas usw. Es folgt wieder der Text des Metaphrastes, in welchen Nicephorus in unkritischer Weise das wieder hineinbringt, was ersterer in ostensiver Weise aus dem Zitat der „Euthymianischen Geschichte“ ausgelassen hatte: die „soros“ und deren Sendung nach Konstantinopel. Freilich war alles schon etwas lange her, und bei dem klaren Wort des Damasceners hielt Nicephorus es für seine Pflicht, den ganzen Bericht aus der Festrede zu zitieren. Er hatte ja keine Ahnung davon, daß eine Interpolation vorlag. Die Apostel sind also, wie Nicephorus berichtet, auf den Wolken nach Jerusalem gekommen. Unter dem wechselseitigen Lobgesang der Apostel und Engel wurde der Leib nach Gethsemane getragen und dort in einer „soros“ beigesetzt. Zum ersten Male erscheint hier nach der Euthymianischen Fälschung aus dem neunten Jahrhundert endlich im vierzehnten Jahrhundert wieder das Wort „soros“ als Beisetzungsstätte Mariens. „Ein“ Apostel kam zu spät; deshalb öffnete man am

[1]) Ibid. 813. — [2]) Krumbacher l. c. 203: U. a. spendete Nicephorus der Legendenredaktion des Metaphrastes begeistertes Lob. — [3]) M. P. G. 145, 816.

dritten Tage die „soros“ und fand darin bloß die „windelnförmige Grableinwand“.[1])

Nachdem er wieder — ganz nach der „Euthymianischen Geschichte“ — unseren Pseudo-Dionysius zitiert hat, fährt er fort: „Als Juvenal dies auseinandergesetzt hatte, bat das Kaiserpaar, jene heilige „soros“ mit jenen heiligen „amphia“ — wieder eine neue Bezeichnung — „jenen hl. „Umwurf“, „Überwurf“ wohlversiegelt zu schicken. Als Juvenal sie abgeschickt hatte, setzten sie dieselbe in die von ihnen erbaute, sehr große Kirche der Blachernen mit gottesfürchtigen Händen nahe dem heiligen Tische, noch zu Lebzeiten Marcians. Das heilige Kleid wurde nicht viel später unter Leo gebracht. Dieses wurde in dem runden Tempel niedergelegt, welchen Leo Makellos baute.“[2]) In Kap. 24 kommt er noch einmal auf den Tempelbau Leos zu sprechen, worin derselbe das in einer „soros“[3]) bei einer Jüdin durch Kandidus und Galbius aufgefundene „Kleid“ der hl. Jungfrau in einer heiligen „soros“ niederlegte. „Pulcheria, die berühmte Kaiserin, hat unter dem Kaiser Marcian dort eine große Kirche gebaut und die „windelförmigen Grabtücher“ hingelegt; Leo Makellos aber baute die andere und deponierte dort prächtig ihr heiliges Kleid.“[4])

Nicephorus ist der erste und einzige, welcher den Wirrwarr über die Gründung der Blachernenkirche dadurch zu lösen versucht, daß er in der betreffenden Vorstadt zwei Marienkirchen von zwei aufeinanderfolgenden Kaisern gebaut mit je einer „soros“ annimmt, und zwar genötigt durch die „Autorität“ der „Euthymianischen Geschichte“. Dafür hat er auch die Ehre, von Nirschl als Historiker ganz besonders gefeiert zu werden.[5])

Der Irrtum des Nicephorus ist in etwa zu entschuldigen, 1. weil man seit Theophanes nicht recht mehr wußte, wer die Blachernenkirche gebaut hatte; 2. weil in derselben Kirche zur Zeit dieses Historikers Heiligtümer gezeigt wurden, von denen kein früherer Chronist etwas gewußt hatte: „ein Bekleidungsstück,

---

[1]) M. P. G. 147, 44: ἐντάφια σπάργανα. Letztere spargana sind uns mehrmals begegnet in der Festrede des hl. Germanus in seiner Festrede auf den Gürtel der hl. Jungfrau in den Chalkoprateien. Diese Kirche rühmte sich auch, die Windeln (spargana) des Jesuskindes zu besitzen: M. P. G. 98, 372 ff. Ob dies vielleicht Ursache ist, daß Nicephorus die „Grableinwand“ „Windeln“ nennt? — [2]) M. P. G. 147, 45. — [3]) Ibid. 69. — [4]) Ibid. — [5]) N II, 188 ff.

ein Teil des Gürtels und die Kopfbedeckung Mariens“, wie dort „gesagt und geglaubt wird“;[1] 3. die Autorität des Damasceners!

Über die Arbeitsmethode der byzantinischen Chronisten urteilt Krumbacher: „Die Chronisten haben sich ihre Arbeit meist sehr leicht gemacht; mit wenigen Ausnahmen haben sie einfach die ihnen zu Gebote stehenden Geschichtswerke und älteren Chroniken mehr oder weniger ausführlich exzerpiert und zwar in der Weise, daß sie für einen Abschnitt meist eine Quelle benützten.[2]

Hat schon an und für sich das Urteil eines so spät nach den bezüglichen Ereignissen erscheinenden Schriftstellers nur einen relativen, durch seine Quellen und Autoritäten bedingten Wert, so hat im besonderen Nicephorus, welcher schon im 36. Lebensjahre seine umfangreiche „Geschichte“ beendete,[3] bei den Historikern kein sonderlich großes Ansehen. „Er berichtet viele Sachen, die einer Fabel ganz ähnlich sehen“, sagt Feller, und Dr. Lecanu spricht von den tausend Irrtümern, von denen es in dieser „Geschichte“ wimmelt“.[4] Baronius urteilt zum Jahre 563 in seinen Annalen von ihm, er sei über Maßen unvernünftig (nimium imprudentem) in der Entschuldigung einer Häresie Justinians. Zum Jahre 383 tadelt er ihn, mit Sokrates und Sozomenus eine Anzahl mehr oder weniger falscher Dinge zu Gunsten der novatianischen Sekte behauptet zu haben. P. Poulin zitiert in seinem französischen Werke ein Urteil aus Migne: „Nicephorus hat ohne Zweifel sehr viele Fabeln und abgeschmackte Erzählungen seiner Geschichte beigemischt“.[5]

„Griechenland“, so urteilt Knöpfler, „hat während des ganzen Mittelalters nur einen einzigen einigermaßen namhaften Kirchenhistoriker in Nicephorus Kallisti († 1341). Seine zwar mit viel Fleiß, aber kritiklos geschriebene Kirchengeschichte reicht von Christus bis 610“[6], und Ehrhard sagt von ihm im Kirchenlexikon: „Eine bis ins einzelne gehende Kritik seiner historischen Glaubwürdigkeit fehlt; Baronius und Possevinus haben auf manche Unrichtigkeiten aufmerksam gemacht, und es läßt sich von vornherein vermuten, daß besonders in den ersten Büchern der Mangel an genügender Kritik sich fühlen lassen muß“.[7]

g. Die Fälschung im Texte des Damasceners durch die „Euthymianische Geschichte“ hat sich bei ihrem Siegeszuge durch

[1] M. P. G. 147, 401. — [2] Krumbacher a. a. O. 319. — [3] A. a. O. 293. — [4] E. J. 34. — [5] Ibid. — [6] Kirchengesch. II. Aufl., S. 20. — [7] K. L. 9, 260.

die Welt leider auch das Römische Brevier tributpflichtig gemacht. Bis ins 16. Jahrhundert war der Occident diesen orientalischen Legenden gegenüber sehr vorsichtig gewesen. Zum Feste der Assumptio las man Jahr für Jahr einen dem hl. Hieronymus zugeschriebenen Brief,[1]) welcher entschieden warnte, außer allgemeinen Konvenienzgründen bezüglich der leiblichen Aufnahme Mariens bestimmte örtliche und zeitliche, überhaupt konkrete Angaben zu machen. Schon Erasmus wies nach, daß dieser Brief erst aus dem 8. Jahrhundert stammte. Im 16. Jahrhundert schied man diese Lesungen aus dem Brevier aus;[2]) der Redakteur des Breviers fand aber leider keinen besseren Ersatz als die „Historia Euthymiaca"!

Die II. Nokturn vom 18. August enthält in der lect. IV. und V. den apokryphen Transitus in der Nüancierung des Fälschers Euthymius, in der lect. VI. die mißverstandenen Worte des Pseudo-Dionysius. Sehr wichtig ist es, daran zu erinnern, daß Benedikt XIV. ein Gegner dieser Lektionen war, und die von ihm eingesetzte Kommission zur Revision des Breviers hatte vor, die bezüglichen Lesungen zu tilgen. Leider hat der Tod des Papstes († 1758) die Ausführung dieses Vorhabens verhindert.[3]) Quousque tandem?

Nachdem so viele durch die verwegene, langlebige Fälschung sich haben täuschen lassen, dürfen wir deshalb gewiß nicht so streng vom Kirchenlexikon urteilen, welches behauptet, man habe gewöhnlich die Grundlage des Glaubens an die leibliche Aufnahme Mariens in dem apokryphen Transitus gesucht. „Die Tradition der Kirche von Jerusalem, wie sie schon früher (!) aufgezeichnet war, ist jedoch von dem Inhalt dieser Apokryphen verschieden. (!) Dieselbe ist nach Nicephorus Kallisti[4]) (Hist. eccles. 15, 14) folgende: Juvenalis usw. — hier folgt das Zitat der Euthymianischen Geschichte. „Nachdem Juvenalis dieses gesagt, hätten Marcianus und Pulcheria von ihm verlangt, daß er dasselbe heilige Grab[5]) (!) mit den heiligen Kleidern (!) wohlversiegelt ihnen nach Konstantinopel schicken möge. Juvenalis

---

[1]) Der Brief „Cogitis me" M. P. L. 30, 122. — [2]) T. M. I. 449. — [3]) Arnaldi super transitu B. Mariae V. tom. I, cap. 1. Genuae 1878, E. J. 36. — [4]) Nicephorus ist also auch hier wieder, ähnlich wie bei Nirschl, der eigentlich einzig brauchbare „Zeuge". — [5]) Aber dieses hl. „Grab" will man ja heute noch in Jerusalem besitzen!

habe dann auch das heilige Grab nach Konstantinopel geschickt, und es sei in der Blachernenkirche neben den heiligen Tisch gestellt worden. Das Schulterkleid der sel. Jungfrau aber sei später unter Leo I. dorthin gebracht und in die runde Kirche, welche dieser Leo erbaut habe, gelegt worden.[1]) Dieselbe (!) Tradition bezeugen im 7. und 8. Jahrhundert Modestus von Jerusalem, Andreas von Kreta, Germanus von Konstantinopel“.[2])

Wir brauchen uns deshalb gar nicht darüber zu wundern, wenn der hyperkonservative, erstarrte Orient mit seiner Vorliebe für apokryphe Fabeln bis auf den heutigen Tag hartnäckig an der erdichteten Sage festhält, die hl. Jungfrau sei in Jerusalem gestorben.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Untersuchungen über das Zitat aus der sonst unbekannten Historia Euthymiaca kurz zusammen, so müssen wir sagen:

1. Dasselbe ist frühestens im 9. Jahrhundert entstanden, weil es in seinem historischen Teil auf Theophanes Konfessor († 817) beruht.

2. Der Fälscher übersetzt die rhetorische, bilderreiche Poesie der Festrede des Damascener's in geschmacklose, unwahre Prosa und verwandelt die sindones, wovon das redend eingeführte Grab spricht, zuerst in „tatsächlich“ aufgefundene „Grableinwand“ und alsbald im Handumdrehen in ein „Oberkleid“ Mariens.

3. Die aus Analogie mit dem Grabe des Heilandes hypothetisch angenommenen drei Tage der Grabesruhe nimmt er wiederum ganz buchstäblich und arbeitet dementsprechend den apokryphen Transitus um.

4. In Unkenntnis über die Mehrdeutigkeit des Wortes „soros“ verwandelt er einen Reliquienschrein in der Blachernenkirche zu Konstantinopel in einen „Sarg“ Mariens.

5. Er erdichtet ganz willkürlich ein Gespräch zwischen Juvenal, Marcian und Pulcheria, einzig aus dem Umstande, weil dieser Patriarch zur Zeit der vermeintlichen Gründung der Blachernenkirche lebte.

6. Das Zitat erweist sich auch sonst noch in jeder Beziehung als Machwerk eines simpeln Ignoranten.

7. Es ist zugleich die Quelle aller folgenden Irrtümer und „Zeugnisse“ für die Jerusalemer Legende.

[1]) Aber diese „runde Kirche“ ist ja die Blachernenkirche selbst! — [2]) K. L. 8, 813 f.

Sechstes Kapitel.

Das angebliche Mariengrab und die Mariengrabkirche in Jerusalem.

1. Um über das im Tale Josaphat gezeigte „Mariengrab" möglichst Klarheit zu erhalten, wird es nicht als unwichtig erscheinen, über das jüdische Begräbniswesen einige Bemerkungen voraufzuschicken.

Dasselbe läßt sich geschichtlich auf Abraham zurückführen, der auch hierin dem israelitischen Volke autoritatives Vorbild war. Als Abraham aus Chaldäa auswanderte, brachte er als Erbteil aus der alten Heimat nach Palästina die Ehrfurcht mit, die man den sterblichen Resten der Angehörigen erwies. Den Assyriern galt Chaldäa als heiliges Land, wohin sie den Euphrat und Tigris hinunter massenhaft ihre Leichen brachten und sie besonders zu Warka in Unterchaldäa beisetzten. „Die Sarkophage, in welchen sie eingeschlossen waren, sind von geringem Umfang... Sie sind von Ton und zwar nicht von gebranntem, sondern an der Luft getrocknetem. Ihre Form gleicht einem riesigen Pantoffel.... Der Leib der in Chaldäa Begrabenen war in Binden eingewickelt, so wie das Evangelium sie uns bei Lazarus beschreibt".[1])

Abraham lebte im Lande Kanaan erst als Nomade und besaß anfangs dort keine Scholle Land. Als aber seine Gattin Sara starb, erwarb er als ersten Grundbesitz eine Doppelhöhle bei Hebron, von ihrer Gestalt Makpelah genannt. Die heilige Schrift hat uns die Kaufverhandlungen im 23. Kapitel der Genesis aufbewahrt. In dieser Höhle wurden auch Abraham selbst, Isaak, Lia und Jakob begraben.[2]) Der große Reichtum an natürlichen Höhlen[3]) in den aus sog. Jurakalk und Kreideformationen bestehenden Bergen brachte es mit sich, daß das Beispiel des Stammvaters von seinen Nachkommen allgemein im heiligen Lande nachgeahmt wurde. Man erweiterte künstlich

[1]) Vigouroux, Die Bibel und die neueren Entdeckungen. Mainz 1885, III, 106 f. — [2]) Vergl. Vigouroux, 414 ff. — [3]) Vergl. Keppler, Wanderfahrten usw., III. Aufl. 247.

die natürlichen Höhlen und gewann dadurch große Familiengrabstätten. Jede orientalische Familie, die eben über die Mittel verfügt, legt auch heute noch den größten Wert auf den Besitz eines eigenen Grabes.

Die Begräbnisplätze mußten aber mindestens einen Sabbatweg oder 2000 Ellen von den Städten abseits liegen, um der Gefahr der levitischen Verunreinigung durch Tote vorzubeugen. Deshalb lagen die Gräber „alle außer dem Burgfrieden der Städte und an den äußersten Flurmarken der Flecken und Dörfer".[1]) Vornehme Persönlichkeiten ließen sich zu Lebzeiten schon ein Grabmonument herrichten, z. B. Absalom im Tale Josaphat, Joseph von Arimathäa, der sich in seinem Garten ein Grab aus lebendigem Felsen aushauen ließ. Die frühzeitige Herstellung der Gräber war einerseits durch die ziemlich mühevolle Arbeit, anderseits durch den Umstand geboten, daß man die Leichen im heiligen Lande möglichst bald beisetzte. „Das Begräbnis geschah sehr bald nach dem Tode, wenn immer möglich am Tage des Todes selbst (Ananias und Saphira! Apg. 5, 5 ff.) Das heiße Klima, die infolge desselben rasch eintretende Entstellung der Leiche, sowie der Charakter der Unreinheit der letzteren und die möglichen Folgen davon für die Hinterbliebenen bedingten zu allen Zeiten eine schnelle Beerdigung.... Nach dem Talmud tritt die Zeit der Beerdigung ein, wo man sich vom erfolgten Tode völlig überzeugt hat ... in Zweifelsfällen muß drei Tage gewartet werden, ausgenommen in Jerusalem, wo keine Leiche übernachten durfte".[2])

Die Art und Weise der Leichenbestattung selbst schildert das Evangelium näher in dem Berichte über die Auferweckung des Lazarus[3]) und über die Grablegung des Herrn. Zu letzterer bemerkt Johannes ausdrücklich: „Da nahmen sie den Leichnam Jesu und wickelten ihn samt den Spezereien in leinene Tücher ein, wie es die Sitte der Juden beim Begraben ist".[4])

---

[1]) Sepp, Leben Christi, B. III, 1844, 143. — [2]) K. L. 2, 183. Noch jetzt werden die Toten im Orient bald möglichst nach dem Tode begraben. In seinen „Wanderfahrten" S. 69 f. schildert v. Keppler ein muselmännisches Begräbnis: „... falls die Nacht nicht hindernd dazwischen tritt, noch am gleichen Tage und nur wenige Stunden nach dem Tode, geht das Begräbnis vor sich. Der Leichnam wird ohne Sarg auf eine Tragbahre gelegt, mit bunter Decke zugedeckt und in großer Eile ... auf den Friedhof verbracht". — [3]) Joh. c. 11. — [4]) Ibid. 19, 40.

Von einem Sarge ist im neuen Testamente nirgendwo die Rede; die soros beim Jüngling von Naim übersetzt die Vulgata mit loculus[1]) „Bahre", „Tragbahre".

Der große Friedhof Jerusalems ist das Tal Josaphat, wo sich schon seit Jahrtausenden Gräber an Gräber reihen. Das Wort des Propheten Joel, wo der Herr spricht: „Denn siehe, in jenen Tagen und zu jener Zeit, wenn ich die Gefangenschaft Judas und Jerusalems werde gewendet haben, da will ich alle Völker versammeln und sie führen ins Tal Josaphat, und daselbst will ich richten mit ihnen über mein Volk und mein Erbe Israel, das sie zerstreuet unter die Völker, und weil sie geteilet mein Land" (Joel 3, 2 oder 2, 19), ward Veranlassung, daß allgemein bei den Juden der Glaube aufkam, das jüngste Gericht werde im Tale Josaphat sein. Obwohl diese Exegese eine sehr fragliche ist, so hat sich diese Ansicht auch vielfach bei den Christen verbreitet. Nirgendwo lieber will der Jude im Todesschlafe ruhen als im Tale Josaphat; aus allen Teilen der Erde kommen alljährlich viele Juden nach Jerusalem, um dort zu sterben und bei den Vätern im Tale Josaphat zu ruhen — ein Verlangen, das auch das Herz des Muselmannes lebendig bewegt, der dort die Gräber seiner Vorfahren findet.

Jeder von ihnen glaubt hier der Totenerweckung am nächsten zu sein; „unumstößlich aber besteht der Glaube (bei den Juden): wer in Jerusalem begraben liege, gelange zum ewigen Leben; denn auf der Höhe des Ölberges wird der Messias am Tage des Gerichtes erscheinen und die Seinen zu sich rufen; ihre mit Gold aufgewogenen Gräber daselbst dürfen nicht verrückt werden."[2])

2. Es ist wohl keine zu gewagte Hypothese, wenn wir annehmen, das Apostelkollegium habe sich der allgemeinen Sitte in Jerusalem angeschlossen und für den Fall des Ablebens eines der leitenden Mitglieder der urchristlichen Gemeinde eine würdige Begräbnisstätte auf dem großen Friedhofe von Jerusalem bereit gehalten, zumal da die Apostel auch sonst noch ganz den jüdischen Sitten getreu blieben. So berichtet Eusebius von Jakobus, dem Bruder des Herrn: Jakobus, mit dem Beinamen der Gerechte, wurde von der Tempelzinne herabgestürzt, gesteinigt und mit einer

---

[1]) Luk. 7, 14. — [2]) Sepp, Jerusalem und das hl. Land 1873, 2. Aufl. I, 275; Holzammer-Schuster, Bibl. Geschichte 1891, I, 716.

Walkerstange erschlagen.[1]) „Der hl. Jakobus aber, der hl. Zacharias und der hl. Simeon wurden in einem Grabmal beigesetzt — am Ölberge —, welches Grabmal Jakobus selbst herstellen ließ. Die Leiber der beiden anderen setzte er dort selbst bei und befahl, daß man auch ihn dort begrabe. Dort ist das Tal Josaphat."[2])

Es liegt daher gar nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß die Apostel in pietätvoller, weiser Vorsorge schon frühzeitig, um keinerlei schlimmen Eventualitäten ausgesetzt zu werden, der von ihnen hochverehrten Mutter des Herrn schon zu ihren Lebzeiten ein passendes Felsengrab aushauen ließen. Denn Gott, der keine unnötigen Offenbarungen gibt, wird gewiß die Apostel über die Zeit des Hinscheidens der hl. Jungfrau wohl nicht unterrichtet haben, wie ja auch der hl. Paulus, als er, „ohne zu wissen, was ihm begegnen werde", von Ephesus nach Jerusalem ging, sich über die Nähe seines Todes täuschte und endgültigen Abschied nehmen wollte,[3]) oder wie die Jünger des Herrn sich bezüglich des Todes des hl. Johannes irrten, von dem die Sage unter ihnen ging, daß er nicht sterben werde.[4])

3. Als man später den Tod Mariens nach Jerusalem verlegte, war man in folgerichtiger Weise auch genötigt, sich nach einem „Mariengrabe" im Tale Josaphat umzusehen. Das gänzliche Stillschweigen von sechs Jahrhunderten zeigt an, daß man der nachher hochberühmten Stätte gar keine Bedeutung beigemessen hat und nicht auf den Gedanken gekommen ist, sie den fremden Pilgern als „Mariengrab" zu zeigen. Geschichtlich existiert sie einfach gar nicht.

Es war im kirchlichen Altertum Sitte, über dem Grabe eines Heiligen eine Kirche oder mindestens ein Oratorium zu bauen. Aber es vergehen fünfhundert Jahre, ehe man im Tale Josaphat eine Marienkirche baut, und nochmals hundert Jahre, ehe das angebliche Mariengrab darin erwähnt wird, welches doch als die Hauptsache zuerst hätte besprochen werden sollen.

Sobald Eusebius von Kirchenbauten Konstantins in und bei Jerusalem spricht, erscheinen stets drei Bauten in unveränderlicher Weise: die hl. Grabkirche, die Himmelfahrtskirche auf dem Ölberge

---

[1]) H. E. II, 23. — [2]) Theodosius I. H. G. 142. — [3]) Apostelg. 20 22, 38. — [4]) Joh. 21, 23.

und die Kirche über der Krippe des Herrn zu Bethlehem. Letztere Basilika trug später den Namen der hl. Jungfrau.[1])

In die christliche Urzeit reicht sehr wahrscheinlich die Apostelkirche auf Sion, wenn sie auch nicht im ersten Pilgerbericht, dem Itinerarium Burdigalense (333), erwähnt wird, das sonst eingehend über Sion berichtet.[2]) Auch Eusebius von Cäsarea schweigt von dieser Kirche und meldet vom Berge Sion nur, daß diese „Wohnstätte Gottes" jetzt Wald und Acker sei.[3]) Indessen schreibt der hl. Epiphanius um 392, daß Kaiser Hadrian im Jahre 117 die ganze Stadt Jerusalem dem Erdboden gleichgemacht, den Tempel verwüstet und zertreten fand, mit Ausnahme einiger Gebäude und der kleinen Kirche der Christen.[4]) Sein Zeitgenosse Cyrill, der Bischof von Jerusalem, hielt in dieser „oberen Kirche", die noch lange den einfachen Namen „Sion" trug,[5]) die Katechesen über den hl. Geist, weil hier das Pfingstwunder sich vollzog;[6]) er ist der erste, welcher (um 348) von einer Kirche auf Sion redet.

Außer den drei Basiliken Konstantins verzeichnet der Pilger von Bordeaux, daß man auf Sion noch sehen könne, „wo das Haus des Kaiphas gewesen ist; dort ist noch die Säule, woran Christus gegeißelt wurde",[7]) und „außerhalb der Mauern Sions rechts im Tale stehen die Mauern des Prätoriums des Pilatus".[8])

Es ist für die Jerusalemer Legende sehr bedenklich, daß die hl. Helena auf Grund einer klar gebliebenen Tradition das von Kaiser Hadrian verschüttete Grab Christi wieder offenlegte, aber weder im Tale Josaphat ein „verschüttetes Mariengrab" suchte, noch auf Sion, welches ja nicht verschüttet war, einen Sterbeort Mariens fand und auszeichnete.

Wäre nur die Spur einer Nachricht von einer Entweihung eines Mariengrabes in Jerusalem vorhanden gewesen — Traditionen kann man doch wohl nicht „verschütten" — so würde die fromme Kaiserin in ihrem Drange, alle heiligen Stätten zu Ehren

[1]) Euseb. H. e. 3, 41—43; 3, 48. I. H. G. 25, 93, 127, 177, 256. — [2]) J. H. G. 22. — [3]) M. P. G. 22, 436. — [4]) De mensuris et ponderibus c. XIV, 8—10. Cf. Diekamp l. c. 96. — [5]) Catech. XVI, 4. — [6]) I. H. G. 141 bei Theodosius (520—530) „sancta Sion". Diekamp a. a. O. 99 weist diesen Titel zuerst für das Jahr 415 in einem griechischen, noch ungedruckten Texte des Rundschreibens des Presbyters Lucianus über die Auffindung der Reliquien des hl. Stephanus nach. — [7]) I. H. G. 22. — [8]) Ibid.

zu bringen, es als Gewissenssache angesehen haben, das „Mariengrab" wieder der Christenheit zu schenken. Wenn man heute eine Marien-Heimgangskirche auf Sion baut, warum hat dies nicht schon vor Jahrhunderten die hl. Helena getan? Aus dem einfachen Grunde, weil ihr die Tradition von einem „Heimgang" Mariens daselbst gar keine Kunde brachte!

Der Pilger von Bordeaux hat viel Interesse für geschichtliche Grabdenkmäler: im Tale Josaphat findet er erwähnenswert diejenigen des Propheten Isaias[1]) und des Königs Ezechias. Nicht weit von der Krippe des Herrn wird ihm das Grabmonument des Ezechiel gezeigt, dann die Gräber des Asaph, Job, Jesse, David und Salomon, wie die hebräischen Grabaufschriften[2]) besagten! Und doch heißt es in der Apostelgeschichte,[3]) daß das Grab Davids in Jerusalem sei, wo noch heute von den Muhammedanern im Cönakulum ein „Davidsgrab" ängstlich gehütet wird. Der Pilger begibt sich auch nach „Chebron" und bewundert dort die Patriarchengräber.[4]) Von einem Mariengrab ist durchaus keine Rede.

Der Kranz der Jerusalemer Kirchen erweitert sich im Reisebericht der hl. Silvia[5]) von Aquitanien (385—388). Dieses „liebenswürdigste" aller Itinerarien schildert mit feinem historischem Takt und mit öfters fast ermüdender Genauigkeit die Sehenswürdigkeiten des hl. Landes. Silvia beschreibt ganz eingehend den Gottesdienst in der Auferstehungskirche „Anastasis" und in der mit ihr zusammenhängenden Kreuzigungskirche „Crux", welche beide sonst unter dem Namen „Hl. Grabkirche" zusammengefaßt werden. Die Kirche auf dem Ölberge, wo der Heiland zum Himmel auffuhr, nennt sie „Imbomon", die Todesangstgrotte, welche auch im Onomasticum des hl. Hieronymus als „Kirche in Gethsemane" erscheint, „Eleona".

Sie schließt sich den Prozessionen an, welche unter Leitung des hl. Cyrill nach der Sionskirche zogen; dort verehrt sie auf Charfreitag die Geißelsäule des Herrn; am Sonntage nach Ostern wohnt sie dort der hl. Messe, der Predigt über das Evangelium

[1]) Georgios Hamartolos M. P. G. 110, 756 läßt indessen die Reliquien dieses Propheten aus Paneas nach Konstantinopel bringen. — [2]) Bei vielen Grabstätten im hl. Lande, die einen berühmten Namen tragen — nicht bloß beim „Mariengrabe" — ist die Benennung mehr oder minder fraglich. — [3]) Apostelg. 2, 29. — [4]) I. H. G. 25. — [5]) Auch Eucheria und Egeria genannt: Katholik 1904, 6, S. 169—179.

vom ungläubigen Thomas und der Segnung der Katechumenen bei; am Pfingstfeste beteiligt sie sich vom frühen Morgen bis in die Nacht an dem sehr anstrengenden Gottesdienste (qua die maximus labor est populo) — aber von einer Erinnerungsstätte an die hl. Jungfrau ist bei dieser so aufmerksam betrachtenden, jungfräulichen Pilgerin weder auf Sion noch in Gethsemane die Rede.[1]) — Silvia übernimmt zugleich eine Anzahl ausgedehnter Reisen einzig in der Absicht, berühmte Grabstätten aufzusuchen.

Dem hl. Eucherius von Lyon († zwischen 450 und 455) wird ein Brief an einen Presbyter Faustus über das hl. Land zugeschrieben.[2]) Hier erscheinen wieder dieselben Kirchen wie bei der hl. Silvia. Von Sion schreibt er: „Es umgeben Mönchszellen die dortige Kirche, welche von den Aposteln erbaut sein soll aus Verehruug für die durch den auferstandenen Heiland geheiligte Stätte und aus Dankbarkeit für die Sendung des vom Herrn verheißenen Tröstes".[3]) Vom Tale Josaphat spricht er nur rein topographisch; als Kirchen auf und am Ölberge kennt er nur die Himmelfahrtskirche des Herrn und die Todesangstgrotte.

Der Pilger Theodosius, ein Archidiakon wahrscheinlich aus Nordafrika, besucht zwischen 520 und 530 die heiligen Stätten. Die Grabdenkmäler erregen auch seine Aufmerksamkeit. Er nennt z. B. ein Grab des hl. Zacharias in Eleutheropolis, des hl. Martyrers Georg in Diospolis, des Propheten Samuel in Ramatha, des Propheten Jeremias in Anato, die Patriarchengräber bei Hebron, das Grabmonument im Tale Josaphat, worin Jakobus, der Bruder des Herrn, der hl. Zacharias und der hl. Simeon vereinigt ruhen, und noch eine ganze Anzahl von denkwürdigen Gräbern an verschiedenen Orten.[4]) Wir erfahren von ihm, daß in Jerusalem außer den fünf durch Silvia und Eucherius bekannten Kirchen noch neue entstanden sind. Zwei historische Örtlichkeiten, von denen der Pilger von Bordeaux redet, erscheinen jetzt als Kirchen: das Haus des Kaiphas als Kirche des hl. Petrus, das Prätorium des Pilatus als die der hl. Sophia[5]) (d. i. der göttlichen Weisheit); eine dritte war im Jahre 455 unter dem Patriarchen Juvenal gebaut worden von der Gemahlin Theodosius II. (408—450), Eudokia, zu Ehren des hl. Stephanus, dessen Re-

[1]) I. H. G. 71—79; 83—88; 92—94. — [2]) Ibid. 123—134. — [3]) Ibid. 125. — [4]) Ibid. 138—148. — [5]) Ibid. 141.

liquien man im Jahre 415 in Folge einer Vision[1]) bei Jerusalem aufgefunden hatte.[2])

Wenn man die Auffindung der Reliquien des hl. Stephanus durch eine Gedenkkirche und durch ein jährlich wiederkehrendes Fest verewigte, welcher Jubel würde in Jerusalem geherrscht haben, wenn man zur gleichen Zeit unter Juvenal nach Nirschl ein „verschüttetes Mariengrab" aufgefunden hätte, zumal unter dem Eindruck der Begeisterung, welche das Ephesinum für die hl. Jungfrau in aller Herzen hervorgerufen hatte? Würde nicht Eudokia es als eine heilige Pflicht angesehen haben, über einem solchen Orte eine herrliche Basilika zu errichten? Doch erst hundert Jahre nach dem Ephesinum berichtet uns Theodosius zuerst etwas von Marienheiligtümern in Jerusalem: „Neben dem Schafteich ist eine Kirche der Herrin Maria." — „Dort ist das Tal Josaphat; dort hat Judas den Herrn verraten. Dort ist eine Kirche der Herrin Maria, der Mutter des Herrn."[3]) Das ist alles, was um 530 Theodosius darüber mitteilt: von einem Grabe ist keine Rede.

Als historische Merkwürdigkeit auf Sion selbst weiß Theodosius uns nichts anderes zu melden, als daß Sion „die Mutter aller Kirchen ist, gegründet von unserm Herrn und den Aposteln. Es war das Haus des hl. Evangelisten Markus". Dort ist auch die Geißelsäule, an der sich die Spuren der heiligen Glieder des Herrn zeigen.[4])

Antoninus Placentinus hat uns einen Pilgerbericht aus dem Jahre 570 hinterlassen. Auch er erkundigt sich nach den Grabdenkmälern und nennt z. B. das Grabmal Absaloms, dasjenige des Lazarus in Bethanien, auf dem Ölberge das Grab der hl. Pelagia. „Auf demselben Berge liegen Jakobus, Zebedäus, Kleophas und viele andere Heilige begraben".[5]) In Diospolis besucht er das Grab des hl. Martyrers Georgius, auf dem Acker Hakeldama die Begräbnisstätten der Fremden, in Bethlehem das Grab des hl. Hieronymus, ebendort zwei Monumente, worin David und Salomon ruhen, die Ruhestätte der unschuldigen Kinder, die Patriarchengräber bei der Eiche von Mambre usw.[6]) Ein „Mariengrab" erscheint indessen noch immer nicht, obwohl

[1]) „Luciano presbytero divinitus admonito". Brev. Rom. 3. Aug. Cf. auch M. P. L. 41, 805 ff. — [2]) I. H. G. 141 f. — [3]) ibid. — [4]) Ibid. — [5]) Ibid. 170. — [6]) Ibid. 175—178.

Antoninus sonst manches von Gethsemane-Josaphat zu berichten weiß. „Im Tale (Gethsemane) ist eine Basilika der hl. Maria, von welcher man behauptet, es sei ihr Haus gewesen (dicunt). Dieses Tal Gethsemane wird dort Josaphat genannt".[1]) Unser Pilger weiß manches von Sion zu erzählen, welches diesmal früher ein Haus des hl. Jakobus gewesen ist. Er findet dort viele Sehenswürdigkeiten: den berühmten „Eckstein", die Geißelsäule, das Horn, womit die Könige gesalbt wurden, die Dornenkrone, die hl. Lanze, viele Steine, womit Stephanus gesteinigt wurde, den Kelch, welchen die Apostel bei der Feier des Gottesdienstes gebrauchten.[2])

Der Breviarius zählt die bis jetzt genannten Kirchen wieder auf, nur fügt er noch zwei bis drei neue basilicae hinzu, die aber nicht eingehend genug charakterisiert werden. Über die Abfassungszeit steht daher fest, „daß die Beschreibung vor die Persische Eroberung 614 fallen muß". (Gildemeister). Wie schon ausgeführt wurde, zeigt sich in diesem Itinerarium, dessen ursprüngliche Textgestalt noch nicht feststeht, die erste Nachricht von einem Mariengrabe in der kurzen Notiz: „Dort ist eine Basilika der hl. Maria, und dort ist ihr Grab".[3]) Ebenso wenig wie alle andern bisher erwähnten Pilgerschriften nennt uns der Breviarius irgend ein Andenken an die hl. Jungfrau auf Sion!

Bezüglich der Angaben des Johannes Moschos († 619), welcher die ersten Vorsteher der Marienkirche in Gethsemane nennt, verweisen wir auf den Schluß des ersten Kapitels.

4. Über dieses Mariengrab kann man leider nur in Hypothesen urteilen. Es ergeben sich hier drei Möglichkeiten: a. es war stets vorhanden, bekannt, aber nicht geachtet, b. es war stets vorhanden, aber verschüttet worden und ward später aufgefunden, c. es war nicht da, es wurde später als ein „Ehrengrab" ohne reelle Beziehungen zum Begräbnis Mariens künstlich geschaffen.

---

[1]) I. H. G. 170. So die älteste der beiden Handschriften: St. Gallen Nr. 133 aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts. (I. H. G. praef. XXVII; eine jüngere, stilistisch gefeiltere, aus dem Ende des 9. oder dem Anfang des 10. Jahrhunderts hat noch den Zusatz: es sei ihr Haus gewesen, in welchem sie dem Leibe nach enthoben sei." l. c. 170: domum eius fuisse, in qua et de corpore sublatam fuisse). Von einem „Mariengrab" spricht Antoninus nirgendwo. — [2]) I. H. G. 173 f. — [3]) Ibid. 155.

a. Was die letzte Möglichkeit angeht, daß erst später dieses „Mariengrab" entstanden ist, so würde eine solche Entstehung nicht ohne Analogien sein. Man zeigt z. B. in Helsingör ein „Grab Hamlets": ein Steintrog in Verona wird als der Sarkophag von Shakespeares Julia ausgegeben. In der Mariengrabkirche in Jerusalem befinden sich noch drei andere „Gräber": des hl. Joachim, der hl. Anna und des hl. Joseph!! In einer von der Kustodie des hl. Landes (1905) verlegten Schrift von P. U. Coppens O. F. M. „Wie in Palästina neue Heiligtümer entstehen" sind schwere Vorwürfe gegen die Tendenzen eines von den französischen Assumptionisten herausgegebenen Reiseführers „La Palestine" enthalten. Es wird in dem Werke des Franziskaners ausgeführt, daß sogar in neuester Zeit noch heilige Stätten auf Wanderschaft gehen. „Es werden in dem Werke der französischen Ordensleute neue Heiligtümer förmlich aus dem Boden gestampft." [1]) Wenn im Zeitalter der Hyperkritik so etwas möglich ist, — wir wollen indessen hier in den Kontroversen zwischen Franziskanern und Assumptionisten mit unseren Zitaten keinerlei Stellung nehmen, zumal da die Assumptionisten ihren Standpunkt zu verteidigen suchten — warum sollte dergleichen vor Jahrhunderten, als das gegenseitige nationale Mißtrauen noch nicht bestand und man in historischer Beziehung übergläubig war, nicht haben geschehen können? Das Erfinden neuer Heiligtümer, die willkürliche Behandlung heiliger Stätten veranlaßte das Schreiben des Kardinals Simeoni, des Präfekten der Propaganda, vom 20. Februar 1891, worin der Grundsatz aufgestellt wird: „Da auf das sorgfältigste darauf geachtet werden muß, daß in Palästina zu den alten, anerkannten Heiligtümern in unbesonnener Weise keine neuen hinzugefügt werden, die man neuerdings entdeckt hat oder in Zukunft entdecken wird, so verbietet das heilige Konzilium, derartige Heiligtümer als authentisch auszugeben und deren Verehrung zuzulassen, bevor das genannte Konzilium darüber ein Urteil erlassen und durch seine Sentenz diese Heiligtümer als solche anerkannt hat". [2]) Der vorsichtige, gewissenhafte Tillemont hält das Mariengrab für eine reine Erfindung, indem er schreibt: „Es ist möglich, daß man unter Juvenal den Namen Mariens auf irgend einem leeren Grabe fand, und daß hierauf Juvenal

[1]) Im genannten Werke S. 9. — [2]) Lateinischer Text ibid.

oder andere, die ebensowenig skrupulös wie dieser waren, den „geschichtlichen Rest" hinzubesorgt haben."[1]) Dieses harte Urteil über Juvenal hat allerdings die unglückselige Historia Euthymiaca veranlaßt.

Der große Dichter, Volk genannt, hat im Laufe der Zeit viele Heiligtümer geschaffen, die in ihren lokalen Bestimmungen nicht berechtigt sind; wer nur rein Erbauung sucht, wird freilich am vorteilhaftesten fahren, wenn er aller Kritik möglichst aus dem Wege geht. Als Alban Stolz in seinem Reisebuch nach Palästina die Geißelungskapelle erwähnt hatte, machte ein Kritiker ihn darauf aufmerksam, daß dieselbe nicht auf der geschichtlichen Stelle der Geißelung stehe. Hierauf erwiderte A. Stolz: „Wenn zur Erinnerung an die Geißelung Christi irgendwo in Jerusalem eine Kapelle gebaut ist, so kann ich mich dort im Andenken an das Leiden Christi nicht minder gut erbauen, wenn ich auch ganz gewiß wüßte, daß die Kapelle nicht am historisch-richtigen Orte stehe."[2]) Diesen Standpunkt mag man ruhig einnehmen, wo es sich nicht um ganz hervorragende Stätten handelt; beim „Mariengrab" verbieten aber die schwerwiegendsten Konsequenzen es, dessen Echtheit oder Unechtheit ungeprüft zu lassen. Streng geschichtlich betrachtet ist das „Mariengrab" als eine spätere Erfindung zu bezeichnen, da bei allen geschichtlichen Quellen sechs Jahrhunderte lang darüber volles Stillschweigen herrscht.

Wir selber bekennen uns indessen nicht zu dieser Hypothese einer absoluten späteren Erfindung dieses „Mariengrabes"; nach Besprechung von Nirschls Hypothese hoffen wir eine dritte aufstellen zu können, welche dem „Mariengrab" sein ihm zukommendes Recht in bezug auf Wahrheit und allmählich hinzugekommene Dichtung vollauf verschaffen wird.

b. Nirschl nimmt hinsichtlich dieses Grabes im Tale Josaphat an, Maria sei darin wirklich beigesetzt, später sei es aber von den Heiden absichtlich „verschüttet" und gegen Ende des vierten Jahrhunderts wieder aufgefunden worden. Dieser Verfasser ist sogar so glücklich, das Datum der „Auffindung" angeben zu können, nämlich „um 396".[3]) Nach den bisherigen Ausführungen aber, die wir als streng sachlich zu bezeichnen wagen, ist es in der Tat ausgeschlossen, daß Maria in Jerusalem starb

[1]) T. M. I. 492. — [2]) Besuch bei Sem usw. 4. Aufl., 317—319. — [3]) N II, 23.

und begraben wurde. Leider sind deshalb die Vermutungen Nirschls hinsichtlich einer „Verschüttung" und „Auffindung" eines Mariengrabes als bloße Phantasiestücke zu bezeichnen, und das Jahr 396 ist eine Erfindung des Verfassers, welche auch nicht einen Schatten von Berechtigung hat: wir erinnern nur an das erste Kapitel vom Schweigen der ersten sechs Jahrhunderte und besonders an den hl. Epiphanius.

Die Argumentation Nirschls ist in der Tat sonderbar. Zuerst stellt er fest, daß bis Epiphanius und Hieronymus kein einziger Schriftsteller das Mariengrab kennt.[1]) (Indessen kennen die Schriftsteller während der folgenden 200 Jahre bis auf den Breviarius vor 614 dasselbe ebensowenig). „Über unbekannte Dinge gibt es aber keine Nachrichten, eben deshalb weil sie unbekannt sind!"[2]) „Das Grab der gebenedeiten Mutter des Herrn in Gethsemane war, wie das Grab des Herrn auf dem Hügel von Golgotha, den ersten Christen der heiligen Stadt gewiß (!?) eine hochwürdige Stätte".[3]) (Woher weiß der Verfasser dies?) „Aber nach wenigen Jahren wurde es anders"... Es wird dann nach Eusebius vom Grabe des Herrn erzählt, wie „es einige Gottlose und Verruchte gänzlich zu vernichten suchten." Das Grab des Herrn wurde unter Kaiser Hadrian (nach 117) entweiht und verschüttet. „Ein ähnliches Los hatte das Grab der Mutter des Herrn. Es wurde ebenfalls mit Schutt bedeckt, der zu einer ansehnlichen Höhe über demselben sich aufhäufte. So versank es gleichsam in die Erde und wurde den Augen entrückt."[4]) In welchem Jahre[5]) und unter welchen Umständen dieses Grab aufgefunden worden ist, wissen wir nicht. Kein Augenzeuge, kein Zeitgenosse berichtet uns darüber. Wir sehen uns somit auf Hypothesen und approximative Bestimmungen angewiesen."[6]) (Diese baut Nirschl auf die Historia Euthymiaca auf, wie sie in dem armenischen Briefe des Pseudo-Pseudodionysius vorliegt!) „Nehmen wir nun die Behauptung, das Mariengrab sei in den letzten Jahren der Regierung des Kaisers Theodosius (386—395) wieder aufgefunden worden, als eine Tatsache (!) an, so kann diese Auffindung als eine Belohnung Gottes für den Kaiser Theodosius ... betrachtet werden" wegen seiner großen Verdienste um den christlichen Glauben.

[1]) N II, 144. — [2]) Ibid. 150. — [3]) Ibid. 145. — [4]) Ibid. 145. — [5]) N II, 23: „um 396"!! — [6]) Ibid. 147.

Das Grab war nach Nirschl unbekannt, weil es verschüttet war. Dieses „Verschüttetsein" ist aber ebenso unbekannt wie das Grab. Das Grab konnte aber außer durch „Verschüttetsein" noch durch andere Umstände unbekannt sein. Nirschl nimmt diese „Verschüttung" an aus Analogie mit dem Grabe des Herrn. Durch die Analogie eines hl. Germanus mit einem sindon in den Händen der Apostel und durch die poetisch-rhetorische Annahme beim Damascener von sindones und einer dreitägigen Grabesruhe wie beim Heilande waren schon genug schwerwiegende Irrtümer entstanden. Nirschl geht einen großen Schritt weiter und läßt ohne jeden Beweis, ohne jeden historischen Anhalt auch die späteren Schicksale des „Mariengrabes" denen des Grabes Christi ähnlich sein. Damit ist die dichtende Phantasie Nirschls die Urheberin zweier großer Irrtümer geworden, die hoffentlich nicht die Lebensdauer der „Euthymianischen Geschichte" erreichen, in denen sich in so krasser Weise die andern Analogien zu „Geschichte" verdichteten.

Wäre Maria auf Sion gestorben und in Gethsemane begraben, so würde diese Tatsache mit unverwischbaren Lettern in die Tradition Jerusalems, die ja eine ununterbrochene ist, und in die Erinnerungen der Völker sich eingegraben haben. Wenn nach Nirschl das Grab Mariens schon vorher in Verehrung bei den ersten Christen stand, so mußte die „Verschüttung" durch die Heiden die Hochschätzung und die Sehnsucht nach dem Wiedererlangen desselben noch steigern. Mit Schutt und Steinen kann man keine wahren Traditionen verschwinden lassen. Darum wußte die Christenheit trotz der Entweihung des Grabes des Herrn genau den Platz, wo es in der Erde geborgen lag, und kaum hatte das heidnische Regiment geendigt, da war es die erste Sorge Konstantins und Helenas, das Grab wieder sichtbar zu machen. Haben die ersten Christen das „Grab" Mariens denn vergessen — an einem Orte gelegen, der durch die Leidensgeschichte des Herrn dem Herzen der Christen so teuer war? Oder lag ihnen so überaus wenig daran, daß weder die christlichen Kaiser noch die Bischöfe Jerusalems einen Finger rührten, dasselbe bloßzulegen? Warum verschütteten die Heiden denn nicht die daneben liegende Todesangstgrotte des Heilandes, die ihnen infolge des Kultus des Herrn doch als wichtiger erscheinen mußte? Warum blieb das Heiligtum auf Sion, warum die Geburtsgrotte

in Bethlehem ohne „Verschüttung" der Nachwelt erhalten? Wenn Sion nicht „verschüttet" ward, warum ist trotzdem dort von einem Sterben Mariens daselbst bis ins siebte Jahrhundert nichts bekannt? War die Marienverehrung damals schon so intensiv, daß die Heiden sie im Schutt ersticken wollten? Warum nennt kein Schriftsteller der alten Zeit die „verschüttete" Stelle? Die genaue Ortsbesichtigung hat überdies ergeben, daß eine „Verschüttung" zur Zeit der Römer unmöglich stattfinden konnte. Die im Tale Josaphat herumliegenden Trümmer rühren her aus der Zeit der Verwüstung durch den Perserkönig Chosroes II. im Jahre 615.[1]) Das Wort „Verschüttung" war das „rettende Wort", womit Nirschl den Argumenten gegen die Jerusalemer Legende aus dem Schweigen der ersten Jahrhunderte zu entgehen suchte. Aber wie die Geschichte über das „Mariengrab" schweigt, so schweigt sie ganz besonders über das Phantasiebild einer „Verschüttung".

Über die „Wiederauffindung" bekennt Nirschl, wie oben bemerkt, schon selbst, daß er nicht weiß, wann sie geschehen ist. Dem Pseudo-Dionysius zuliebe, dessen Existenz er irrtümlich im vierten Jahrhundert vermutete, setzt er die „Entdeckung" in diese Zeit und zwar wiederum ohne jede Spur eines geschichtlichen Nachweises. Welcher Jubel herrschte in Jerusalem und in der Christenheit, als St. Helena die Felsengruft des hl. Grabes und das Kreuz Christi fand, welche Freude, da man die Stelle entdeckte, wo die Gebeine des hl. Stephanus ruhten (415) — noch jetzt klingt alljährlich in der kirchlichen Liturgie der Jubel wieder — aber warum zieht das Mariengrab ohne Sang und Klang, so heimlich und verstohlen in die Geschichte ein? Gerade eine solche Auffindung hätte dieses Grab mit einem geheimnisvollen Nimbus umgeben, und man hätte dann in Ephesus das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens auf die Tagesordnung setzen können. Wenn es Fälscher gab, die im Interesse von Jerusalem arbeiteten, so durften diese sich jetzt mutig an die Öffentlichkeit wagen und den Besitzstand Jerusalems definitiv festlegen. Doch noch eine Frage: An welchen Kennzeichen hat man das „Mariengrab" erkannt? Weil es auf dem Friedhof Jerusalems tausende Gräber gab, lag die Gefahr einer Verwechselung doch ein wenig nahe!

---

[1]) E. J. 66 f.

c. Die dritte Hypothese, die sich nach jeder Seite hin empfiehlt, und die geeignet ist, eine Fülle von Licht in den Streit um das Grab Mariens in Jerusalem zu bringen, lautet: *Das Grab Mariens ist von den Aposteln vorbereitet, aber zu einem wirklichen Begräbnis der hl. Jungfrau nicht benutzt worden.* Dasselbe hat *immer* bestanden, ist niemals „verschüttet" und auch nicht wieder aufgefunden worden. Jetzt begreift man die sonst so unerklärliche Gleichgültigkeit Jerusalems diesem Grabe gegenüber. Man hat es dort nicht gewagt, einem Pilger dasselbe als *echtes* Grab zu präsentieren, weil zwar keine geschriebene, aber eine lebendige, mündliche Tradition darüber herrschte. Diese Theorie stimmt auch ganz mit den jüdischen Begräbnissitten überein, wonach besonders für hochgestellte Persönlichkeiten frühzeitig ein Grabmonument vorbereitet wurde; sie stimmt mit der Pietät überein, welche die Apostel für die hl. Jungfrau hegten, und mit der Weisheit und Vorsorge, die wir von ihnen erwarten dürfen. Dies erklärt auch die Vorliebe der Apokryphen für das Tal Josaphat, wo sie Maria zunächst lebend, dann tot zugleich mit den Aposteln in den Himmel aufschweben, später kürzer oder länger im Grabe ruhen lassen. Jetzt verstehen wir die zaghaften Ausdrücke der Festredner, die bildlichen Darstellungen, die dort Andreas von Kreta schaute, die Schilderung eines hl. Germanus vom Emporschweben des hl. Leibes, ehe er ins Grab kam; wir begreifen auch die Anomalie, daß man erst von einer Marienkirche und ungefähr ein Jahrhundert später von einem Mariengrabe daselbst spricht. Da im Verlauf der Jahrhunderte die frischen Erinnerungen mehr und mehr verblaßten, da die Bedenken des hl. Epiphanius gegen die kleinasiatische Tradition ihre Wirksamkeit ausübten, da man mit dem untergehenden Ephesus später keine Verbindung mehr hatte, wuchs die Sage ganz naturgemäß. Völlig zu begreifen ist es jetzt, wie das Grab so ganz allmählich in den Schriften auftaucht, und wie sich die Zuneigung der Christenheit ihm immer mehr zuwandte. Wir können Jerusalem auch keinen Vorwurf machen, daß es sein „Mariengrab" so ängstlich hütete, weil sich alles wie von selbst so konsequent entwickelt hatte.

Möge man es einmal anders erklären, ohne auf Widersprüche zu stoßen. Diese Auffassung des Mariengrabes wird uns schon nahe gelegt in dem Pilgerbericht des hl. Willibald. Nach-

dem er den Tod Mariens nach dem apokryphen Transitus erzählt, fährt er fort: „Die Apostel trugen den Leib Mariens hinaus" — also nach einem vorbereiteten Grabe. Aber „die Engel kamen und nahmen den Leib Mariens" — ehe er ins Grab kam — „aus den Händen der Apostel und trugen ihn ins Paradies." Darum kann die Berichterstatterin der Reise vom Tale Josaphat sagen: „In diesem Tale ist die Kirche der hl. Maria, und in der Kirche ist ihr Grab, nicht weil ihr Leib dort ruht, sondern nur zu ihrem Andenken: „sed ad memoriam eius".[1]) Wie schon erwähnt, war Willibald zwischen 724—726, also zu Lebzeiten des hl. Johannes Damascenus im heiligen Lande.

Mit dieser Auffassung erklärt sich endlich auch die Geheimnistuerei mit den „Wolkenfahrten", mit denen man auf unkontrollierbare Weise die hl. Jungfrau kurz vor ihrem Lebensende zunächst nach Jerusalem, später speziell nach Sion hineinschmuggeln wollte.

Nur unter der Annahme dieser Theorie behält das „Mariengrab" einen relativen Wert, während es andernfalls direkt als verwerfliche Fälschung und Erfindung erscheinen würde.

Nirschl zitiert in seinem letzten Werke in zusammenfassender Weise die Worte zweier Forscher über die Dormitio (Heimgang) Mariens in Jerusalem: Dr. C. Mommert, die Dormitio und das deutsche Grundstück auf dem traditionellen Zion, Leipzig 1899 und Dr. Theod. Zahn: Die Dormitio sanctae Mariae und das Haus des Evangelisten Johannes Markus, Leipzig 1899: „Am Schlusse seiner Untersuchung sagt Mommert, daß in den von ihm quellenmäßig zusammengestellten Nachrichten hierüber „„eine wahrhaft babylonische Verwirrung herrsche"". Durch die Schenkung des deutschen Kaisers dürfte jedoch die Ortslage der Dormitio auf dem deutschen Grundstück für Jahrhunderte festgelegt sein. Allein das ist vorerst doch nur eine faktische Festlegung; die wissenschaftliche steht noch aus, wird erwartet. Wie Mommert, bezweifelt aber auch Th. Zahn die Möglichkeit einer solchen wissenschaftlichen Festlegung, indem auch er schließlich sein Urteil in die Worte zusammenfaßt: Es sei nicht zu bezweifeln, daß Maria in Jerusalem ihren Wohnsitz gehabt hat.[2]) „„Aber wann sie gestorben und wo sie begraben worden ist, kann niemand wissen"".[3]) Zu

[1]) Tobler l. c. 32. — [2]) Freilich, aber nur so lange, bis sie mit Johannes Jerusalem verließ! — [3]) N II, 130.

dem gleichen Resultate gelangte P. Lagrange, der gelehrte Dominikaner in Jerusalem.[1])

Dazu kommt noch, daß Nirschl selbst an der Zerstörung der Jerusalemer Legende tätig mitgearbeitet hat, zunächst indem er das Material zusammentrug, worauf Jerusalem sich berief. Hierdurch kam die ganze armselige Blöße der Legende zum Vorschein. Dann aber stellt er als Resultat kritischer Erwägungen fest, daß weder Maria noch Johannes auf dem Berge Sion ein eigenes Wohnhaus hatten; Maria habe nur im Cönakulum gewohnt.[2]) Ferner: „Die Geschichte kennt auf Sion nur eine Apostelkirche, keine Marienkirche.[3]) Auf Grund der „Autorität" der Apokryphen nimmt derselbe Verfasser an, Maria sei im Cönakulum gestorben; Maria starb nicht auf dem vom deutschen Kaiser 1898 den deutschen Katholiken geschenkten Platze der Dormitio. „Da dies Resultat", schreibt Nirschl, „für mich historisch feststeht, glaubte ich, keinen Anstand nehmen zu sollen, es offen auszusprechen".[4])

Die „minderen Brüder" des hl. Franziskus gelangten 1333 in den Besitz der Sionskirche; seit 1363 besorgten sie auch den Gottesdienst in der Mariengrabkirche. Zwischen 1523—1551 wurde den Franziskanern nach und nach das Besitztum auf Sion von den Türken entrissen, in deren Händen noch jetzt das Cönakulum und das angrenzende Kloster sich befinden.[5]) Am 2. April 1757 wurden die Lateiner mit Gewalt von den Griechen aus der „Mariengrab"kirche vertrieben. Griechen, Armenier, Syrer und Abessinier haben unter sich die Beute geteilt; einzig der römisch-katholischen Kirche ist es streng verwehrt, am Grabe Mariens das hl. Opfer darzubringen. Wir glauben darin eine Fügung der Vorsehung erblicken zu dürfen. Wenn die Griechen das „Grab" heute so eifersüchtig hüten, so dürfen wir leichten Herzens angesichts der Tatsachen der Geschichte sagen: „Habeant sibi!"

Da die Franziskaner ungefähr 400 Jahre die Wächter des „Mariengrabes" waren, so erklärt sich auch das sehr große Interesse, welches der sonst so verdienstvolle Franziskanerorden für die Jerusalemer Legende hatte. Diesem übergroßen Interesse ist es auch zuzuschreiben, daß P. Barnabé d'Alsace O. F. M. ohne kritische Nachprüfung die Nirschl'schen Argumente mit einigen

[1]) T. 73. — [2]) N II, 119 ff., 138. — [3]) Ibid. 133 ff. — [4]) N II, 221. — [5]) Nach N II, 211 ff.

unwesentlichen Erweiterungen in einem französischen Werke: Le tombeau de la St. Vierge, Jérusalem, 1903[1]) herausgab.

Wir betonen zum Schluß, daß wir in unseren Ausführungen nur mit den Mitteln der wissenschaftlichen historischen Kritik gearbeitet haben. Objektiv ist das ganze bis jetzt in Betracht kommende Material — mit Ausnahme der unsere Ausführungen wesentlich verstärkenden, noch folgenden Argumente für Ephesus — hier vorgelegt worden, sodaß jeder sich selbst ein Urteil bilden kann. Wir hoffen, daß es trotz der Bedenken von Mommert und Zahn, welche die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Festlegung bezweifeln, uns gelungen ist, den stringenten Beweis der Unwahrheit und Unwirklichkeit der Jerusalemer Legende vom Sterben der hl. Jungfrau auf Sion und von ihrem Begräbnis im Tale Josaphat erbracht zu haben. Damit gestaltet sich unsere Schrift, so sehr wir auch einerseits die hochherzige Schenkung des Grundstückes auf dem Berge Sion durch Kaiser Wilhelm II. anderseits den Bau einer Marienkirche daselbst begrüßen, zu einem entschiedenen Protest gegen den Namen „Mariä Heimgangs-Kirche". Warum sollen wir die Irrtümer vergangener Zeiten zu verewigen trachten? Es würde dies in künftigen Jahrhunderten ein bleibender, schwerer Vorwurf für uns deutsche Katholiken sein!

Siebtes Kapitel.

Die Stellung der abendländischen Kirche zur Legende vom Sterben und von der Himmelfahrt Mariens in Jerusalem.

1. Während die orientalische Kirche vom achten Jahrhundert ab sich mehr und mehr den Apokryphen zuwendet, zeigt die abendländische Kirche den apokryphen Berichten gegenüber eine wohlüberlegte, kühle Zurückhaltung. Weder im Missale, noch im Martyrologium, noch in den anderen liturgischen Büchern hat

[1]) Imprimerie franciscaine, XX, 302.

die Kirche des Westens für Jerusalem Stellung genommen. Erst im 16. Jahrhundert hielt die „Euthymianische Geschichte" ihren Einzug ins römische Brevier, um aber alsbald den Protest eines Tillemont und Benedikt XIV. zu erfahren. Die katholischen Occidentalen, Schriftsteller, Redner, Historiker und Pilger zeigen dieser Legende gegenüber entweder ein berechnetes Stillschweigen oder offenbaren bei der Erzählung der Legende ihre Zweifel daran oder lehnen die apokryphen Berichte direkt ab. Angesichts der Tatsache, daß schließlich die schismatische Kirche die betreffenden Apokryphen mit all ihren abenteuerlichen Einzelheiten in ihre offiziellen Bücher aufnimmt, ist die nüchterne Zurückhaltung der katholischen Kirche um so bewundernswerter und außer durch den mehr kritischen Sinn des Abendlandes nur durch die höhere, göttliche Leitung der Kirche zu erklären.

Im ersten Jahrtausend finden wir nur drei Abendländer, die sich direkt, wenn auch nur kurz und vorübergehend für das Mariengrab in Jerusalem aussprechen: den unbekannten Verfasser des Breviarius vor 614, den unbekannten Verfasser des Commemoratorium de casis um 810 und den französischen Mönch Bernhardus zwischen 858—867.

Das ganze Verhalten des Abendlandes ist ein so zurückhaltendes, daß man dem vorliegenden Kapitel die Überschrift geben könnte: „Der Protest der abendländischen Kirche". Leider hat Nirschl in seinen Schriften hierauf nicht aufmerksam gemacht und die zahlreichen Proteste gegen die apokryphen Transitusberichte einfach mit Stillschweigen übergangen. Die folgenden Ausführungen sollen objektiv und, soviel wir es überblicken konnten, möglichst vollständig in chronologischer Ordnung das Verhalten der Kirche des Westens schildern.

2. Der erste Abendländer, welcher vom Tode der hl. Jungfrau spricht, ist der hl. Ambrosius (340—397): nec littera nec historia docet ex hac vita Mariam corporalis necis passione migrasse[1]) — es existiere kein geschichtlicher Bericht darüber, daß Maria, wie die Weissagung bei Lukas vermuten lassen sollte, eines gewaltsamen Todes gestorben sei.

3. Der hl. Avitus von Vienne (490—518) weiß nichts von einer Auferstehung Mariens, da er sagt, daß Christus der einzige

[1]) M. P. L. 14, 1574.

Auferstandene sei, um nicht mehr zu sterben: hactenus solus est.[1]) Der apokryphe Bericht war also damals in Frankreich unbekannt.

4. Das vermutlich unter Papst Hormisdas (514—523) entstandene sog. Decretum Gelasianum[2]) enthält unter den verworfenen Schriften auch den apokryphen Transitus.

5. Der hl. Gregor von Tours (538—593) führt das Apokryphon in die abendländische Literatur ein,[3]) indessen ohne jegliche Ortsbezeichnung.

6. Im Itinerarium des Antoninus von Placentia (gegen 570) erscheint in der jüngeren der beiden ältesten Handschriften — wahrscheinlich als Interpolation — die erste Spur einer Nachricht von einem Sterben der hl. Jungfrau im Tale Josaphat: „Dort im Tale ist eine Basilika der hl. Maria, von der man sagt (dicunt!), sie sei das Haus gewesen, worin Maria aus ihrem Leibe (dem Leibe nach) sei enthoben worden".[4]) Die etwa hundert Jahre ältere, also die älteste Handschrift enthält die Worte: in qua et de corpore sublatam fuisse nicht.

7. Im Missale Gothicum,[5]) vielleicht aus der Zeit des hl. Gregor von Tours, welches bis zur Zeit der Karolinger im narbonensischen Gallien gebraucht wurde, findet sich eine Messe „in assumptione S. Mariae matris Domini nostri".[6]) Nach dem Berichte der alten Martyrologien fand diese Festfeier der Aufnahme Mariens in ältester Zeit am 18. Januar statt. Das Wort „assumptio" darf nicht zu sehr, also nicht direkt als leibliche Aufnahme urgiert werden, da dieses Wort, wie Tillemont eingehend nachweist, in alter Zeit der griechischen Bezeichnung *Κοίμησις* „Entschlafen" entsprach.[7]) Es liegt in dem Titel obiger Messe die erste Nachricht von einer kirchlichen Feier des Hinscheidens der hl. Jungfrau vor, natürlich ohne alle örtlichen und zeitlichen Angaben.

8. Klarer spricht sich schon das Sacramentarium Gregorianum aus, welches wahrscheinlich ebenfalls aus dem 6. Jahrhundert stammt, indessen später vielfach interpoliert worden ist.

---

[1]) T. M. I. 496. — [2]) Grisar l. c. I, 736. — [3]) M. P. L. 71, 708. — [4]) I. H. G. 170, 203. — [5]) Die Zeitansätze für das Missale Gothicum und das Sacramentarium Gregorianum sind nach Duchesne, Origines du culte chrétien Paris 1898 unsicher (Diekamp). — [6]) Zeitschrift für kathol. Theologie 1880, 598 (H. Jürgens S. J.: „Die kirchliche Überlieferung von der leiblichen Aufnahme der seligsten Gottesmutter in den Himmel"). — [7]) T. M. I. 501.

Es zeigt sich hier sehr wahrscheinlich die Idee einer leiblichen Aufnahme Mariens, die nicht auf den Apokryphen, sondern wohl auf einer sonst nicht nachweisbaren mündlichen, apostolischen Überlieferung beruht. Scheeben meint freilich, daß die Kirche zwar von den Apokryphen keine Notiz nahm, indessen sich auch sonst bezüglich der Aufnahme Mariens keiner historischen Tradition bedient. „Jedenfalls ist die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel in der biblischen Idee ihrer Person so tief begründet und so klar enthalten, daß die Kirche zur Feststellung derselben gar keiner speziellen historischen Tradition bedurfte. Dem gemäß gestaltete sich die Feier des Hinganges oder der Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel in den ersten Anfängen ganz von selbst, im Gegensatz zu der Feier der Vollendung der übrigen Heiligen, zur Feier der Verklärung an Leib und Seele; und wenn auch im Orient mehr oder minder auf die historische Tradition resp. auf das leere Grab (in Jerusalem!) Rücksicht genommen wurde, so ruhte doch die eigentliche Festidee auf dogmatischem Boden".[1])

Um einigermaßen einen historischen Rückhalt zu gewinnen, müssen wir, da ja von Apokryphen abzusehen ist, die Worte des hl. Epiphanius über ein wunderbares Sterben der hl. Jungfrau in Kleinasien mit den Worten des Sacramentarium Gregorianum, nämlich der Oration „Veneranda" verbinden, welche lautet: Veneranda nobis Domine huius diei festivitas opem conferat sempiternam, in qua sancta Dei genitrix mortem subiit temporalem nec tamen nexibus mortis deprimi potuit . . . „Die hl. Gottesgebärerin hat zwar den zeitlichen Tod erlitten, aber sie konnte nicht in den Banden des Todes zurückgehalten werden". Diese Worte deuten wohl die leibliche Aufnahme an! „Die Oration Veneranda ging in die meisten Missalien über und verschwand erst mit der Einführung des neuen römischen Meßbuches."[2])

Der dogmatische, lebendige Keim, der in den Worten dieser Oration lag, wurde in den folgenden Jahrhunderten nicht entfaltet, sondern verkümmerte sogar durch die Schuld der Apokryphen, da die abendländischen Schriftsteller nicht genug gegen den apokryphen Transitus und seinen Inhalt protestieren zu

[1]) Dogmatik III, 583. — [2]) Jürgens l. c. 648. (T. M. I. 499 warnt indessen davor, die Worte der Oration zu sehr zu pressen, weil es leicht sei: de lui donner un autre sens).

können glaubten. Sie betonten nachdrücklichst ihr Nichtwissen, ob Maria wieder auferweckt und leiblich in den Himmel aufgenommen sei.

9. Vor 614 nennt der Breviarius ein „Grab" Mariens in Jerusalem. Die ursprüngliche Textgestalt dieses Pilgerberichtes steht nach Gildemeister nicht fest.

10. Isidor von Sevilla († 636) erklärt die Prophetie des greisen Simeon. „Insbesondere belehrt uns keine geschichtliche Nachricht, Maria sei mit dem Schwerte getötet worden, weil nicht einmal von ihrem Tode etwas gelesen wird. Indessen findet sich, wie man hier und da behauptet (ut aliqui dicunt), ihr Grab im Tale Josaphat".[1])

11. Unter den sermones dubii des hl. Ildefonsus von Toledo († 667) finden wir acht Reden über die Aufnahme Mariens in den Himmel. In der fünften Homilie heißt es: „Wenn jemand aus Frömmigkeit und aus frommer Neugier wissen will, was die hl. Jungfrau nach der Himmelfahrt des Herrn getan hat, wie heilig und gerecht sie gelebt hat, mit wem sie zusammen gewohnt hat, so scheint das Gott allein und dem Erzengel Gabriel bekannt zu sein . . . auch dem Johannes, dem geliebten Jünger des Herrn, da er am Kreuze sie zu seiner Sorge und Obhut erhielt. Auch dem hl. Petrus, dem Fürsten der Apostel, und den übrigen Aposteln war ihr ganz gottgeweihtes Leben und Handeln nicht unbekannt". . . .[2]) In der sechsten Homilie spricht er von der Aufnahme der Seele Mariens in den Himmel. „Doch dürfen wir das nicht unerwähnt lassen, was viele mit Vorliebe festhalten, nämlich, daß am heutigen Festtage sie von ihrem Sohne, unserem Herrn, leiblich in die Wohnungen des Himmels aufgenommen sei." Man mag dies in frommem Glauben annehmen, aber es darf von uns nicht als sicher behauptet werden, damit es nicht scheine, als nähmen wir Zweifelhaftes als Sicheres an." (Quod licet pium sit credere, a nobis tamen non debet affirmari, ne videamur dubia pro certis recipere.)[3])

12. Arkulphus-Adamnanus (um 685) kennen das leere Grab in Gethsemane. „Aber wie ihr heiliger Körper aus diesem Grabe weggenommen wurde, zu welcher Zeit oder von welchen Personen, oder wo er die Auferstehung erwartet, kann, wie man

[1]) M. P. L. 83, 179 f. — [2]) M. P. L. 96, 262 f. — [3]) Ibid. 266.

erzählt, niemand für sicher wissen: nullus, ut fertur, pro certo scire potest." [1])

13. Dekret Sergius I. bezüglich der Bittprozession am Tage der „Dormitio" „des Entschlafens" (um 687).

14. Der hl. Beda Venerabilis (673—735) nimmt in seine 59. Homilie (Band V. Migne p. 422) einen Auszug aus dem Transitusbericht nach Pseudo-Melito auf, ohne irgendwelche Ortsangaben zu machen; er übergeht also absichtlich dasjenige, worauf die Jerusalemer Legende sich stützt. In seinem Buche über die hl. Orte schreibt er, auf Adamnanus sich stützend, über das Tal Josaphat: „Zur Rechten ist ein leeres Monument, worin die hl. Maria eine Zeitlang geruht haben soll (pausasse dicitur), aber von wem oder wann sie weggenommen ist (ablata sit), weiß man nicht." [2])

15. Nach dem von einer Klosterfrau von Heidenheim niedergeschriebenen Bericht über die Pilgerfahrt des hl. Willibald von Eichstätt (aus den Jahren 724—726) stirbt Maria auf Sion, wird aber, noch ehe sie ins Grab gelangt, leiblich in den Himmel entrückt; ihr Grab sei dort nur „zu ihrem Andenken".

Der ungenannte Verfasser des zweiten Itinerarium aber sagt bezüglich des Mariengrabes: „Ob aber die Apostel den Leichnam hier bestattet haben, oder ob sie vielleicht beschlossen haben, ihn hier zu beerdigen, und Maria, nachdem das Grab aufgeworfen war, leiblich in den Himmel aufgenommen wurde, oder ob, unter der Voraussetzung einer wirklichen Beerdigung, sie dort entfernt und anderswo hingebracht worden ist, oder ob sie zum unsterblichen Leben wieder auferstanden ist, wird besser im Zweifel gelassen, als daß man auf Grund von Apokryphen etwas Bestimmtes behauptet." [3])

16. Wahrscheinlich von Ambrosius Autpertus († 778) rührt eine Rede her, welche man lange dem hl. Augustinus zuschrieb,[4]) und welche die Worte enthält: „Das also sagen wir, o Brüder, was auch schon in die Gebräuche der Kirche Christi übergegangen ist, nämlich, daß man berichtet, am heutigen Tage sei die Jungfrau Maria in den Himmel aufgenommen worden. Aber auf welche Art und Weise sie nach des Himmels Höhen hinübergewandert ist, das erzählt keineswegs die katholische Kirche (nulla catho-

[1]) I. H. G. 240. — [2]) I. H. G. 309. — [3]) Tobler l. c. 66. — [4]) Jürgens l. c. 623.

lica narrat ecclesia). Von dieser Kirche Gottes aber kann man sagen, daß sie die Apokryphen nicht nur verwirft, sondern auch sie nicht kennt (Non solum autem respuere apocrypha, verum etiam ignorare dicitur)." [1] Dieselben Worte finden wir auch in der siebten Rede der sermones dubii beim hl. Ildefonsus.

17. Im achten Jahrhundert kursierte ein Brief unter dem Namen des hl. Hieronymus, welcher die bisherigen Bedenken gegen das Begräbnis Mariens, die Warnungen vor den Apokryphen und die Zweifel, ob Maria leiblich in den Himmel aufgefahren sei, kurz zusammenfaßte.[2] Dieser Brief fand auch Aufnahme in dem von Paul Warnefried im Auftrage Karls des Großen ausgearbeiteten Homiliarius (778—784),[3] als erste der fünf Homilien zum Feste der Aufnahme Mariens. Das römische Brevier enthielt gleichfalls aus diesem Briefe Lesungen, die man aber im 16. Jahrhundert fallen ließ, nachdem der gelehrte Erasmus von Rotterdam nachgewiesen hatte, daß der Brief nicht vom hl. Hieronymus herrührte. Der Brief gibt einer vielfach verbreiteten Ansicht jener Zeit Ausdruck: „Viele von uns (multi nostrorum) zweifeln, ob die hl. Jungfrau aufgenommen ward zugleich mit dem Leibe, oder ob sie von hinnen schied unter Zurücklassung ihres Leibes." Er will ersteres nicht als unmöglich erklären, es aber „lieber in heiligem Verlangen vermuten als unbedachtsam ein bestimmtes Urteil abgeben (quam inconsulte definire)".

18. Der unbekannte Verfasser des Commemoratorium de casis, einer Statistik über Kirchen und kirchliche Personen in Jerusalem (um 810), und der französische Mönch Bernhard, welcher zwischen 858 und 867 Palästina besuchte, sind die einzigen, welche keinen Zweifel bezüglich des „Mariengrabes" äußern.

19. Papst Pascal I. ließ um 820 zuerst die Himmelfahrt Mariens bildlich darstellen „als Randverzierung eines kirchlichen Ornamentes".[4]

20. Bezüglich der alten Martyrologien der Kirche ist zunächst zu bemerken, daß sie keine örtlichen Angaben enthalten. Der Name des uns beschäftigenden Festes aber vom 15. August (vorher mehrfach 18. Januar) erscheint bald als „depositio", bald als „dormitio", bald als „assumptio", woraus zu erkennen ist, daß die Martyrologien der Frage nach der leiblichen Aufnahme aus

[1] M. P. L. 39, 2129. — [2] Ep. Cogitis me: M. P. L. 30, 112. — [3] M. P. L. 95. — [4] T. M. I. 497.

dem Wege gehen wollten.[1]) Über die betreffenden Angaben der älteren Martyrologien — auch mit Bezugnahme auf Handschriften und Korrekturen in denselben — berichtet eingehend Jürgens in der Zeitschrift für katholische Theologie.[2]) Derselbe konstatiert auf Grund der unterschiedslosen Verwendung obiger Bezeichnungen in älterer Zeit, daß das Wort „assumptio" „Aufnahme" nicht als leibliche Aufnahme betont werden darf: „wie überhaupt dem Worte assumptio in unserer Frage keine besondere Bedeutung beizumessen ist." Etwas ähnliches finden wir in der älteren griechischen Liturgie und in der noch heute üblichen Auffassung der russischen Kirche und Kunst hinsichtlich der Aufnahme Mariens: die Festidee ist vorwiegend die des seligen Hinscheidens, des Sterbens der hl. Jungfrau.[3])

21. Alle Martyrologien vom vetus Romanum an bis zu dem des hl. Ado, Erzbischofs von Vienne († 875), enthalten zum Sterbetage der hl. Jungfrau in kürzester Form die Ankündigung der Festfeier. Eine Ausnahme hiervon macht das im Mittelalter weitest verbreitete und allgemein benutzte[4]) Martyrologium des Usuardus, Benediktiners von St. Germain, welches das des hl. Ado in eine „für den kirchlichen Gebrauch geeignete Form zu bringen" sucht. Die Ausarbeitung der Schrift, „welche dem Verfasser einen bleibenden Platz in der kirchlichen Literaturgeschichte erwarb", erstreckte sich über die Jahre 859—875.[5]) „Sein Werk verdrängte bald alle Martyrologien"; auf ihm „fußt unser heutiges Martyrologium Romanum". Usuardus ist damit der berufenste Zeuge für die Auffassung des Mittelalters. Jahrhundertelang aber verkündigte dieses Martyrologium zum 15. August in zahlreichen Stiften, Klöstern und Domkirchen, sogar in Rom selbst, folgendes: „Das Entschlafen (dormitio) der heiligen Gottesgebärerin Maria. Obwohl ihr hochheiliger Leib nicht auf Erden gefunden wird, so feiert doch die mütterliche, heilige Kirche ihren ehrwürdigen Gedenktag in so festlicher Weise, daß sie nicht zweifelt, sie sei der Bestimmung des Fleisches gemäß gestorben (ut pro conditione carnis eam migrasse non dubitet). Wo aber jener ehrwürdige Tempel des heiligen Geistes infolge göttlichen Auftrages und Rates verborgen worden ist, das will die besonnene Zurückhaltung der Kirche voll kindlicher Gesinnung

[1]) M. P. L, 30, 471; 123, 165, 482 ff.; 109, 1163. — [2]) l. c. 1880, 625 ff. — [3]) E. J. 41 f. — [4]) K. L. 12, 512. — [5]) Ibid. 513.

lieber nicht wissen, als etwas Abgeschmacktes und Apokryphes annehmen und lehren (plus elegit sobrietas Ecclesiae cum pietate nescire, quam aliquid frivolum et apocryphum inde tenendo docere)." [1]) Eine energischere Zurückweisung der apokryphen Legenden Jerusalems ist wohl kaum nötig. Bemerkenswert ist auch, daß Usuardus von einer leiblichen Himmelfahrt Mariens gänzlich schweigt.

22. Gegen 847 begann Papst Leo IV. die Oktav des Festes der assumptio zu feiern.[2])

23. Der sel. Notker Balbulus aus St. Gallen († 912) arbeitete gleichfalls ein Martyrologium im Anschlusse an das des Beda und des Ado aus. Als erster nimmt er den apokryphen Transitusbericht in der Redaktion des Gregor von Tours, der auf alle Ortsangaben verzichtet hatte, in sein Buch auf. Er wundert sich dabei, daß Gregor dieses alles habe wissen können und kann es sich nur erklären durch Verbindungen, welche derselbe mit dem Orient gehabt habe. Notker hält eine leibliche Aufnahme der hl. Jungfrau für angemessen (decuit); „weil aber bedeutende Gelehrte hierüber unter sich uneinig erscheinen, so liegt es mir nicht ob, in einer so kleinen Schrift etwas Bestimmtes festzustellen. Das aber glauben und bekennen wir mit der gesamten Kirche: wenn ihr höchst verehrungswürdiger Leib, in dem Gott Mensch geworden ist, bis jetzt noch irgendwo in der Erde verborgen ruht, so ist seine Auffindung vorbehalten (den letzten Zeiten) zur Vernichtung des Antichristus".[3])

24. Atto von Vercelli († 960): „Ihre schon geschehene leibliche Auferstehung wagen wir keineswegs für sicher auszugeben, weil wir wissen, daß auch von den hl. Vätern nichts darüber erklärt worden ist".... „Der weiß allein etwas über ihren Leib, welcher auf unaussprechliche Weise von ihr das Fleisch angenommen hat".[4]) Atto stellt sich alsdann auf rein dogmatischen Boden und bringt eine Anzahl Angemessenheitsgründe für die leibliche Aufnahme, ein Standpunkt, den man nach der kühlen, zweifelnden Reserve der vergangenen Zeit jetzt mehr und mehr einnimmt. Es offenbart sich immer mehr die Neigung, den

---

[1]) M. P. L. 124, 365 f. — [2]) T. M. I, 502. — [3]) M. P. L. 131, 1141. — [4]) M. P. L. 134, 856 f. Eine Anzahl der folgenden Hinweise verdanken wir der schon zitierten Arbeit von H. Jürgens S. J. und dem Dictionnaire de la théologie cath. 1903: Assomption de la S. V. col. 2127—2141.

Gedenktag des 15. Auguſt als eine leibliche Himmelfahrt aufzufaſſen, freilich mit gänzlichem Abſehen von zeitlichen und örtlichen Beſtimmungen. Hierin liegt wiederum für die Jeruſalemer Apokryphen, die mit ſo viel Lärm und Prätenſionen auftreten, eine entſchiedene Verurteilung.

25. Fulbert, Biſchof von Chartres († 1029), hat fünf Reden auf die allerſel. Jungfrau. „In der vierten derſelben zeigt Fulbert, und zwar als der erſte, Bekanntſchaft mit dem apokryphen Evangelium von der Geburt Mariä; wahrſcheinlich kannte er auch das Evangelium des Pſeudo-Matthäus“.[1]) In ſeiner fünften Rede ſagt er: „Es glaubt daher die chriſtliche Frömmigkeit, daß Chriſtus, Gott und Gottesſohn, ſeine Mutter glorreich auferweckt und über die Himmel erhöht hat“.[2])

26. Der hl. Odilo, Abt von Clugny († 1048), weiſt ſeine Zuhörer auf den angeblichen Brief des hl. Hieronymus hin. „Wir wagen weder, noch dürfen wir dieſem etwas hinzufügen“.[3])

27. Der hl. Petrus Damiani († 1073) bringt in ſeiner Rede zum Feſte der assumptio (Sermo XL) nichts über den Ort des Hinſcheidens und Grabes;[4]) ebenſowenig iſt dies beim hl. Anſelmus der Fall.[5])

28. Bei dem ehrwürdigen Guibert von Nogent († 1124) zeigen ſich trotz ſeiner innigen Marienverehrung wieder die alten Bedenken. „Aber warum halte ich mich hierbei ſo lange auf, da die ganze hl. Kirche eine ſolche Schüchternheit beſitzt, daß ſie es auch nicht zu ſagen wagt, der Leib der Gottesmutter ſei durch die Auferſtehung verherrlicht worden, deshalb nämlich, weil ſie nicht imſtande iſt, dies mit den notwendigen Argumenten zu beweiſen“?[6])

29. Hidebert, Erzbiſchof von Tours († 1134), beruft ſich in ſeiner erſten Rede über die assumptio auf die ſchon beſprochene Oration „Veneranda“.[7])

30. Der Philoſoph und Theologe Petrus Abälard hat drei Gründe: 1. man zeige ein leeres Grab; 2. die Oration Veneranda; 3. der apokryphe Bericht des Gregor von Tours.[8])

31. Der große Lobredner der hl. Jungfrau, der hl. Bernhardus († 1153), hat vier Reden über die assumptio, die er

[1]) K. L. 4, 2094. — [2]) .M. P. L. 141, 325. — [3]) Ibid. 142, 1027 f. — [4]) Ibid. 144, 717. — [5]) Ibid. 158, 966. — [6]) Ibid. 156, 623. — [7]) Ibid. 171, 630. — [8]) Ibid. 178, 541 (Sermo 26).

auch als eine leibliche auffaßt.[1]) Aber weder hier noch in seiner Rede an die Tempelherren, worin er von der Grotte der Todesangst in Gethsemane spricht, von der das „Mariengrab" etwa 20 Schritte entfernt ist, spricht er etwas von den lokalen „Traditionen" Jerusalems. Ebensowenig weiß der Zeitgenosse des hl. Bernhard, der sel. Amedeus, Bischof von Lausanne, in seiner Homilie VII über die hl. Jungfrau, deren erster Teil über die assumptio handelt, etwas davon.[2])

32. Die alten kritischen Bedenken tauchen wieder lebendig auf beim Abt Isaak von Stella in Poitiers († 1155)[3]) und bei dem sel. Alredus, Abt von Rhidal bei York († 1167). Letzterer schreibt: „Wenn ich es wagen dürfte, würde ich sagen, die seligste Gottesmutter Maria hat zuerst ihren Leib verlassen; dann ist sie mit ihrem Leibe zum ewigen Leben wieder auferstanden. Aber wenn ich es auch nicht wage, es fest zu behaupten, da ich nichts habe — quia non habeo, — womit ich einen etwaigen Gegner überführen kann, so wage ich es wenigstens zu vermuten".[4]) Der Abt Ernaldus († 1180) läßt Johannes in kindlicher Fürsorge Mariens verharren und Maria früh dahinscheiden. „Ob sie aber mit dem Leibe oder ohne Leib aufgenommen wurde, das entscheidet keine autoritative, kanonische Schrift".[5])

33. Richard von St. Viktor († 1173) bringt in seiner Explanatio in cant. cantic. c. 42 eine Anzahl Vergleiche Mariens mit biblischen Personen und Vorbildern und spricht seine Überzeugung von der wahren Auferstehung aus ohne Bezugnahme auf Apokryphen.[6]) Ein anderer Pariser Theologe aus dieser Zeit, Johannes Beleth (um 1182), gibt seine Überzeugung mit den Worten kund: „Wir wissen bestimmt, daß es wahr ist, daß die seligste Jungfrau ihrer Seele nach aufgenommen ist; ob aber nachher auch ihr Leib aufgenommen wurde, ist in der Tat ungewiß. Indessen hält der fromme Glaube dafür, daß sie ganz aufgenommen ward, aber zuerst der Seele, dann dem Leibe nach".[7]) Es erscheint kein Wort über Jerusalem.

34. Petrus Cellensis, Bischof von Chartres († 1187?), hat acht Reden über die assumptio, ohne auf die Apokryphen irgend welche Rücksicht nehmen. Über die leibliche Aufnahme bemerkt

[1]) Ibid. 183, 416 ff. — [2]) Ibid. 188, 1342. — [3]) Ibid. 194, 1862. — [4]) Ibid. 195, 315. — [5]) Ibid. 189, 1733. — [6]) Ibid. 196. 522. — [7]) Ibid. 202, 148 ff.

er: „hierüber sind wir in Unwissenheit, wenn sie auch in frommem Glauben angenommen wird".[1])

Petrus von Blois aus derselben Zeit († um 1200) ignoriert in seinen vier Reden auf die Aufnahme Mariens gleichfalls die Apokryphen.[2])

35. Der bilderreiche und bibelkundige Abt Adam von Perseigne (um 1200) übergeht in seinem ausführlichen Mariale die apokryphen Nachrichten mit Stillschweigen;[3]) der Abt Engelbert (de valle S. Petri, Passaglia de imm. conc. III. p. 1567. n 2.) nimmt aus rein dogmatischen Konvenienzgründen die leibliche Aufnahme Mariens an; Sicardus von Kremona ebenso: „sicut pie creditur";[4]) der Augustinerabt Absalon aus dem Erzbistum Trier (um 1210) fragt sich: „Soll ich sagen, sie ist mit dem Leibe aufgenommen oder ohne ihn? Ich will in der Tat sagen: mit dem Leibe; denn wenn ich in dieser Beziehung mich irren sollte, so ist dieser Irrtum mir sehr lieb, da er bei der Quelle der Güte, bei der Mutter der Barmherzigkeit, Entschuldigung finden wird." Warum sollte der Herr seiner Mutter verweigern, was der Knecht Elias erhielt, der mit feurigem Wagen zum Himmel fuhr? Wenn ihr Leib noch auf Erden ruht, warum wird dem Leibe der Mutter die Ehre verweigert, die jeder Martyrer hat? Schließlich bespricht er die Oration Veneranda — alles ohne Erwähnung des „Mariengrabes".[5])

36. Über Wilhelm Tyrius, den Geschichtschreiber der Kreuzzüge, und über einen Pilgerbericht eines Ungenannten aus dem 12. Jahrhundert mit einigen kurzen Notizen, sowie über eine neue Lesart des apokryphen Transitus bei Johannes von Würzburg siehe den Schluß des 4. Kapitels.

37. Die Scholastik betont die theologischen Angemessenheitsgründe der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel, erwähnt aber mit keinem Worte die Apokryphen Jerusalems. Der hl. Thomas von Aquin präzisiert seinen Standpunkt dahin, daß er bezüglich der leiblichen assumptio sagt: „pie creditur", man nimmt sie in frommem Glauben an".[6])

Albertus Magnus entlehnt dem angeblichen Brief des hl. Hieronymus zwei Einwürfe, aus der Lehre von der Erbsünde

[1]) Ibid. 202, 848 ff. — [2]) Ibid. 207, 661 ff. — [3]) Ibid. 211, 733 ff. — [4]) Ibid. 213, 420. — [5]) Ibid. 211, 255. — [6]) Opusc. VI de expos. symb. ad art.V; vergl. auch 3 qu. 27, 1; qu. 83, 5, 8 und opusc. VIII de expos. salut. angel.

einen dritten gegen die leibliche Himmelfahrt Mariens und stellt diesen zwölf Gegengründe, teils die Oratio „Veneranda“ teils Angemessenheitsgründe entgegen. Der fünfte Beweis ist der Pseudo-Dionysius. (132. Qu. super „Missus est“, Jürgens l. c. 637).

38. Mit der Wende des 15. Jahrhunderts beginnt eine neue Ära für die Kirchengeschichtsschreibung, in welcher das Abendland bis dahin ziemlich wenig geleistet hatte. Das schöpferische, tief angelegte Mittelalter, besonders die Scholastik widmete sich lieber philosophischen und theologischen Spekulationen als kritischen Tendenzen. Dieser Geist der Kritik erwacht erst mit dem Humanismus, vorzüglich durch Laurentius Valla (1406—1457).

Der Anspruch der Neuerer des 16. Jahrhunderts, das Urchristentum wieder herzustellen, und der großartig angelegte Versuch der Magdeburger Centuriatoren, durch quellengeschichtliche Studien die Übereinstimmung des strengsten Luthertums mit dem Glauben der ältesten Christenheit nachzuweisen, riefen das große Werk der Annalen des Oratorianers Cäsar Baronius (1538 bis 1607) hervor, welches als Arsenal der wichtigsten Dokumente einen dauernden Wert besitzt.[1])

Baronius ist der erste, welcher die schriftlichen Quellen untersuchte, worauf die Jerusalemlegende sich berief.

a. a. 44. n. 13 spricht Baronius von der divisio, der Verteilung der Welt unter die Apostel zur Verkündigung des Evangeliums.[2]) Unter n. 29 zu demselben Jahre berichtet er von der Reise des hl. Johannes nach Kleinasien. „Daß aber zugleich mit Johannes die heiligste Gottesmutter und Jungfrau gereist ist und in Ephesus bei demselben gewohnt hat, wird durch den Konzilsbrief des Ephesinums an den Klerus von Konstantinopel von jener heiligen Versammlung der Bischöfe nicht undeutlich angezeigt“. Diese Auffassung stützt er dann noch durch die bei einzelnen sich findende Nachricht, daß Lazarus und Magdalena sich in Ephesus aufgehalten hätten, sowie durch den hl. Epiphanius, der von der Reise der hl. Jungfrau nach Kleinasien spricht.

a. a. 48. verbreitet er sich über den Tod Mariens. Er hebt zunächst hervor, daß Dionysius Areopagita dem Begräbnis nicht beiwohnen konnte. Dann kritisiert er n. 10—14 den apokryphen Transitusbericht, welcher Baronius nur in der lateinischen

[1]) K. L. 7, 553. — [2]) Annales ecclesiastici auctore Caesare Baronio, Tomi XII, Colon. Agrippinae 1624.

Rezension B (Pseudo-Melito) bekannt war. Er wundert sich, daß Trithemius wirklich geglaubt hat, dieses von der Kirche verworfene Apokryphon rühre vom hl. Melito her, „da es für einen solchen Mann vieles sehr Unwürdige enthalte — vieles, was der Apostelgeschichte widerspräche — und obwohl in einer neulichen Ausgabe einiges auf Grund der Zensur Bedas verbessert worden, so bringt es noch viel albernes und tolles (multa fatua, delira) und für Christen unwürdiges Zeug". Nach einer Kritik der dort verzeichneten „Wunder" fährt er fort: „die angebliche Geschichte vom Transitus der hl. Jungfrau steht nach jeder Beziehung auf schwachen Füßen (omni ex parte vacillare) und ist mit Recht von Gelasius, Beda und anderen Gelehrten unter die Apokryphen gezählt worden. Dieses sagen wir wegen einiger, die hartnäckig eine Verteidigung der Apokryphen versuchen, aber einerseits nichts erreichen, anderseits dem Wahren, was sie beifügen, die Glaubwürdigkeit benehmen".

a. a. 457 n. 9 hält Baronius irrtümlich Juvenal für den Verfasser des Transitus; auch sei unter diesem — so vermutet er — das „Mariengrab" aufgefunden worden. Baronius spricht sich weder für Ephesus noch für Jerusalem direkt aus; er begnügt sich, die Stützen der Jerusalemer Legende, den Transitus, die „Euthymianische Geschichte" und noch mehrere andere unterschobene Schriften als unwahrscheinlich zu kritisieren. Bezüglich der leiblichen Aufnahme Mariens zitiert er a. a. 48. n. 15 die bekannten Worte des Usuardus und urteilt darüber: laudanda forte modestia: diese vorsichtige Zurückhaltung sei sehr zu loben. In seinen Noten zum Martyrologium (15. Aug.) fügt er den Worten des Usuardus hinzu, daß die Kirche jetzt mehr dahin zu neigen scheine, anzunehmen, daß auch der Leib der hl. Jungfrau in den Himmel aufgenommen sei, weil sie zum Feste der Assumptio die Homilien der Väter (d. i. des hl. Johannes Damascenus) lesen lasse, ferner weil diese Ansicht sich auf die Autorität vieler Theologen stütze, und weil es bei den Gläubigen allgemein angenommen sei.[1])

39. Im 16. Jahrhundert erkannte man den angeblichen Brief des hl. Hieronymus, welcher davor warnte, etwas Bestimmtes über die leibliche Aufnahme Mariens zu behaupten, als

[1]) Cf. T. M. I. 498.

unecht und ersetzte ihn durch Lesungen aus der II. Homilie des Damasceners (15. und 18. August; an letzter Stelle steht das Zitat aus der „Euthymianischen Geschichte").

40. Franz Suarez, „der größte Theologe der Gesellschaft Jesu",[1] stellt gegen Katharinus, welcher die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel als Glaubenssatz bezeichnet hatte, fest: In der Tat ist dies nicht de fide, „weil sie weder von der Kirche definiert worden ist, noch ein Zeugnis der hl. Schrift noch eine genügende Tradition (sufficiens traditio) vorliegt, die einen unfehlbaren Glauben (daran) schaffen würde. Es ist indessen zu unserer Zeit diese Meinung so verbreitet, daß sie von keinem frommen Katholiken in Zweifel gezogen, noch ohne Verwegenheit geleugnet werden kann".[2]

Es ist eine große Ehre für die katholischen Gelehrten des Abendlandes, daß sie nach wie vor der Jerusalemer Legende keinen Einfluß auf die theologischen Untersuchungen gestatten und sie damit indirekt abweisen.

41. Hatte Baronius als Bahnbrecher auf Neuland ohne manche Hilfsmittel gearbeitet, die späteren Historikern vorlagen, so wird man es ihm kaum vorwerfen können, daß er sich noch oft „auf Sagen und Legenden gestützt hat und namentlich hinsichtlich des Orientes vieler Korrekturen bedarf".[3] Indessen eine geradezu wohl als ideal zu bezeichnende Kirchengeschichte lieferte der berühmte französische Geschichtschreiber Ludwig Seb. Le Nain de Tillemont (1637—1698). „Ohne Amt, nur der Wissenschaft und dem Gebete auf seinem väterlichen Schlosse lebend, sammelte er mit staunenswertem Fleiße alle von ihm in den Kirchenvätern und anderen alten Quellen auffindlichen Notizen über die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte".[4] Nach 35jähriger mühsamer Arbeit sollte endlich der erste Band erscheinen, den wir hier manchmal zitiert haben. Die Kirchengeschichte erschien in 16 Quartbänden — größtenteils nach dem Tode des Verfassers — bis 513 reichend. „Man wünschte, daß die Mauriner das treffliche Werk fortsetzen möchten, das alsdann bei weitem die beste und gründlichste Kirchengeschichte geworden wäre",[5] allein Tillemont hat leider bis jetzt noch keinen Nachfolger gefunden; die Methode dieses Werkes erfordert auch eine immense Arbeitsleistung.

[1] K. L. 11, 923. — [2] De incarnat. II. q. 37 a. 4. disp. 21. sect. 2. dub. 1. — [3] K. L. I. 2040. — [4] K. L. 7, 556. — [5] Ibid. 557.

Dieser Verfasser stellt mosaikartig aus den Quellen in geschicktester Weise die bezüglichen Nachrichten zusammen und gibt stets genaueste Quellenangabe, wobei er in Noten eine gründliche, „treffliche Kritik" am Schlusse hinzufügt. Wie urteilt nun Tillemont hinsichtlich der Jerusalemer Legende? Er lehnt sie, obwohl ihm sehr viel Material, was wir hier vorgebracht haben, unbekannt war, rundweg als durchaus ungeschichtlich ab und erklärt als erster unter den Historikern der Neuzeit, Maria sei in Ephesus gestorben, dort müsse man ihr Grab suchen.[1]) Hinsichtlich der leiblichen Aufnahme Mariens urteilt Tillemont, wie er selbst ausdrücklich sagt, nur als Historiker und nicht als Theologe auf Grund dogmatischer Konsequenzen.[2]) Die Oratio „Veneranda", das einzige nicht apokryphe Dokument des Abendlandes, bietet ihm keine genügende historische Gewißheit. „Man muß daher gestehen, daß weder die Väter, noch die kirchliche Tradition, noch die Monumente der Geschichte dem Glauben an eine Wiedererweckung der hl. Jungfrau günstig sind".[3])

Geschichtlich betrachtet — wir fügen dies Urteil unserseits den Resultaten Tillemonts bei — wissen wir also nichts Sicheres über eine leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel; wenn wir uns heute mit der katholischen Christenheit zu der frommen Meinung bekennen, daß die hl. Jungfrau nach ihrem Tode wieder auferweckt worden ist, so geschieht dies einzig und allein nur deswegen, weil wir sie als Folgerung feststehender dogmatischer Wahrheiten betrachten.

Der Wert der Jerusalemer apokryphen Legenden und Fabeln ist einfach gleich Null; da uns in keinem Satze derselben die historische Wahrheit verbürgt ist, können wir uns auch auf keinen Satz derselben berufen.

Damit sind wir auf dem langen Umwege der Apokryphen wieder zurückverwiesen auf die erste geschichtliche Nachricht über das Ende Mariens bei Epiphanius; es bleibt nichts anderes übrig, als daß wir uns wieder mit der Kritik dieses Kirchenvaters hinsichtlich der kleinasiatischen Überlieferungen auseinandersetzen und deren Berechtigung prüfen!

42. Die Resultate Tillemonts waren neu und überraschend; sie veranlaßten Alexander Natalis (1639—1724), Ephesus-

[1]) T. M. I. 73, 491 ff. — [2]) T. M. I. 498. — [3]) Ibid. 499.

Jerusalem als Kontroverse zu behandeln und die Gründe für und wider, soweit er sie kannte, vorzutragen, ohne eine direkte Entscheidung zu geben.[1]) Andere, besonders französische, Historiker schlossen sich gänzlich Tillemont an. Der hervorragendste Gelehrte, welcher die Ausführungen unseres Forschers sich zu eigen machte, ist Prosper Lorenz Lambertini (1675—1758), seit 1740 Papst Benedikt XIV., „wohl der bedeutendste und gelehrteste Papst der Neuzeit".[2]) In seinem Commentarius de D. N. Jesu Christi Matrisque eius festis kommt er zweimal hierauf zu sprechen. Zuerst in der Besprechung des Karfreitages spricht er es kurz als seine Ansicht aus, Maria sei in Ephesus gestorben;[3]) am Feste der assumptio aber, wo er wissenschaftlich alle Gründe, soweit er sie kennt, für und wider vorbringt, läßt er das Ganze als Kontroverse bestehen.[4]) Hingegen betont Benedikt XIV. ganz entschieden seinen Glauben an die leibliche Aufnahme Mariens: Dieselbe „ist zwar kein Glaubensartikel, wohl aber eine pia et probabilis opinio, von welcher abzuweichen nicht bloß gottlos und lästerlich, sondern auch töricht und unvernünftig ist".[5])

43. Die folgenden Historiker bis auf unsere Tage hinab haben die Frage, ob Maria in Ephesus oder in Jerusalem gestorben, ob das „Mariengrab" in Gethsemane echt sei, als Kontroverse behandelt; den deutschen Kirchenhistorikern indessen läßt sich mehr oder minder eine gewisse Parteinahme für Jerusalem nachsagen.

44. Pius IX. hatte einmal die beste Gelegenheit, die reservierte Haltung der abendländischen Kirche den Jerusalemer Marienlegenden gegenüber fallen zu lassen und sich näher auszusprechen. Als er nämlich durch Dekret vom 23. Juli 1847 das lateinische Patriarchat wiederherstellte, erinnerte er in seinem Schreiben an die Vorzüge und Ehren Jerusalems, das geheiligt sei durch die Anwesenheit des Sohnes Gottes, durch die Herabkunft des hl. Geistes und die Tätigkeit der Apostel. Was sagte aber der Papst dort über die hl. Jungfrau? „Dort wohnte Maria lange zusammen mit den Aposteln" — nichts über den Tod und das „Grab" Mariens in Jerusalem.

---

[1]) Natalis Alexander, Historia eccl., Bingii ad Rhenum 1786, Tom. IV. p. 34. — [2]) Fr. X. Kraus, Lehrbuch der Kirchengeschichte 1896, IV. Aufl. S. 626. — [3]) l. c. I, 356. — [4]) Ibid. II, 326. — [5]) K. L. 8, 814.

45. Auf dem Vatikanum 1870 wurden 9 Postulata, im ganzen von 195 Bischöfen unterzeichnet, mit der Bitte eingereicht, das Konzil möchte die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel als Glaubenssatz definieren.[1]) Wenn auch in zwei dieser Postulata von alten Traditionen die Rede ist,[2]) so wird doch nirgendwo von einem Sterben in Jerusalem und einem „Mariengrab" daselbst etwas erwähnt; der Name Jerusalem kommt überhaupt gar nicht vor, und bewegen sich die Väter durchweg auf rein dogmatischem Boden. Das im Orient früher so beliebte Argument von dem „leeren Grabe in Josaphat" hat in Abendlande keine Anerkennung gefunden.

46. Am 30. Oktober 1898 teilte der deutsche Kaiser Wilhelm II. von Jerusalem aus dem Papste Leo XIII. mit, daß er „dank der wohlwollenden Vermittlung seiner Majestät des Sultans" „in Jerusalem das Dormition de la Sainte Vierge genannte Grundstück habe erwerben können", und daß er „dieses durch viele fromme Erinnerungen geheiligte Grundstück" den katholischen Untertanen und insbesondere dem deutschen katholischen Verein vom heiligen Lande zur Verfügung zu stellen beschlossen habe. Auf diese kaiserliche Mitteilung erwiderte alsbald der Papst: „Wir sind sehr gerührt durch das gütige Telegramm, das Ew. Majestät an uns gerichtet haben, um Ihre Entschließung zu unserer Kenntnis zu bringen, Ihren katholischen Untertanen das Dormition de la Sainte Vierge genannte Grundstück in Jerusalem zu überweisen, welches Ew. Majestät erworben haben. Indem wir unsere lebhafte Genugtuung bezeugen, sind wir gewiß, daß die Katholiken dankerfüllt für Ew. Majestät sein werden, und gern verbinden wir unsere aufrichtigen Danksagungen mit denen der anderen".

Nirschl behauptet durch die Tat des Kaisers und durch das apostolische Schreiben des Papstes sei die Kontroverse zu Gunsten von Sion und Gethsemane faktisch entschieden worden;[3]) den wissenschaftlichen Beweis aber suchte der genannte Verfasser in seiner 1900 erschienenen Schrift: „Das Haus und Grab der hl. Jungfrau Maria" zu erbringen.

Aber weder Kaiser noch Papst haben die Kontroverse entscheiden wollen, da beide Schreiben nichts anderes besagen, als

[1]) Omnium Concil. Vaticani documentorum collectio, Conr. Martin, episc. Paderbornensis. Paderbornae 1873. — [2]) Cf. ibid. 107 f., 110. — [3]) N II, Vorrede V und Rezensionsvorlage.

daß man das Grundstück in Jerusalem „Dormition de la Sainte Vierge“ nannte.

47. Wir werden im dritten Teile dieses Buches ein Schreiben veröffentlichen, welches der jetzige Papst Pius X. durch Kardinal Merry del Val vor Ostern 1905 nach Smyrna richten ließ. Dasselbe ist uns in liebenswürdigster Weise durch P. Eug. Poulin, Superior der Lazaristen daselbst, zur Verfügung gestellt worden. „Se. Heiligkeit“, so besagt dieses Schreiben, „hat mit lebhafter Genugtuung die ganze eindringliche Kraft der genauen Studien, — nämlich der drei von Smyrna aus gegen die Jerusalemer Legende herausgegebenen Schriften — die auf gewichtiger Beweisführung beruhen, gerühmt“. Zugleich bekundet er sein lebhaftes Interesse für die Bestrebungen, bei Ephesus das Mariengrab zu suchen.

48. Im folgenden stellen wir kurz die Resultate unserer rein historischen Untersuchungen zusammen.

a. Maria starb weder auf Sion noch überhaupt in Jerusalem.

b. Das „Mariengrab“ im Tale Josaphat ist kein wirkliches Grab der hl. Jungfrau; es hat nur einen relativen Wert, wenn man die Hypothese annimmt, daß es für die hl. Jungfrau ist vorbereitet worden: andernfalls ist es als direkte Fälschung zu verwerfen.

c. Historische Zeugnisse, die nicht von Apokryphen beeinflußt sind, liegen für das Lebensende Mariens vor im Orient durch den Bericht des hl. Epiphanius über die kleinasiatische Tradition, im Abendlande wohl in der Oratio „Veneranda“.

d. Das günstigste Urteil über die phantastisch ausgestalteten Apokryphen selber würde lauten: In ihnen spricht sich das damalige Zeitbewußtsein aus, daß Maria in Gegenwart der Apostel wunderbar aus dem Leben schied, und man bald ihr Grab leer fand.

e. Während der Orient sich durchweg auf die Apokryphen beruft, ignoriert das Abendland mit verschwindenden Ausnahmen dieselben und nimmt immer mehr aus rein dogmatischen Gründen die leibliche Aufnahme der hl. Jungfrau an.

f. Es würde äußerst wichtig sein, wenn behufs der Dogmatisierung der „leiblichen Aufnahme Mariä“ zur dogmatischen Gewißheit auch die historische Gewißheit über ihr wirkliches Grab hinzu käme, das in Kleinasien zu suchen ist.

* * *

Zweiter Hauptteil.



Beilage zu Niessen, Panagia-Kapuli (A. Laumannsche Buchdr. in Dülmen).

Zweiter Hauptteil.

Die kleinasiatische Tradition.

Erstes Kapitel.

Asia.

1. Es gibt nur zwei Traditionen über das Lebensende Mariens. Dieselben bestehen in einer solchen Ausschließlichkeit, daß der Nachweis der Nichtberechtigung der einen zugleich die Wahrheit der anderen bezeugen würde. Wenn Jerusalem nicht der Ort des Hinscheidens der hl. Jungfrau sein kann, so darf die ehemalige römische Provinz Asia, die Wirkungsstätte des hl. Evangelisten Johannes, sich rühmen, Maria während ihrer letzten Lebensjahre in sicherer Obhut geborgen zu haben. Da nach dem göttlichen Heilande die hl. Jungfrau die hervorragendste Persönlichkeit gewesen ist, deren Füße die Erde berührt haben, ist es gewiß einem jeden gläubigen Christen eine Herzenssache, ihren Fußspuren möglichst bis zum Grabe nachzugehen. Der Gang unserer Untersuchungen weist uns daher nunmehr in die wohlhabendste aller Provinzen des alten Roms, in die „Fünfhundertstädteprovinz" Asia, auf „einen der ältesten Kulturböden der Welt",[1]) in ein Land, welches „alle Bedingungen der ausgeprägtesten Naturschönheit"[2]) darbietet, welches wie kein anderes reich ist an historischen Denkmälern, „das bestimmt ist, abermals einen wichtigen Platz in der Menschengeschichte einzunehmen".[3])

[1]), [2]), [3]), P. de Tchihatchef, Kleinasien. Leipzig, Freytag 1887, S. 65, 33. 3. Siehe auch nebenstehende Karte von Kleinasien.

2. Von schwerwiegender Bedeutung für unsere Frage wird es erscheinen, wenn wir uns über den geographischen Begriff „Asia" klar zu werden suchen und deshalb auf die Anfänge dieses Namens zurückgehen und in knappen Zügen seine Entstehung schildern.

„Asia" bedeutete im Altertum nicht wie heute den ganzen Erdteil, sondern zunächst wohl nur ein Stück Landes im Westen Kleinasiens und zwar die vom Kaystros durchflossene Ebene um Sardes herum, die spätere Königsstadt Lydiens, das alte Mäonien. Hierauf weist der berühmte kleinasiatische Geograph Strabon (64 v. Chr. bis 19 n. Chr.) in einem Zitat aus Homer, Ilias II, 461 hin: „Vielleicht hieß Mäonien (damals) Asien nach den Worten Homers: „Auf Asiens Gefilde rings um des Kaystros Fluten".[1]) Der Name wurde aber allmählich vom Kernlande Lydiens aus auf die westlichen Küstenlandschaften Kleinasiens, Mysien, Jonien und Karien ausgedehnt.

3. Unter der Führung des Androklus, des Sohnes des letzten Königs von Athen, Kodrus († 1068 v. Chr.), zogen griechische Auswanderer (die Jonier) aus dem wenig fruchtbaren Attika und besiedelten zunächst die kleinasiatischen Inseln, dann das Küstenland selbst und gründeten dort zwölf jonische Städte: Milet, Myos, Priene, Ephesos, Lebedos, Kolophon, Teos, Erythrä, Phokäa, Klazomenä, dann Chios und Samos auf den gleichnamigen Inseln.[2]) Der Gründer von Ephesus an der Mündung des Kaystros wäre nach Strabon Androklus selbst gewesen; „deshalb sei auch dort der Königssitz aufgeschlagen worden". Indessen bestand dort schon vor der jonischen Einwanderung eine Art Priesterstaat, dessen Mittelpunkt ein von Phöniciern gestiftetes Heiligtum einer weithin verehrten Naturgöttin — später als die Göttin Artemis-Diana bestimmt — war.[3])

Die griechischen Kolonien gelangten in Kleinasien zu hoher Kulturentfaltung und zu großem Wohlstande. Um ihre Interessen möglichst gemeinsam zu schützen, verbanden sich die zwölf jonischen Städte zu dem sog. Panionion, dem „Zwölfstädtebunde". Wenn die Kolonisation auch nur auf den Küstensaum beschränkt blieb, welcher in alter Zeit den Namen Jonien trug, so dehnte sich der

---

[1]) Strabonis Geographica rec. G. Kramer vol. II. Berolini 1852, lib. XIII, c. 4, p. 160. — [2]) Ibid. l. XIV, c. 1, p. 165 ff. — [3]) K. L. 4, 666 ff.

hellenische Einfluß auch mehr und mehr auf die Bewohner des Binnenlandes aus.[1])

4. Die steigende Macht der Jonier erweckte bald bei ihren östlichen semitischen[2]) Nachbarn, den Lydiern, Mißgunst und Besorgnisse. Der wegen seines Reichtums so berühmte lydische König Krösus verließ mit einem Heere die alte Königsstadt Sardes am Berge Tmolus, stieg in die kaystrische Ebene hinab und vernichtete um 561 vor Chr. die Selbständigkeit Joniens, welches jetzt Lydien einverleibt wurde. Smyrna wurde zerstört; Ephesus mußte seine Befestigungen auf dem Berge Pion aufgeben und sich in einem offenen Flecken im Tale um das Artemisheiligtum ansiedeln. Zum ersten und einzigen Male im Altertum wurde damals Kleinasien vom ägäischen Meere bis östlich zum Halys, der Grenze des medisch-persischen Reiches, unter einem Szepter vereinigt.

5. Die Erfolge im Westen ermutigten Krösus so sehr, daß er nach dem bekannten delphischen Worte den Halys überschritt, um das Reich des Großkönigs der Perser, Cyrus (598—529?), zu zerstören. Krösus aber verlor Reich und Freiheit; Lydien mit den eroberten griechischen Kolonien kam unter persische Oberhoheit (549 v. Chr.). Kleinasien wurde in drei persische Satrapien eingeteilt. Bald wurden die kleinasiatischen Griechen von den Persern sogar dazu gezwungen, am persischen Kampfe gegen Griechenland teilzunehmen; die Niederlagen der Perser aber machten die Küstenlandschaften Kleinasiens wieder frei, die sich jetzt dem athenischen Seebunde anschlossen. Doch währte diese Freiheit nur bis zum Frieden des Antalkidas (386 v. Chr.), der Kleinasien den Persern wieder zurückgab.

6. In Alexander d. Gr. (356—323) begrüßten die Kleinasiaten nach der Reiterschlacht am Granikus (334) den Befreier vom persischen Joche. „Kleinasien sah in dem Eroberer nur den Befreier. Alexanders Sieg sicherte in der Tat nicht bloß das asiatische Hellenentum, sondern eröffnete ihm eine weite, fast ungemessene Zukunft: die Besiedelung des (kleinasiatischen) Kontinentes ... in bedeutendem Umfang.“[3]) Alexander bewies sich in Ephesus

[1]) Über die hellenischen Besiedelungszentren siehe Mommsen, Römische Geschichte V. Band, Berlin 1885, 296 f., 300. — [2]) Fr. Lenormant, Manuel d'histoire ancienne de l'orient. Paris 1869, VII. éd. Vol. II, 375. — [3]) Mommsen a. a. O. 296.

besonders als Gönner des als Weltwunder angestaunten Artemistempels, welcher in der Geburtsnacht des Kaisers von Herostrates angezündet, bald darauf aber mit unerhörter Pracht wiederhergestellt worden war.

Nach dem Tode Alexanders entstanden große Kämpfe unter seinen Feldherren um den Besitz Kleinasiens. Lysimachus, einer dieser Diadochen, besaß Pergamum, die bedeutendste Stadt des nördlich von Lydien gelegenen Mysiens, als seine „Schatzkammer“ [1]) und im Süden Ephesus, welches er auf den Abhang des Pion verlegte und mit festen Mauern umgab, deren Reste heute noch stehen. Das Reich des Lysimachus wurde (281) von dem Diadochen Seleukus I. Nikator, dem Begründer der syrischen Dynastie, vernichtet; Kleinasien verblieb, abgesehen von einem Interregnum der Ptolemäer, unter der Herrschaft der Seleuciden, die sich um das Land durch Gründung mancher Städte verdient machten. Unter dem Seleuciden Antiochus III. mit dem Beinamen „des Großen“ entstanden Aufstände in einzelnen kleinasiatischen Provinzen. Im Jahre 197 bezwang Antiochus Kleinasien „mit einem Landheer und einer Flotte und überwinterte in Ephesus“,[2]) doch erlag er im Jahre 190 bei Sardes und Magnesia dem Eumenes von Pergamum, der sich mit den auf die Erfolge Antiochus' d. Gr. eifersüchtigen Römern verbündet hatte. Kleinasien kam jetzt bis 133 v. Chr. an die pergamenischen Könige.

7. Der Diadoche Lysimachus hatte die Bewahrung seiner Schätze in der Festung Pergamum einem Manne aus Tieum, Philhetärus genannt, anvertraut. Während der Kriegswirren, in welchen Lysimachus fiel, hatte dieser Schatzhüter es verstanden, Freundschaften mit den jeweiligen Mächtigen anzuknüpfen und sich im Besitz der Hauptstadt Mysiens zu halten. Da er kinderlos starb, vererbte er die Schätze an seinen Bruder Eumenes, dessen gleichnamiger Sohn bald im Besitz von Pergamum und Umgegend war. Ihm folgte sein Vetter Attalus I., der gleich Eumenes sich Freund und Bundesgenosse der Römer nannte. Auf Attalus I. folgte sein Sohn Eumenes II., der Mitbesieger des Antiochus, dem die Römer das ganze, dem syrischen Könige in Kleinasien abgenommene Gebiet überließen.[3]) Damit wurde wieder nach langen Zeiten ein großer Teil Kleinasiens, nämlich Mysien,

[1]) Strabon l. XIII, 4, 1. — [2]) K. L. 1, 964. — [3]) Strabon XIII, 4, 2, l. c. p. 156.

Lydien, Karien und Phrygien, unter einem Szepter vereinigt. Der Bruder des letztgenannten Eumenes, Attalus Philadelphus, eine Art Mitregent, war ein besonderer Gönner von Ephesus, welches er bedeutend vergrößerte und zur größten Handelsstadt Kleinasiens zu machen suchte.[1] Der Sohn dieses Attalus Philadelphus, nämlich Attalus Philometor, vermachte nach fünfjähriger Regierung im Jahre 133 v. Chr. den Römern sein Reich, welche aus demselben die senatorische Statthalterschaft oder Provinz Asia bildeten.

Hiermit sind die Grenzen der römischen Provinz Asia bestimmt: „das alte Reich der Attaliden: Vorderasien bis nördlich zur bithynischen, südlich zur lykischen Grenze; die anfangs davon abgetrennten östlichen Striche, das große Phrygien, war schon in republikanischer Zeit wieder dazugeschlagen worden, und die Provinz reicht seitdem bis an die Landschaft der Galater und die pisidischen Gebirge."[2] Hiermit stimmt überein, wenn Cicero in seiner Rede für Flaccus sagt: „Wie ich denke, besteht euer Asien aus Phrygien, Mysien, Karien und Lydien"[3], und Ptolemäus, der berühmte Astronom und Geograph (um 161—180), da er zum „eigentlichen Asien" die vier genannten Gebiete rechnet. Plinius d. Ä. († 79 n. Chr.) schließt indessen bei der Bestimmung des Begriffs „Asia" Phrygien aus.[4] Die Apostelgeschichte trennt gleichfalls Asien und Phrygien (2, 9).[5]

Der Name des Küstensaumes, in welchem Ephesus und Smyrna liegen, nämlich Jonien, hat nach der Einverleibung des Gebietes in Lydien allmählich seinen selbständigen Charakter verloren.

8. Wenden wir unsere Betrachtung nunmehr der römischen Provinz Asia zu, so müssen wir den schroffsten Gegensatz zwischen dem damaligen Zustande der Provinz und dem heutigen entsprechenden Gebiete feststellen, das dem „schwachen Schimmer eines erloschenen Gestirnes" gleicht. Die „unerschöpfliche Kornkammer" für Griechen und Römer in alter Zeit ist brach und leer; wo einst volkreiche Städte standen, stehen jetzt kaum Hütten oder armselige Dörfer.[6] Der mörderische Glutwind des raubgierigen Islam hat Kultur und Leben dort hinweggeweht und

---

[1] Ibid. XIV, 1, 24 p. 176. — [2] Mommsen a. a. O. 299. — [3] Cic. or. pro Flacco c. 27. — [4] C. Plini Sec. Nat. Hist. rec. L. Janus. Lipsiae 1854—65 l. V. c. 28. — [5] Lewin, St. Paul I, 190 ff. beschränkt das neutestamentliche „Asia" auf Lydien, cf. dagegen Felten, Apostelgesch. 1892, 80. — [6] Vergl. P. v. Tchihatchef a. a. O. 68, 73.

die Städte in Schutt und Trümmer gestürzt. Mommsen spricht davon, daß zu den Zeiten der Römer wenig Neugründungen von Städten mehr vorgekommen sind; denn es „blieb in dieser Provinz mit ihren fünfhundert Stadtgemeinden, der städtereichsten des ganzen Staates in dieser Hinsicht wohl nicht mehr viel zu stiften übrig.[1]) „Keine Provinz von allen", sagt ein in Smyrna unter den Antoninen lebender Schriftsteller, „hat so viele Städte aufzuweisen wie die unsrige und keine solche wie unsere größten. Ihr kommen zu gute die reizende Gegend, die Gunst des Klimas, die mannigfaltigen Produkte, die Lage im Mittelpunkt des Reiches, ein Kranz ringsum befriedeter Völker, die gute Ordnung, die Seltenheit der Verbrechen, die milde Behandlung der Sklaven, die Rücksicht und das Wohlwollen der Herrscher."[2]) „Kleinasien, besonders Vorderasien, war eines der reichsten Gebiete des großen Römerstaates . . ., die Summen, zu welchen die Städte Kleinasiens angesetzt waren . . . bildeten eine der bedeutendsten Einnahmequellen der Reichskasse";[3]) die Bodenkultur in dieser Heimat der Weinrebe, der Kirsche, der Kastanie, des Nußbaumes und der Platane,[4]) der Handelsverkehr auf den gewaltigen Römerstraßen, die Schiffahrt infolge der mannigfaltigen Gliederung der Küste, Gewerbfleiß, allgemeine Bildung, Kunst und Wissenschaft standen gleichmäßig auf der Höhe. Die Griechen meinten, die göttliche Gunst sei überhaupt auf Hellas und auf Jonien im besonderen herabgestiegen. Kleinasien war auch der fruchtbarste Garten der jungen christlichen Kirche: kein Land der Welt hat in den ersten Jahrhunderten der Kirche so viele Christen, so viele Heilige und große Gelehrte geschenkt.

Diese Kultur erstreckte sich nicht bloß auf einige Städte von klangvollem Namen, nein, „wo immer ein von der Verwüstung der anderthalb Jahrtausende, die uns von jener Zeit trennen, vergessener Winkel des Landes sich der Forschung erschließt, das ist das erste und das mächtigste Gefühl: das Entsetzen, man möchte sagen die Scham über den Kontrast der elenden und jammervollen Gegenwart mit dem Glück und dem Glanz der vergangenen Kaiserzeit".[5]) „Eine ungezählte Menge von Städten ist unter der verwüstenden Menschenhand bis auf geringe Reste oder auch spurlos verschwunden. Einen gewissen Überblick dieser

[1]) Mommsen a. a. O. 301. — [2]) Ibid. 327. — [3]) Ibid. 329. — [4]) Näher geschildert bei Tchihatchef 55 ff. — [5]) Mommsen a. a. O. 327.

Fülle gewährt die den Städten in Kupfer freigegebene Münzprägung der Kaiserzeit; keine Provinz kann in der Zahl der Münzstätten und der Mannigfaltigkeit der Darstellungen sich auch nur von weitem mit Asia messen".[1]) Außer den schon genannten 12 Städten an der Küste zählten wir bei Strabon in Lydien, dem Herzen von Asia, 12 größere Städte, darunter die Bischofssitze der Apokalypse, Sardes, Thyatira und Philadelphia, in Mysien das Pergamum der Apokalypse und noch sonst 12 Städtenamen, in Karien noch mehr wie 12, in Phrygien das apokalyptische Laodicea, dann Apamea, Hierapolis und noch etwa 27 andere Städte. Vergleicht man damit die Angaben bei Plinius, so vermehrt sich die Liste nicht unbedeutend. Dabei ist im Auge zu behalten, daß nach mehrfachem Geständnis Strabons die Grenzen der genannten vier großen Bezirke sich nicht scharf sonderten[2]) und ineinanderflossen. Von Tralles in Lydien sagt Strabon, sie sei wie kaum irgend eine andere Stadt stark bevölkert von wohlhabenden Leuten, die auch in den höchsten Beamtenstellungen vertreten seien;[3]) von Cibyra aber, daß diese Stadt allein 30000 Fußsoldaten und 2000 Reiter stellte.[4])

9. Welches war die Hauptstadt von Asia? Diese Frage scheint eine müßige zu sein, da man so oftmals Ephesus als die „Metropole Asiens" bezeichnet findet. Diese Stadt ist gewiß infolge der Anwesenheit des hl. Johannes später die christliche Metropole geworden, aber den Charakter der politischen Hauptstadt besaß sie im ersten christlichen Jahrhundert keineswegs. Sie wurde und wird noch immer unter ihren Schwesterstädten genannt als ehemaliger Hauptstapelplatz für den Handel, als Ziel der vielen Wallfahrten der Hellenen zum Artemistempel und als die Stadt, von welcher wir zufällig eine Anzahl schriftlich fixierter Mitteilungen aus dem christlichen Altertum besitzen. Die alte Metropole war Sardes, „eine große Stadt", „der Königssitz der Lydier".[5]) Milet heißt bei Plinius „die Hauptstadt Joniens".[6]) Derselbe nennt Pergamum, die politische Hauptstadt des Attalidenreiches, welch letzteres doch „Asia" umfaßte, „bei weitem die ausgezeichnetste Asiens".[7]) Ephesus erscheint bei Plinius als das

[1]) Ibid. 329. — [2]) Strabon l. c. XIII, 4, 12; XII, 4, 4, p. 161 und 86 f. — [3]) Ibid. XIV, 1, 42, p. 184. — [4]) Ibid. XIII, 4, 17, p. 164. — [5]) Strabon XIII, 4, 5, p. 157. — [6]) „Joniae caput" Lib. V, c. 31. — [7]) „Longe clarissimum Asiae Pergamum" ibid. c. 33.

„zweite Auge Asiens";[1]) dementsprechend bezeichnet er indirekt das vorher genannte Smyrna als das erste Auge, während Strabon letzteres als „jetzt die schönste von allen Städten" feiert.[2]) Da Strabon die Städte an der Küste des ursprünglichen Joniens schildern will, nennt er zuerst die „hervorragendsten Orte"; „ich meine", schreibt er, „Milet und Ephesus; denn diese Städte sind die vorzüglichsten und berühmtesten".[3]) Das an der großen Heerstraße, die von der Küste zum Euphrat führte, gelegene Apamea beanspruchte ebenfalls, im vordersten Rang zu stehen. Wenn man die Verhältnisse der römischen Kaiserzeit berücksichtigt, so kann man wohl sagen: Ephesus war damals die bedeutendste Stadt der früheren Küstenlandschaft Jonien, das politisch in Lydien verschwunden war und nur noch aus historischem Interesse genannt wurde. Durchaus unstatthaft aber ist es, Ephesus schlechthin als die Hauptstadt Asiens überhaupt zu bezeichnen. Von großem Interesse sind die Angaben, die von Mommsen hierüber gemacht werden. „Syrien und Ägypten gehen auf in ihren Metropolen; die Provinz Asien und Kleinasien überhaupt hat keine einzelne Stadt aufzuweisen gleich Antiochia und Alexandria; sondern sein Gedeihen ruht auf den zahlreichen Mittelstädten". Mommsen schildert weiterhin, wie die kleinasiatischen Städte nach Titeln geizten und aufeinander eifersüchtig waren, die „erste" genannt zu werden. „Vor allem war der erste Platz ein so begehrter, daß die Regierung schließlich sich dazu verstand, mehrere erste Städte zuzulassen. Ähnlich ging es mit der Metropolenbezeichnung. Die eigentliche Metropole der Provinz war Pergamon, die Residenz der Attaliden und der Sitz des Landtages. Aber Ephesus, die faktische Hauptstadt der Provinz, wo der Statthalter verpflichtet war, sein Amt anzutreten und das auch dieses „Landungsrechts" auf seinen Münzen sich rühmt, Smyrna, mit dem ephesischen Nachbar in steter Rivalität und dem legitimen ersten Recht der Ephesier zum Trotz auf den Münzen sich nennend „die erste an Größe und Schönheit", das uralte Sardeis, Kyzikos und andere mehr strebten nach dem gleichen Ehrenrechte. Mit diesen Quängeleien ... waren die Kleinasiaten der stehende Verdruß und das stehende Gespött der vornehmen Römer".[4])

[1]) „Alterum lumen Asiae" ibid. c. 31. — [2]) XIV, 1, 37, p. 180. — [3]) Ibid. 1, 4, p. 168. — [4]) Mommsen a. a. O. 303.

10. Die Herrlichkeit Asias ist dahingegangen. Mühsam muß aus dem Schutt vergangener Zeiten und Städte eine nur dürftige Kunde hervorgeholt werden. Der Untergang kleinasiatischer Städte begann schon früh, noch viel eher, ehe die Türken mordend und brennend das Land verheerten. Wohl kein Land der Welt ist so sehr und so oft das Opfer gewaltiger Erdbeben geworden als gerade dieses. Strabon berichtet z. B. von Philadelphia, daß es viel von Erdbeben heimgesucht sei. Deshalb bersten fortwährend dort die Mauern und bald leidet dieser, bald jener Stadtteil Schaden".[1] Apamea „wurde oft von Erdbeben erschüttert". „Noch letzthin zerstörte das Erdbeben Magnesia (am Sipylos), als das gleiche Unglück Sardes und den bedeutendsten der übrigen Städte in vielen Teilen großen Schaden zufügte. Der Kaiser (Tiberius) aber stellte sie wieder her, indem er Geld dazu hergab, wie er es auch vorher mit Tralles (in Lydien), als dort das Gymnasium und andere Gebäude eingestürzt waren, und bei dem Erdbeben in Laodicea gemacht hatte".[2] „Wenn es einen Ort gibt, wo es Erdbeben gibt, so ist es Laodicea und das benachbarte Karura".[3] Den vulkanischen Charakter des Landes beweisen auch die vielen heißen Quellen in Kleinasien z. B. in Hierapolis, der Bäderstadt des Altertums, und die vulkanischen Feuerausbrüche in dem danach benannten Katakekaumene.[4]

Daß auch während der ersten christlichen Jahrhunderte diese Erdbeben das beständige Leid Kleinasiens blieben, zeigt u. a. auch die Chronik des Eusebius, welcher unter den Hauptzeitereignissen immer wieder von furchtbaren Verheerungen dieses Landes berichtet. Nachdem er zum 3. Jahre des Tiberius von einem Zusammensturz von 13 Städten, darunter Ephesus, zum 19. Jahre desselben Kaiser von großen Erdbeben in Bithynien gesprochen, verzeichnet er zum 9. Jahr des Nero: „Durch Erdbeben wurden Laodicea, Hierapolis und Kolossus zerstört" — zum 8. Jahre des Trajan ein „ungeheures Erdbeben" in Kleinasien, dem 4 Städte zum Opfer fielen — zum 13. Jahre des Trajan ein gleiches Unglück in Galatien — gleichfalls zum 5. und 11. Jahr Hadrians — zum 1. Jahre des Kommodus: „Smyrna, die Stadt Asiens, ist durch Erdbeben zusammengestürzt. Um den Wieder-

[1]) Strabon l. XIII, c. 4, 10, p. 160. — [2]) Strabon XII, 8, 18, p. 104. — [3]) Ibid. 8, 16, p. 103. — [4]) Ibid. XIII, 4, 11, p. 160. Über heutige vulkanische Erscheinungen berichtet Tchihatchef a. a. O. 23 ff. 144 f., 166 ff.

aufbau zu ermöglichen, sind auf 10 Jahre die Steuern erlassen worden".[1])

Ein ganz besonderes, indessen nur langsam wirkendes Mißgeschick traf die große Handelsstadt Ephesus außer durch Erdbeben durch die Versandung ihres Hafens infolge der Schlammablagerung des Kaystros, des heutigen Kütschük-Menderes. Schon Attalus Philadelphus aus Pergamum wollte dieser Kalamität abhelfen, verschlimmerte sie aber nur noch mehr durch einen unglücklich angelegten Dammbau im Hafen.[2]) Diese Versandung bewirkte, daß Ephesus schon in der späteren Kaiserzeit seine kommerzielle Bedeutung verlor und im byzantinischen Reiche bald nur eine untergeordnete Rolle spielte.

11. Im folgenden wollen wir in kurzen Zügen die wechselnden Geschicke des besprochenen Gebietes mit besonderer Berücksichtigung des Gebietes um Ephesus behandeln, da nur durch die Erkenntnis der geschichtlichen Entwickelung eine Antwort auf bald sich erhebende Fragen, besonders auf die, wie es kommt, daß wir so weniges über Kleinasien wissen, ermöglicht wird.

Der von den Alten so hoch gefeierte Artemistempel, „eineinhalb mal so groß als der Kölner Dom" in bezug auf die Grundfläche, hat bis zum Jahre 262 nach Chr. gestanden, wo er von den Goten zerstört wurde.[3])

Als Theodosius d. Gr. am 17. Januar 395 n. Chr. sein Reich unter seine beiden Söhne Arkadius und Honorius teilte, kam Kleinasien unter oströmische Herrschaft. Wie sich unter den Byzantinern die Lage dort gestaltete, wollen wir bis zum 11. Jahrhundert auf Grund von Excerpten größtenteils aus der Weltgeschichte von J. Weiß[4]) mitteilen. 375 kommen die Hunnen über den Don und bringen die Völkerwanderung in Fluß. Dieselben brachen in Kleinasien und Palästina ein, wie uns dies eine Mimra des Syrers Cyrillonas schildert: „Täglich Unruhe, täglich unglückliche Nachrichten, stündlich Schicksalsschläge, nichts als Kämpfe. Das Morgenland hat dein Wink in die Gefangenschaft abgeführt, und seine zerstörten Städte bleiben unbewohnt . . . der Norden ist bedrängt; ihre Schwerter würgen unsere Söhne . . . aber auch der Süden, wo Christus seine Wunder wirkte, wird

[1]) Eusebii Pamphili Chronic. can. libri duo ed. Aug. Maius etc. Mediolani 1818, p. 369, 375, 380—387. — [2]) Strabon l. XIV, 1, 24, p. 176. — [3]) K. L. 4, 688. — [4]) 4. Aufl. Graz 1897, Band IV.

durch die grausamen Hunnen verheert". Nach dem Tode des großen Theodosius führten die Westgoten unter Alarich „offenen Krieg von den Gestaden der Donau bis zu den Mauern von Konstantinopel". Illyrien, Macedonien, Thessalien wurden verheert, die Männer niedergehauen, die Frauen fortgeschleppt. Ja, selbst Kleinasien litt unter den Verheerungen, und der Dichter Claudian schildert, wie die Weiden in Kappadocien in Rauch aufgehen, wie der Halys rot von Blut sei, wie der Kiliker hinter seinen Bergen sich nicht mehr verteidigen könne, die lieblichen Gestade Syriens verwüstet seien und man am Orontes keine Lieder höre, kein freudiges Volk mehr sehe" (S. 600).

Im 6. Jahrhundert begann man in Ephesus Stadtteile zu verlassen und neue zu gründen.[1])

Während der ersten zwölf Jahre der Regierung des byzantinischen Kaisers Phokas (610—641) eroberten die Perser Syrien, Ägypten und Kleinasien. 622 wurden die Perser besiegt, aber erst 628 mit Siroes der Friede geschlossen, in welchem die Perser die Provinzen und das in Jerusalem geraubte hl. Kreuz zurückgaben.

Der erste Nachfolger Muhammeds des „Propheten", nämlich Abu-Bekr (632—634) führte die fanatischen Araberscharen nach Syrien und Persien, um die „Ungläubigen" bis auf den letzten Mann auszurotten. Sein blutiges Werk setzte Omar (634—644)[2]) fort, der 635 Damaskus eroberte und von Süden und Osten Kleinasien bedrängte. Man hat ausgerechnet, „daß in der Zeit seiner Herrschaft an die 30000 Städte, Dörfer und Schlösser zerstört und verwüstet und 14000 christliche Kirchen verbrannt oder in Moscheen umgewandelt worden seien".[3]) Ihm wird auch die absichtliche Zerstörung großer Bibliotheken zugeschrieben.

Nach dem Tode Omars entstanden im arabischen Reiche Thronstreitigkeiten. Kaum waren die Wirren beendigt, als der Kampf gegen die Griechen wieder begann. „692 und 693 wurde in Armenien und Kleinasien ... wieder gestritten" (Weiß S. 53).

[1]) T. 66. — [2]) Seit dieser Zeit werden auch die Reisen nach dem Orient seltener, und dadurch gehen viele Kenntnisse über den Osten dauernd verloren. K. Ritter, Erdkunde von Asien, 1850, 15. Teil, S. 36: „Weit gefahrvoller ... wurden die Pilgerreisen, als die Anhänger Muhammeds die Sieger in Palästina und dem ganzen byzant. Orient geworden waren." Seit 634, „seitdem die Kalifen ihre Moscheen in Jerusalem und in der ganzen Levante erbauten" und Herren von Asien geworden waren, wurden „die Pilgerreisen dorthin ein Martyrertum". — [3]) Holzwarth, Weltgeschichte 1885, B. II, 498.

Das Jahr 694 heißt das „Jahr des Brandes", wegen der großen Anzahl Kirchen, die allein in Armenien verbrannt wurden.

Unter Welid I. (705—715) dehnte sich das Reich der Moslimen gewaltig aus. „In Armenien und Kleinasien errangen die Araber Erfolge; beide Länder waren fortwährend den muselmännischen Raubzügen ausgesetzt" (O. 54).

Von der Zeit des Mahdi (775—785) heißt es: „Gegen Byzanz wurden glückliche Kriege geführt, Angora (im mittleren Kleinasien) genommen, Phrygien besetzt, ganz Kleinasien durchstreift" (S. 71). Und von Harun Arraschid (786—809), dem Zeitgenossen Karls d. Gr.: Er war im Kampfe gegen die Byzantiner glücklich, „gegen die er achtmal zu Felde gezogen sein soll. Einmal drangen die Araber bis Ephesus vor" (S. 74). Kleinasien blieb bis zur Zeit der Seldschuken unter arabischem Joche.

Dies ist auch die Zeit des kirchlichen Niederganges des alten Asia. „Unter der Metropole Ephesus enthielt es 43 Bischofssitze, von denen die meisten im 8. und 9. Jahrhundert zu Grunde gingen".[1]) Erinnern wir uns auch daran, daß um diese Zeit die Jerusalemer Legende sich durch Germanus († 733), Andreas von Kreta († 720) und Johannes Damascenus († vor 754) allmählich um konkretere Züge bereichert und entwickelt.

12. Nachdem die Araber auf ihren asiatischen Eroberungszügen das Perserreich und das davon nordöstlich gelegene Turkestan für den Islam gewonnen hatten, sandte letzteres Land ungezählte fanatische, räuberische Horden, die sog. Türken, nach dem christlichen Westen. Wir stützen uns jetzt im weiteren Verfolg der Geschichte des Bezirkes um Ephesus herum auf das ausgezeichnete Werk des größten deutschen Kenners der türkisch-osmanischen Geschichte, des Orientalisten Jos. Freiherr von Hammer-Purgstall († 1856), welcher seine „Geschichte des Osmanischen Reiches" größtenteils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven herausgab.[2])

Unter den gegen Ende des 10. Jahrhunderts durch den einheimischen Herrscher Ahmed-Chan zum Islam gezwungenen Bewohnern Turkestans, den sog. Turkmanen, erhob sich die Familie Seldschuk zu großem Ansehen. Toghrul, der Enkel Seldschuks, erhielt den Titel eines „Fürsten der Fürsten". Ihm folgte 1063

[1]) K. L. 7, 782. — [2]) I. Band: „Von der Gründung des Osmanischen Reiches bis zur Eroberung Konstantinopels, Pest 1827.

sein Neffe Alparslan, welcher an der Spitze türkischer Reiterei über den Euphrat setzte, Cäsarea, die Stadt des hl. Basilius in Kappadocien plünderte, dann Phrygien verheerte, bis es dem byzantinischen Kaiser Romanos Diogenes gelang, den türkischen Seldschuken zurückzudrängen. Alparslan kehrte bald mit großer Heeresmacht zurück und der griechische Kaiser verlor 1071 die Schlacht und das Leben. Der Sohn Alparslans, Melek-Schah, „der größte Herrscher der Seldschuken", besaß ganz Kleinasien, Arabien und Mittelasien.

Melek-Schah überließ seinem Vetter Suleiman, einem Urenkel Seldschuks, 1074 die Herrschaft über Kleinasien, wodurch die seldschukische Dynastie Kleinasiens begründet wurde. Der Sohn Suleimans, Kilidscharslan, schlug in Ikonium seine Residenz auf. Kleinasien wurde um diese Zeit der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Kreuzfahrern und Seldschuken. Auf Kilidscharslan folgte Mesud, der 47 Jahre über ganz Kleinasien herrschte († 1156). Die Herrschaft der folgenden Seldschuken ist angefüllt mit Bruderkriegen und den mannigfachsten Grausamkeiten.

Von 1243 ab überfluten die Mongolen plündernd Kleinasien, und die Nachkommen Seldschuks werden jetzt Vasallen des Chans der Mongolen. 1307 macht der Mongolenchan Ghasan dem Leben des letzten Seldschuken, Alâddins II., und damit der ganzen Dynastie ein Ende.

Auf den Trümmern der seldschukischen Herrschaft erhoben sich jetzt in Kleinasien 10 selbständige Emirate, welche ganz Kleinasien bis östlich zum Halys umfaßten. Die morgenländischen Schriftsteller nennen diese Emire „Könige der Völker", und noch heute tragen die kleinasiatischen Bezirke die Namen dieser Türken. „In Mysien herrschte Karasi, in Lydien Sfarru-Chan und Aidin, in Karien Mentesche."

Im Nordwesten Kleinasiens, an der Grenze des byzantinischen Reiches, saß Ertogrul, der Vater Osmans (1258—1326), des Begründers der heutigen osmanischen Dynastie. Die erste Kriegstat Osmans war die Plünderung eines griechischen Schlosses, dessen Bewohner er zu Sklaven machte. „Seine erste Sorge war, in seiner Residenz die Kirche des Ortes in eine Moschee zu verwandeln."

Das Leben Osmans ist eine Kette von Raubzügen, blutigen Taten, Verwandtenmord, Weiberraub und Erbeutung von Sklaven.

Die anderen in der Küstengegend hausenden Emire verwüsteten die Kleinasien vorgelagerten Inseln und mordeten und plünderten in den Seestädten. „Dreißig türkische Schiffe landeten auf Chios und zerstörten das ganze Eiland. Die zurückgebliebenen Bewohner wurden bis auf die wenigen, welche sich in das feste Schloß geworfen, alle insgesamt ermordet."

Die Geschichte dieser zehn Emire ist in der Tat mit Blut geschrieben. Umurbeg drang plündernd bis Kenchrea vor, welches er „eroberte, durch Plünderung und Mord ausleerte, die ausgelieferte Stadt verbrannte (S. 70). Die lydischen Städte Sardes und Tyraia (das heutige Tire) fielen. Es folgte 1307 das nur zehn Stunden von Tyraia „entfernte Ephesus durch Saisan, den Schwiegersohn und ehemaligen Diener des Herrn von Karien (Mentesche), welcher zwar den freien Abzug der kostbaren, dem Gottesredner (Theologos) und dem geliebten Jünger, dem hl. Johannes, und der Mutter Christi geweihten Kirchengefäße von Ephesus gestatteten, die Einwohner aber dann (gegen sein gegebenes Wort) teils unbarmherzig hinschlachtete, teils aus Furcht vor einem Aufstande wegschleppte und in Tyraia einsperrte."[1]) (S. 70 f.)

Hiermit verschwindet Ephesus als christliche Stadt aus der Geschichte; es bleibt noch eine Zeitlang ein türkisches Standlager, bis allmählich das Schweigen des Todes sich auf die Ruinen der Stadt hinabsenkte (Tafel I, Bild 1).

Wer sein Leben bei diesen türkischen Überfällen, welche unter dem Deckmantel der „Bekehrung der Ungläubigen" gingen, retten wollte, mußte dem Christentum abschwören. „Dreifacher Abfall wurde überall von den Türken veranlaßt: von Vaterland, Eltern, Glauben." (S. 94). Besonders hatten sie es auf die Christenknaben abgesehen, welchen der Islam und der Kriegsdienst unter den Janitscharen aufgezwungen wurde. In den Kirchen wurden die Altäre umgestürzt und statt des nicänischen wurde das islamitische Glaubensbekenntnis hingeschrieben. Die brauchbaren männlichen Christen mußten als Galeerensklaven angeschmiedet die Ruder der vielen türkischen Raubschiffe bewegen; die untauglichen wurden

[1]) Die Kirchengefäße gehören zur Doppelkirche der hl. Gottesmutter und des hl. Johannes. Der ganze Bericht steht bei Georgios Pachymeres in seiner Geschichte des Kaisers Andronikos des Paläologen (1282—1328). M. P. G. 144, 646 f.

hingeschlachtet, während die Frauen und Jungfrauen als Opfer der verkommenen Soldateska mitgeschleppt wurden. Die eroberten Städte wurden stets der allgemeinen Plünderung preisgegeben und dann in Brand gesteckt. Es war den Türken eben jedes Mittel recht, die Macht der verhaßten Christen zu schwächen.

Der Emir Aidin ließ sich in Magnesia am Mäander nieder und gab der Stadt seinen Namen. Sein Gebiet entsprach in etwa der früher Jonien genannten Küstenlandschaft Lydiens, wozu noch im Hinterlande das zerstörte Tralles und Philadelphia (=Alaschehr) — letzteres mit ziemlich großer Selbständigkeit — gehörten.

Umurbeg, der Sohn des Fürsten Aidin, nannte sich den Herrn von Smyrna, Ephesus und der anderen jonischen Städte. Das Türkenlager Ephesus ist demnach durch irgend welche Umstände von dem Karier Saisan an die Familie Aidins gekommen. Umurbegs Leben war das eines beutegierigen Piraten, der auf seinen Streifzügen die Gegenden von Gütern und Menschen leerte. „Brennende Scheuern und das Geschrei geraubter Kinder und Weiber verkündeten, wo er landete. 1349 stirbt Umurbeg, als er eben Smyrna an die Lateiner verloren hatte.

Bajesid I. (1389—1402), der dritte Nachfolger Osmans, bestieg als Brudermörder den osmanischen Thron in Kleinasien mit der ausgesprochenen Absicht, die übrigen Emirate Kleinasiens zu zertrümmern und alles unter ein Zepter zu bringen. Bald gehörten ihm von den zehn Fürstentümern sieben, darunter auch das lydisch=jonische Gebiet von Aidin und Ssaruchan, ebenso das karische des Menteschе. Bajesids länderauskehrendes Heer zog mit Feuer und Schwert die Städte und Dörfer verheerend durch ganz Kleinasien. Jährlich wurden von ihm neue Christenknaben ausgehoben und zum Islam und Soldatenstand gezwungen. Seine, sowie überhaupt die berühmtesten osmanischen Staatsmänner und Feldherren waren meistens geborene Griechen. „So erneuerte sich die Kraft des türkischen Despotismus aus dem Herzblut der Christenheit“ (S. 233).

Um diese Zeit spie Asien neue Horden aus, die noch grausamer als die Türken in Kleinasien hausten. Der Mongole Timur (1366—1405) faßte in maßlosem Ehrgeiz den Plan, die Welt zu erobern, damit, wie nur Ein Gott sei, auch nur Ein Herrscher auf Erden wäre. Die von Bajesid vertriebenen Emire

und Familien flohen zu Timur und suchten ihn zu bewegen, nach Kleinasien herüber zu kommen. Den Weg des Eroberers bezeichneten die sog. Schädelpyramiden; nämlich jeder seiner Krieger hatte die strenge Pflicht, nach der Schlacht mindestens einen Kopf eines Feindes abzuliefern, die dann mit Lehm und Kalk aufeinandergeschichtet wurden. Timur zerstörte alles, was ihm in den Weg kam, verbrannte Kirchen, Moscheen und Bibliotheken und raubte alle Beuteschätze, welche die Türken von ihren Plünderungszügen nach Kleinasien zusammengebracht hatten. Kein Christ konnte bei ihm auf Gnade hoffen, wenn er nicht als Sklave zu verwenden war, nur die Moslimen schonte er öfters. Nachdem im Auftrage Timurs zwei mongolische Hordenführer das Gebiet des alten Lydiens verheert hatten, während er selbst in das nordwestliche osmanische Kernland vordrang, erschien er am 1. Dezember 1402 vor Smyrna, welches die Rhodiserritter 1349 dem Umurbeg wieder entrissen hatten. Timur forderte die Ritter „zur Bekehrung zum Islam" auf (S. 330 f.). Die christlichen Bewohner flohen zum Meere; aber „tausend derselben wurden vor Timur geführt, und alle samt Weibern und Kindern ohne Ausnahme niedergehauen; weil aber die Zahl zu klein war, um daraus einen gewöhnlichen Schädelobelisk als Eroberungsdenkmal aufzuführen, wurden diesmal Schädel und Steine abwechselnd so geschichtet, daß jedesmal zwischen zwei Steinen ein Schädel hervorgrinste" (S. 333). „Smyrna war das Ziel, welches Timur seinen Eroberungen im Westen gesteckt, und von wo er seinen Reiche zertretenden Fuß wieder zurück nach Osten wandte. Dreißig Tage lang verweilte er im Lager zu Ephesus, von den aus der Gegend zusammengetriebenen Einwohnern ihre Schätze erpressend und ihre Städte verheerend. Byzantinische und osmanische Geschichtschreiber bezeugen einstimmig die auf diesen Streifzügen verübten Grausamkeiten, die letzteren aber insbesondere einen Mord unschuldiger Kinder, grausamer als der des Herodes" (S. 334). Die Kinder einer dortigen kleinasiatischen Stadt, der Timur sich nahte, gingen betend dem Eroberer entgegen, die Suren des Korans betend, um Schonung der Stadt und ihres Lebens flehend. Der gefühllose Barbar ließ seine Reiterei vorgehen und „Koran und Kindergehirne zusammenstampfen"!

1402 fiel auch der Osmane Bajesid in die Hände Timurs, der diesen in der Gefangenschaft für sich zu gewinnen verstand.

Er bat Timur, dem unaufhörlichen Blutvergießen ein Ende zu machen, da sonst Vorderasien „als die Zufluchtsstätte und das Bollwerk des Islams“ (S. 325, 340) ganz von Verteidigern des Islams entvölkert würde. Der Mongole verteilte Kleinasien unter die Söhne Bajesids und ging nach dem Osten zurück, wo er 1405 starb.

Seit dieser Zeit bis auf heute ist Kleinasien im Besitz der Osmanen. Wie eine Lawine, die alles zusammenballt, hat die osmanische Dynastie zuerst weite Länderstrecken Asiens unter sich vereinigt, dann, nach vielen Einfällen in Europa, das byzantinische Reich zertrümmert und am 3. Mai 1453 die Kaiserstadt Konstantinopel erobert, die von Menschen und Schätzen ausgeleert, dann aber durch die Osmanen wieder mit neuen Kolonisten bevölkert wurde.

Nachdem die Horden Timurs 30 Tage in den verlassenen Wohnungen von Ephesus ihr Quartier aufgeschlagen und von da aus ringsum das Land ausgesogen hatten, verschwindet der Name von Ephesus in der Geschichte. Nur ab und zu hat ein Europäer später die Stätte aufgesucht, um im Schutt der Ruinen Erinnerungen an eine schönere Vergangenheit aufzusuchen. Das ist das tragische Schicksal des Schönen auf Erden: es reizt des Menschen gierige Leidenschaften und geht als Zankapfel der Mächtigen elend zu Grunde. Und wie Ephesus ein Kirchhof vergangener Zeiten ist, so ist dies auch das ganze ehemalige Asia, das nur noch in Trümmern zu uns redet, und dessen Geschichte nur wenige Spuren uns zurückgelassen hat.

Hoffentlich wird es der aufblühenden christlichen Kultur, den christlichen Großmächten, europäischem Fleiße wieder gelingen, unter dem Walten der göttlichen Vorsehung Kleinasien eine neue Blüteperiode zu schenken. In steigendem Maße interessiert sich Europa für dieses unglückliche Land, dessen Geschichte wie keine andere uns über den völkermordenden Fluch des Islam belehrt. Als Christen denken wir mit besonderer Wehmut an die glücklichen Zeiten des Landes zurück, da der hl. Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, dort in Asia das edelste Gesittung, Kultur, Kunst und Wissenschaft in unversieglichem Maße schaffende Christentum als erster Apostel predigte, und da die hl. Jungfrau der Provinz Asia durch ihre Anwesenheit während ihrer letzten Lebensjahre eine besondere Weihe gab.

Zweites Kapitel.

Johannes der Evangelist als der Apostel von Asia.

1. In einer dem hl. Ildephonsus von Toledo († 667) zugeschriebenen Homilie heißt es über das Lebensende der hl. Jungfrau: „Wenn jemand aus Frömmigkeit und aus frommer Neugier wissen will, was die hl. Jungfrau nach der Himmelfahrt des Herrn getan hat, wie heilig und gerecht sie gelebt hat, mit wem sie zusammen gewohnt hat, so scheint dies Gott allein und dem Erzengel Gabriel bekannt zu sein ... auch dem Johannes, dem geliebten Jünger des Herrn, da er am Kreuze sie zu seiner Obhut und Sorge erhielt".[1]) Der Jünger, „welchen Jesus liebte", der „auch beim Abendmahl an seiner Brust gelegen",[2]) ward vom sterbenden Heilande auch gewürdigt, der lebenslängliche treue Hüter der jungfräulichen Gottesmutter zu sein. Da Maria an Johannes gewiesen wurde, so ist der Schluß berechtigt: wo Johannes sich befand, da war auch die hl. Jungfrau. Wenn aber nach der allgemeinen Annahme Maria gegen 48 gestorben ist, so erhebt sich die Frage, *wann* der hl. Johannes Jerusalem endgültig verlassen, und *wo* er das Evangelium verkündigt hat. Diese Frage ist leider nicht mit absoluter Gewißheit zu beantworten, da wir aus dem kirchlichen Altertum nur sehr dürftige, zum Teil sogar sich widersprechende historische Angaben besitzen. Wir hoffen aber im folgenden unsere teils stärkeren, teils schwächeren Argumente zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, woraus sich ein sehr hoher Grad der Wahrscheinlichkeit ergibt, daß Johannes *frühzeitig* in *Asia* als Apostel tätig gewesen ist.

2. Vergebens suchen wir in der Apostelgeschichte Aufschlüsse, da dieselbe so wenig ihrem Titel entspricht, daß sie eingehend nur von den Aposteln Petrus und Paulus spricht, Johannes dreimal als Begleiter des hl. Petrus nennt (3, 1; 4, 13; 8, 14), in einem einzigen Satze die Hinrichtung Jakobus d. Ä. berichtet, zweimal von Jakobus, „dem Bruder des Herrn", Nachricht bringt und von den übrigen Aposteln nur einfach die Namen aufzählt. Dieses Schweigen geht aus der Tendenz des Verfassers, des hl.

[1]) M. P. L. 96, 262 f. — [2]) Joh. 11, 23; 21, 7, 20.

Lukas, als Begleiter des hl. Paulus hervor, welcher dem Heidenchristen Theophilus in Rom genaue Mitteilungen über die Abschaffung des Judentums und die heidenchristliche Tätigkeit des hl. Paulus verschaffen wollte. Aber selbst die Nachrichten über den großen Völkerapostel werden nicht zum vollständigen Abschluß gebracht.

Theophilus als Römer und ehemaliger Heide besaß ein besonderes Interesse, Näheres über das Wirken des hl. Petrus in heidenchristlichem Sinne bis zu dessen Ankunft in Rom und über die ihm so sympathische Missionstätigkeit des hl. Paulus zu erfahren. „Da die Judenchristen und judaisierenden Irrlehrer im ersten Jahrhundert mit ihren unberechtigten Ansprüchen die Kirche verwirrten, so mußte Theophilus darüber unterrichtet werden, daß das Judentum vollständig abrogiert, und daß den Heiden die Freiheit vom mosaischen Gesetz garantiert sei. Im Evangelium ist dies theoretisch geschehen, hier geschieht es geschichtlich".[1]) Felten bezeichnet als Zweck der Apostelgeschichte, daß sie den göttlichen und universalen Charakter des Christentums an seiner vom Heiligen Geiste bewirkten Ausbreitung geschichtlich nachweisen will, diesen Nachweis aber in innige Beziehungen zu den beiden Aposteln bringt, die dem Theophilus bekannt waren, und über deren Wirken er unterrichtet worden war, nämlich zu den Aposteln Petrus und Paulus".[2])

Wir erfahren deshalb in der Apostelgeschichte vom hl. Johannes nichts anderes, als daß er gemeinschaftlich mit Petrus bald nach der Herabkunft des heiligen Geistes zunächst in Jerusalem, dann in Samaria predigte. Verbinden wir hiermit mehrere Berichte des Evangeliums, so läßt sich leicht erkennen, daß zwischen Petrus und Johannes ein besonders enges Freundschaftsverhältnis bestand.

3. Der Heiland gab den Aposteln den Auftrag, der ganzen Welt das Evangelium zu verkündigen, „allen Völkern von Jerusalem angefangen";[3]) sie sollten seine „Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde".[4]) Es war von jeher die Überzeugung in der Kirche, daß die Apostel nicht willkürlich, sondern auf Grund eines bestimmten Verteilungsplanes in die Welt gingen, und man hat gern das

[1]) Kaulen, Einleitung in die hl. Schrift 1890, 449 f. — [2]) Felten, Die Apostelgeschichte. Freiburg 1892, S. 8. — [3]) Luk. 24, 47. — [4]) Apostelgesch. 1, 8.

Walten der Vorsehung, die Führung des heiligen Geistes darin erkennen zu müssen geglaubt. Eine große Anzahl Väter spricht von dieser „Teilung" in dem Sinne, daß die Apostel einem Lande ihre besondere Tätigkeit widmen wollten, ohne indessen anderen Völkern ihr Interesse zu versagen. Der hl. Paulus erhielt nach dem hl. Isidor von Sevilla (Paulo cum ceteris nulla sors propria traditur) kein besonderes Missionsgebiet,[1]) sei es, daß er erst nach der Teilung sich den Aposteln anschloß, sei es, was wahrscheinlicher ist, daß er als Heidenapostel der Apostel für alle Provinzen des römischen Kaiserreichs war, wo sich wichtige heidnische Städte befanden. Bezüglich der Art dieser Verteilung der Welt sagt der Kirchenhistoriker Rufinus, daß sie durch das Los (sorte) erfolgt sei,[2]) eine Auffassung, der sich auch Sokrates in seiner Kirchengeschichte (l. I. c. 19) anschloß. Leo der Gr. spricht einfach von einer Verteilung der Welt, die nach dem Pfingstfeste stattfand.[3]) Baronius faßt in seinen Annalen a. a. 44 alle ihm bekannten Mitteilungen aus dem Altertum zusammen, indem er schreibt: „Die Apostel verteilten unter sich die Provinzen des Erdkreises, um sich einzeln dorthin zu begeben".[4])

4. Nach den übereinstimmenden Nachrichten der ersten christlichen Jahrhunderte fiel dem hl. Johannes Ev. die römische Provinz Asia als Missionsgebiet zu. Mancherorts spricht der hl. Irenäus von Lyon[5]) († nach 200) hierüber, dann Tertullian,[6]) Eusebius von Cäsarea, welcher sich auf Irenäus, Tertullian und Origenes beruft, schließlich Hieronymus. „Von den heiligen Aposteln und Jüngern unseres Erlösers", so schreibt Eusebius im 1. Kap. des 3. Buches seiner Kirchengeschichte, „die sich über die bewohnte Erde zerstreuten, erhielt Thomas, wie in der Überlieferung enthalten ist, Parthien, Andreas Scythien, Johannes aber Asien, wo er sich aufhielt, und wo er in Ephesus starb.... Dies sagt wörtlich Origenes im 3. Bande seiner exegetischen Schriften über die Genesis in genauer Angabe". Irenäus beruft sich für seine Ansicht über das Lebensalter des Heilandes auf die „Älteren, welche in Asien mit dem hl. Johannes, dem Schüler des Herrn, zusammen waren. Er verweilte aber unter ihnen bis zu den Zeiten des Trajan" (98—117). Die

[1]) E. J. 72. — [2]) M. P. L. 21, 478. — [3]) Ibid. 54, 424. — [4]) „His institutis ... diviserunt sibi ad quas singuli proficiscerentur Orbis terrae provincias. — [5]) M. P. G. 7, 785, 845, 852, 1207. — [6]) M. P. L. 2 49.

verschiedenen Nachrichten des hl. Hieronymus,[1]) welcher sich vorzüglich auf Eusebius stützt, erscheinen auszugsweise im Römischen Brevier zum 27. Dezember.

5. Von entscheidender Bedeutung wäre es, eine authentische Nachricht über den Zeitpunkt zu besitzen, wann Johannes sich nach Asia begab. Aber leider sind es nur apokryphe Schriften, die uns über diese Frage Bescheid geben wollen. Klemens von Alexandrien († bald nach 211) zitiert aus der vor 150 entstandenen, apokryphen „Praedicatio Petri" ein Wort: „Deshalb sagt Petrus, der Herr habe den Aposteln geboten.... Nach zwölf Jahren gehet hinaus in die Welt, damit niemand (von den Juden) sprechen könne: Wir haben das Evangelium nicht gehört."[2])

Dieselben zwölf Jahre erscheinen auch in den von Bonnet herausgegebenen apokryphen Petrusakten, welche wahrscheinlich um 200 geschrieben sind. „Nachdem die zwölf Jahre, die ihm (Petrus) der Herr vorgeschrieben hatte, erfüllt waren, zeigte ihm Christus folgendes Gesicht",[3]) nämlich nach Italien zu reisen. Ohne Zweifel beruht ein bei Eusebius (H. e. 5, 18) erscheinendes Zitat aus Apollonius († gegen 212) auf der gleichen apokryphen Quelle: „Er erzählt als aus der Überlieferung stammend, daß der Herr seinen Aposteln aufgetragen habe, zwölf Jahre lang nicht von Jerusalem fortzugehen". Hippolytos von Theben schrieb später sicher unter dem Einfluß dieser Tradition, Johannes habe mit Maria elf Jahre lang zu Jerusalem gewohnt. Der auf Hippolytos sich stützende Mönch Epiphanius (um 800) konnte daher berichten: „Verschiedene sagen, daß niemand der zwölf Apostel sich auf längere Zeit von Jerusalem während ihres (Mariens) Leben entfernte".[4]) Diesem folgend, malt Johannes Kyriotes Geometres im 10. Jahrhundet näher aus, daß Maria „gewissermaßen der Mittelpunkt oder die Wurzel und Seele" der jungen Kirche unter den Aposteln in Jerusalem gewesen sei.[5])

Eine andere Auffassung vertreten die sogen. Clementinischen Rekognitionen (ein kurz nach 200 entstandenes Apokryphon), welche den Aufenthalt in Jerusalem auf sieben Jahre beschränken, während die lateinischen Transitusberichte A und B dafür nur

---

[1]) Ibid. 23, 247 f., 625; 26, 145, 433; 27, 661—604. — [2]) M. P. G. 5, 1378; 9, 263 und Diekamp l. c. 92. — [3]) Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 1904, S. 396. — [4]) Dreffel, l. c. 39. — [5]) Diekamp, Hippolytos l. c. 94.

zwei Jahre angeben.[1]) Die zwölf Jahre der „praedicatio Petri“ sind auch deshalb verdächtig, weil in den gnostischen Kreisen die „Überlieferung“ kursierte, Christus sei nach der Auferstehung noch elf bis zwölf Jahre mit seinen Aposteln zusammen gewesen.[2]) Die übrigen Transitusberichte in allen Redaktionen geben, wie wir bei der Besprechung des Transitus sahen, alle an, Johannes sei vor dem Tode der hl. Jungfrau in Asia tätig gewesen. Würde man auch die sogen. „zwölf Jahre des Apollonius“ annehmen, so würden diese bis zum Jahre 44 führen, wobei noch bis zum fast allgemein angenommenen Todesjahr der hl. Jungfrau ein Zeitraum von vier Jahren für einen Aufenthalt in Asia übrig bliebe. Eusebius, welcher das Fragment des Apollonius gerettet hat, macht sich diese Meinung von den zwölf Jahren nicht zu eigen, da er die Reise des hl. Petrus nach Rom auf das Jahr 42 ansetzt. Baronius folgt in seinen Annalen zwar der Angabe des Apollonius a. a. 44, weist aber auf deren Ungenauigkeit hin, da „nach dem Zeugnisse aller Petrus schon im zweiten Regierungsjahr des Kaisers Klaudius (41—54) nach Rom gekommen ist“. Da Markus alsbald nach der Ankunft in Rom sein Evangelium schrieb, welches mit den Worten schließt: „Sie aber gingen hin und predigten überall, und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch die darauf folgenden Wunder“,[3]) so gehe hieraus klar hervor, daß schon wenigstens zwei Jahre vor der oben angenommenen Zeit die Apostel sich zerstreut hatten.[4]) In demselben Abschnitt zum Jahre 44 unter n. 29 spricht Baronius über die Reise des hl. Johannes nach Asia. „Daß aber zugleich mit Johannes die heiligste Gottesgebärerin und Jungfrau Maria gereist ist und zu Ephesus bei ihm gewohnt hat, das wird durch das Synodalschreiben der hochheiligen Kirchenversammlung von Ephesus an den Klerus von Konstantinopel von jener heiligen Schar Bischöfe nicht undeutlich angezeigt (non obscure significatur)“.

Tillemont war trotz seiner entschiedenen Abneigung gegen apokryphe Literatur geneigt, diesen Zeitraum von zwölf Jahren anzunehmen, „aber“, so erklärt er selber, „wir wagen es nicht auf Grund unserer angestellten Untersuchungen“. „Es steht fest,

[1]) Tischendorf, Apocal. Apocryphae 125. — [2]) Migne, Dictionnaire des apocr. I, 1191 ff.; cf. auch Diekamp l. c. 93. — [3]) Mark. 16, 20. — [4]) Baronius l. c. a. a. 44 sub XIII.

daß die Apostel sich gleich nach der Steinigung des hl. Stephanus (im Jahre 34) noch nicht zerstreuten." Die Apostelgeschichte berichtet nämlich über die an den Tod des hl. Stephanus sich anschließende Verfolgung: „Es erhob sich aber an jenem Tage eine große Verfolgung gegen die Kirche zu Jerusalem, und alle zerstreuten sich in die Gegenden von Judäa und Samaria, die Apostel ausgenommen".[1]) „Als Petrus einige Zeit nachher mit Johannes nach Samaria gesandt wurde, kehrten sie beide nach Jerusalem als zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte zurück." „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Apostel sich durch die Welt zerstreut haben, bevor die Kirche durch die Taufe des Kornelius den Heiden geöffnet wurde." „Anderseits sehen wir, daß Paulus, als er im Jahre 37[2]) nach Jerusalem kam, anders keinen Apostel dort fand als Petrus und Jakobus, den Bruder des Herrn." Denn der hl. Paulus schreibt im 1. Kapitel des Galaterbriefes (V. 18, 19): „Hierauf, drei Jahre später, kam ich nach Jerusalem, um Petrus zu sehen, und blieb bei ihm fünfzehn Tage; einen anderen aber von den Aposteln habe ich nicht gesehen als Jakobus, den Bruder des Herrn." „Dies drängt uns zu der Annahme, daß die anderen nicht da waren. Und in der Tat sagt hierzu der hl. Hieronymus, daß sie sich schon über die ganze Erde verteilt hatten, um das Evangelium zu predigen, eine Ansicht, die der hl. Anselmus und andere sich zu eigen gemacht haben." „Hiermit scheint im Widerspruch zu stehen, daß der hl. Lukas die Taufe des Kornelius erst nach der Ankunft des hl. Paulus schildert. Aber er behauptet nicht, daß dies die geschichtliche Reihenfolge sei; es kommt sehr oft bei den Historikern vor, um den logischen Zusammenhang nicht zu zerreißen, daß sie nicht immer an die zeitliche Aufeinanderfolge sich halten. So hindert uns diese Stelle bei Lukas gar nicht, anzunehmen, daß Kornelius bald nach dem Jahre 35 getauft wurde und daß die Apostel sich um das Jahr 36 zerstreut haben. Diese Annahme wird begünstigt durch die Nachricht von der Gründung der Kirche in Antiochia, welche nach Eusebius um das Jahr 36 stattfand." „Nachdem der hl. Paulus von Antiochia nach Jeru-

[1]) Apostelgesch. 8, 1. — [2]) Tillemont setzt die Bekehrung Pauli in das Jahr 34; Knabenbauer S. J. nach Cornely in dasselbe Jahr (Comm. in actus apost. 1899, 16); Belser nimmt 35, Felten 37 an. Der Besuch Pauli in Jerusalem fand drei Jahre nach der Bekehrung statt.

salem zurückgekehrt war, wo ihn Paulus im Jahre 37 traf, begab er sich wahrscheinlich nach Pontus, Asien, Galatien usw. und endlich um 42 nach Rom".[1]) Es ist dies die Reise nach der wunderbaren Errettung Petri aus dem Gefängnisse, von welcher Lukas dem Römer Theophilus, der hier zwischen den Zeilen zu lesen verstand, nach Rom schrieb: „Er ging hinaus und begab sich an einen anderen Ort".[2])

Die zwischen 150 und 180 entstandenen gnostischen Johannesakten schweigen sowohl über die Zeit der Ankunft des hl. Johannes in Asia als auch über das Lebensende der hl. Jungfrau. Sie beginnen gleich mit der Schilderung der Reise des Apostels von Milet nach Ephesus. „Johannes eilte nach Ephesus, von einem Gesichte getrieben". Auf dem Wege hätte er die Stimme vernommen: „Johannes, du sollst in Ephesus deinem Herrn den Ruhm verschaffen, den du kennst, du und alle Brüder mit dir, und manche von denen, die dort durch dich glauben werden".[3]) „Die altkirchliche Tradition von dem Aufenthalte des Apostels Johannes in Ephesus ... erhält durch die acta Joannis ihre Bestätigung. Die Ankunft daselbst wird als etwas Außerordentliches sogar feierlich eingeleitet. Was ihr vorhergegangen ist, läßt sich mit den gegenwärtigen Textmitteln nicht einmal erraten".[4]) Über den historischen Wert dieser Akten urteilt ihr Herausgeber Zahn, daß sie ein Gedicht sind, in welchem Überlieferung und freie Erfindung ohne äußerlich erkennbare Grenzen verschmolzen sind".[5])

Suchen wir uns in die gottbegeisterte Seele des Lieblingsjüngers hineinzudenken, den der Heiland wegen seines Eifers einen „Donnersohn"[6]) nannte, so wird er von heiliger Ungeduld erfüllt gewesen sein, in das von der Vorsehung ihm zugewiesene städtereiche Asia zu eilen. Dieses hochkultivierte Land der Philosophen und Dichter mußte den „Adler" unter den Theologen zum schnellsten Fluge reizen. Daher sagt der hl. Johannes Chrysostomus in seiner ersten Homilie über den Epheserbrief: „Dem Leibe nach wohnte er in Asien, wo von alters her alle Philosophenschulen philosophiert haben".... In ihrer Mitte erstrahlte (sein Ruhm)". Was hätte diesen seeleneifrigen Jünger auch

[1]) T. M. I, 653 ff. — [2]) Apostelgesch. 12, 17. — [3]) Hennecke l. c. 432 f. — [4]) Hennecke, Handbuch zu den Neutestamentlichen Apokryphen, Tübingen 1904, S. 494. — [5]) Ibid. 543; ähnlich B. A. L. I, 441. — [6]) Mark. 3, 17; Luk. 9, 54.

länger an Jerusalem fesseln können? Die Freunde der Jerusalemer Legende behaupten, er habe dort die hl. Jungfrau beschützt und bewahrt. Aber warum war dann vom Apostelkollegium nicht Johannes, sondern Jakobus zum Bischof von Jerusalem bestimmt worden? Konnte er in seinem Lande Asia denn nicht der hl. Jungfrau einen ruhigeren und sichereren Lebensabend verschaffen als in dem Lärm des christenfeindlichen, durch stets neue Aufstände heftig bewegten Jerusalem? Wer darf denn von der starkmütigen Jungfrau, die unter dem Kreuze stehen geblieben war, so sentimental denken, daß sie sich wegen der Erinnerungen an ihren Sohn nicht von Jerusalem trennen mochte! Und waren zudem diese Erinnerungen nicht überaus blutiger, herzzerreißender Art? Die hl. Jungfrau hätte es als Gewissenssache angesehen, wenn Johannes sich auch nur einen Tag unnötig ihretwegen dem Apostolate hätte entziehen müssen, da doch auch diesem der Auftrag galt: „Gehet hin und lehret alle Völker"! Warum findet Paulus bei seinem ersten Besuche in Jerusalem weder Johannes noch Maria? Warum finden sich bei keinem authentischen Schriftsteller Spuren, warum in Jerusalem gar keine Erinnerungen an eine apostolische Tätigkeit des hl. Johannes? Erst im 5. oder 6. Jahrhundert beginnen die Torheiten der Apokryphen, die uns mehr und mehr von Jerusalem zu fabulieren wagen. Wenn es in der Apostelgeschichte heißt, daß im Jahre 34 von Jerusalem „alle sich zerstreuten in die Gegenden von Judäa und Samaria, die Apostel ausgenommen", wird da nicht Johannes in kluger Vorsicht auch Maria, dieses ihm anvertraute teuerste Erbstück des sterbenden Erlösers, irgendwo in Sicherheit gebracht haben — zunächst vielleicht in Judäa? Johannes begab sich daher frühzeitig nach Asia und trägt deshalb den Titel „Apostel Asiens", was unmöglich der Fall wäre, wenn ein anderer Apostel ihm dort zuvorgekommen wäre, und Johannes, wie Nirschl sonderbarer Weise behauptet, erst nach dem Jahre 70 — also als nahezu siebzigjähriger Greis — sich nach Asia begeben hätte.[1])

6. Wenn die heilige Schrift sich auch nicht klar über den Aufenthalt des hl. Johannes in Asia ausspricht, so finden wir doch verschiedene Angaben, welche mindestens Vermutungen in uns erwecken können.

---

[1]) N II, 9 ff.

a. Über den Besuch des hl. Paulus in Jerusalem im Jahre 37, wo er niemand außer Petrus und Jakobus fand (Gal. 1, 19), wurde schon oben berichtet.

b. Nach seiner wunderbaren Errettung aus dem Gefängnis im Jahre 42 — kurz nach der Hinrichtung des Zebedaiden Jakobus, des Bruders des hl. Johannes — „kam (Petrus) zum Hause der Maria, der Mutter Johannes' mit dem Zunamen Markus, wo viele versammelt waren und beteten" (Apostelgesch. 12, 12). Diese Stelle der Apostelgeschichte hat später in den Transitusapokryphen eine große Verwirrung angerichtet, da sie veranlaßte, daß man Maria und dem Apostel Johannes in Jerusalem den Besitz eines eigenen Hauses zuschrieb. Petrus erzählte in dem Hause die merkwürdigen Begebenheiten und sprach: „Verkündet dies dem Jakobus und den Brüdern"! (Apostelgesch. 12, 17). Warum nennt er den aufs innigste mit ihm befreundeten Apostel Johannes nicht? „Aus der Art und Weise, in welcher Petrus redet, folgt, daß kein anderer Apostel mehr in Jerusalem weilte, und Jakobus (der „Bruder des Herrn") der Vorsteher und Mittelpunkt der dortigen Gemeinde war".[1])

c. Nach dem Berichte der Apostelgeschichte (11, 17—20) entstand unter Kaiser Klaudius (41—54) eine große Hungersnot, weshalb man in Antiochia beschloß, den in Judäa notleidenden Brüdern eine Unterstützung zu senden. „Dies taten sie auch, indem sie an die Presbyter schickten, durch die Hand des Barnabas und des Saulus". Im zweiten Jahre des Klaudius war nach Sueton „große Hungersnot".[2]) Da Lukas diese Kollektenreise in Zusammenhang mit dem Martyrium des hl. Jakobus und der Gefangennahme des hl. Petrus schildert, so fällt diese in das Jahr 42 oder 43. Warum sind hier Presbyter und nicht die Apostel genannt? „Da hier die Presbyter als Vertreter der Gemeinde erscheinen und nicht die Apostel, müssen wir annehmen, daß Saulus und Barnabas deshalb an die Presbyter, statt an die Apostel nach Jerusalem geschickt wurden, weil von letzteren vielleicht bloß noch Jakobus, wahrscheinlich aber gar keiner der Zwölfe anwesend war".[3]) Paulus begründet eben mit dem Bericht über die Verfolgung der beiden Apostel, warum das Kollektengeld an die Presbyter abgegeben wurde!

---

[1]) Felten, Apostelgeschichte 239. — [2]) Ibid. 228. — [3]) Ibid. 229.

d. Auf die Tätigkeit des hl. Johannes um jene Zeit läßt die Schilderung des Apostelkonzils im Jahre 51 einen Lichtstrahl fallen. Durch eine himmlische Vision belehrt, hatte Petrus in dem römischen Hauptmann Kornelius den ersten Heiden in die Kirche aufgenommen (Apostelgesch. 10). Als man in Jerusalem von der Taufe der heidnischen Familie erfuhr, und Petrus dorthin zurückkehrte, „stritten die, welche aus der Beschneidung waren" — also die Judenchristen — „gegen ihn und sprachen: Warum bist du zu den Unbeschnittenen eingekehrt und hast mit ihnen gegessen?" (Apostelgesch. 11, 2 f.)

Die Aufregung der Judenchristen steigerte sich immer mehr infolge der erfolgreichen Tätigkeit des hl. Paulus, welcher sich vorwiegend der Predigt unter den Heiden widmete. Da erschienen aus Judäa Judenchristen in Antiochia, dem eigentlichen Mittelpunkt der Heidenchristen, und sprachen: „Wenn ihr euch nicht gemäß dem Gebrauche des Moses beschneiden lasset, so könnt ihr nicht selig werden." (Apostelgesch. 15, 1.) Es wurde nach heftigem Streite beschlossen, daß Paulus und Barnabas „zu den Aposteln und Vorstehern wegen dieser Streitfrage nach Jerusalem hinaufziehen sollten". Die Kirche stand, menschlich gesprochen, vor einer Krisis. Denn auch als Christen betrachteten sich die Juden als bevorzugte Nation; dann fürchteten die Judenchristen durch das numerische Übergewicht der Heidenchristen in den Hintergrund gedrängt zu werden. Damals bestand noch der Tempel mit seinem prächtigen Gottesdienst, an welchem die Judenchristen regelmäßig Anteil nahmen. Ferner bewirkte das jüdische Gesetz eine Vereinigung sämtlicher Juden; eine Losreißung vom Zeremonialgesetz war eine Losreißung von der jüdischen Nation. Schließlich bestand eine tiefe Kluft zwischen Juden und Heiden, welche die ersteren gründlich verachteten. Es war für die Heidenchristen schon ein großes Opfer, mit den Judenchristen in *eine* Kirchengemeinschaft zu treten, und nun sollten sie sich gar noch den jüdischen Beschneidungs- und Speisegesetzen u. a. unterwerfen!

Vierzehn Jahre nach seinem ersten Besuch in Jerusalem, also im Jahre 51, erscheint Paulus zum Apostelkonzil. „Ich ging aber hin", schreibt Paulus (Gal. 2, 1) „... und legte ihnen das Evangelium vor, das ich unter den Heiden verkünde".

Das Apostelkonzil sicherte auf den Vorschlag des hl. Petrus hin und infolge der Schilderung des Barnabas und Paulus über

ihre Missionstätigkeit den Heidenchristen ihre Freiheit vom mosaischen Gesetze zu. In diesem Beschlusse hatte der hl. Paulus endlich eine scharfe Waffe gegen die vielen judenchristlichen Quertreiber in der Hand.

Die Apostel erkannten die besondere Berufung des hl. Paulus zum Heidenapostel an, während sie selber, den schwierigen Zeitverhältnissen Rechnung tragend, sich mehr dem Apostolate unter den Juden zunächst widmen wollten. Hierüber berichtet Paulus: „Als sie sahen, daß mir das Evangelium bei den Unbeschnittenen anvertraut ist, wie dem Petrus bei den Beschnittenen . . ., und da sie die Gnade erkannten, die mir verliehen ist, gaben Jakobus und Kephas und Johannes, welche als Säulen galten, mir und Barnabas die Hand zur Gemeinschaft, daß wir uns an die Heiden, sie aber sich an die Beschnittenen wendeten.“ [1]) Paulus arbeitete daher in dieser Beziehung unabhängig von den anderen Aposteln, suchte die Heidenzentren auf und hatte die Sorge, daß die eminent wichtigen Grundsätze des Apostelkonzils überall in der heidenchristlichen Welt den jüdischen Anfeindungen zum Trotz zur Geltung kamen. Hierdurch wurde Paulus der eigentliche Völkerapostel, welcher selbst in Städten, wo judenchristliche, von den Aposteln gegründete Gemeinden bestanden, wie z. B. Antiochia, Rom, vielleicht auch Ephesus, seine Missionstätigkeit begann und eine parallele, heidenchristliche Gemeinde gründete, die nach und nach mit der judenchristlichen sich verband, sobald man sich gegenseitig kennen und verstehen gelernt hatte. Indessen wendete Paulus sich in seinen Predigten zuerst an die Juden, wie der Heiland dies selbst geboten hatte, und nahm die, welche sich über die nationalen Vorurteile hinwegsetzen konnten, in seine Gemeinde auf. Daß der hl. Lukas dem Theophilus, welcher ein so lebhaftes Interesse für die Entwicklung des heidenchristlichen Problems besaß, nichts über die judenchristlichen Gemeinden mitzuteilen hatte, mochten sie von Petrus oder Johannes gegründet sein, ist selbstverständlich.

Nach den Worten des Galaterbriefes ist Johannes ein „Apostel der Beschneidung“, freilich nicht im ausschließlichen Sinne, da auch er die Heiden, welche ihre Vorurteile überwinden konnten, in das Christentum aufnahm.

---

[1]) Gal. 2, 7—9.

Tillemont charakterisiert die Tätigkeit des hl. Johannes also: „Er trug vorzüglich Sorge für die Juden; deshalb gestattete er auch die Übung des (mosaischen) Gesetzes, um der jüdischen Schwäche möglichst entgegen zu kommen. Ja, Irenäus bezeichnet ihn als einen derjenigen, die das Gesetz am treuesten beobachteten. Er feierte Ostern (in judenchristlicher Weise) am 14. Nisan, was Veranlassung war, daß dieser Gebrauch sehr lang in Asia andauerte".[1])

Auf Bitten der „Bischöfe Asias" — also alle Gemeinden sahen in ihm den Oberhirten — schrieb er später in Ephesus sein Evangelium und zwar für einen nichtjüdischen Leserkreis.

Wenn Johannes im Jahre 51 seine Aufgabe zunächst in der Verkündigung des Evangeliums an die Juden erblickt, so meint er damit doch nicht bloß die Juden Palästinas, da durch die vereinte Predigt der Apostel in den ersten Jahren nach der Himmelfahrt hier alles zur schnellen Entscheidung gedrängt worden war. Aber gab es denn in dem „Fünfhundertstädteland" Asia viele Juden? Streber führt im Kirchenlexikon aus, daß es im römischen Kleinasien viele Judenfamilien gab. „So versetzte z. B. Antiochus der Gr. nach Lydien und Phrygien 2000 Judenfamilien aus Babylonien und Mesopotamien (J. Remond, Versuch einer Gesch. der Ausbreitung des Judentums, Leipzig 1789, 58 ff,). Von Phrygien aus wanderten diese ohne Zweifel nach Pamphylien und Galatien usw. und ließen sich zuletzt auch auf den Inseln des mittelländischen Meeres nieder".[2]) Befragen wir den Juden Flavius Josephus, diesen Zeitgenossen der Apostel, so gesteht dieser zunächst, es gebe kein Volk auf Erden, wo sich nicht Niederlassungen von Juden fänden.[3]) Er teilt eine ganze Anzahl Erlasse des Senates und des Julius Cäsar mit, welche den Juden große Freiheiten sichern; merkwürdiger Weise beziehen sich diese Verordnungen meistens auf die Juden von Asia. Sie sollen als Freunde und Bundesgenossen der Römer ganz nach ihren Bräuchen leben dürfen und brauchen kein Geld zu den heidnischen Opfern beizutragen. Eine Verordnung lautet folgendermaßen: „Der Imperator Dolabella an den Rat, die Vorsteher und die Gemeinde von Ephesus. Da Theodors Sohn Alexander in seiner Eigenschaft als Gesandter von Alexanders

[1]) T. M. I, 355. — [2]) K. L. 7, 776. — [3]) Flavii Josephi Opera rec. G. Dindorf, Paris, B. J. 2, 16, 4.

Sohn Hyrkan, dem Hohenpriester und Landesfürsten der Juden, mich davon in Kenntnis gesetzt hat, daß seine Landsleute am Kriegsdienste nicht teilnehmen können, weil sie am Sabbate weder Waffen tragen, noch marschieren dürften und ihre vorschriftsmäßigen und hergebrachten Nahrungsmittel sich nicht verschaffen könnten, so befreie ich sie kraft dieses, ebenso wie meine Amtsvorgänger, von allem Kriegsdienste. . . .[1]) Dann folgt ein Beschluß, wodurch alle kleinasiatischen Juden vom Kriegsdienst entbunden werden.[2]) „Der Proquästor und Proprätor L. Antonius an die Archonten, den Rat und die Gemeinde von Sardes. Nachdem die Juden, die das römische Bürgerrecht haben, mich angegangen und mir erklärt haben, sie hätten nach ihrem Gesetz von jeher eigene Zusammenkünfte und einen eigenen Gerichtshof, vor dem sie ihre Verträge bekräftigen und ihre Streitigkeiten schlichten ließen, so bestimme ich auf ihr Ansuchen um meine Zustimmung zu dieser Einrichtung, daß sie in ungestörtem Besitze derselben zu belassen sind.“[3]) Auch die Juden der Stadt Ephesus wurden von der römischen Gerichtsbarkeit ausgenommen; die Stadt Laodicea wurde ermahnt, die Juden ruhig ihre Sabbate und Festtage feiern zu lassen, sonst würde sie ähnlich wie die Stadt Tralles von den Römern dazu gezwungen werden.[4]) Eine ähnliche Verordnung ging nach Milet. In einem für die Juden sehr liebenswürdigen Beschluß der Stadt Pergamum glaubt die dortige Obrigkeit daran erinnern zu können, „wie schon zu den Zeiten Abrams, des Stammvaters aller Hebräer, unsere Vorfahren laut amtlicher Nachrichten mit denselben befreundet gewesen“.[5]) Die Stadt Halikarnaß bedroht „im Hinblick auf das Bündnis und gute Einvernehmen der Römer mit den Juden“ den mit Geldstrafen, welcher die Juden irgendwie an ihren religiösen Bräuchen hindern würde. Die Stadt Sardes beschließt: „Wir Rat und Gemeinde auf den Antrag der Stadtobersten. Nachdem unsere jüdischen Mitbürger, die sich von der Stadtgemeinde immer ganz besonderer Gunstbezeugungen erfreuen, Rat und Gemeinde angegangen haben“. . ., ihnen einen Tempelbauplatz anzuweisen, — „haben wir beschlossen, ihnen denselben zu gestatten, sodann ihnen auch von den Stadtobersten geeignete Bau- und Wohnplätze nach ihrer Wahl an-

[1]) A. I. 14, 10, 12. Zugleich unter Benutzung der Übersetzung von Prof. Dr. Fr. Kaulen. — [2]) Ibid. 10, 13. — [3]) Ibid. 10, 17. — [4]) Ibid. 10, 20. — [5]) Ibid. 10, 22.

weisen zu lassen".[1]) Flavius Josephus bringt schließlich noch eine Reihe von Rom aus ergangener Verordnungen, wodurch den asiatischen Juden besonders in Sardes und Ephesus das Recht, Tempelgelder nach Jerusalem zu schicken, gesichert wird.[2]) Es steht außerdem aus der Apostelgeschichte fest, daß sich in den kleinasiatischen Städten viele Juden befanden. Johannes, „der Apostel der Beschneidung", hatte demnach ein Arbeitsfeld, wie ihm kein zweites die Erde bieten konnte.

e. Auf seiner zweiten Bekehrungsreise (51—54), die von Syrien nordwärts durch Kleinasien ging, wollte der hl. Paulus von Osten aus in das Herz von Asia hineindringen. „Als sie aber Phrygien und Galatien durchzogen, ward ihnen vom heiligen Geiste gewehrt, das Wort Gottes in Asien zu verkünden. Und da sie nach Mysien kamen, versuchten sie nach Bithynien zu gehen; aber der Geist Jesu ließ sie nicht. Nachdem sie nun an Mysien vorbeigezogen waren, gingen sie hinab nach Troas."[3]) Warum wohl werden die Glaubensboten zweimal gehindert, zu den volkreichen Gegenden sich zu begeben? Der hl. Johannes Chrysostomus meint, zunächst weil der hl. Geist Paulus nach Europa berief, dann aber, weil die dortigen Städte Johannes lange Zeit zur Verfügung haben würden und vielleicht der Tätigkeit des hl. Paulus nicht sehr bedurften.[4]) Auf der dritten Missionsreise weilte der Völkerapostel von 55—57[5]) ununterbrochen in Ephesus; die Provinz Asia hat er außer der wichtigen Handelsstadt Ephesus, diesem Ziel großer heidnischer Wallfahrten, nie weiter betreten und auch keine Jünger dort hineingeschickt.

f. Die Apostelgeschichte bringt über den Aufenthalt des hl. Paulus in Ephesus ganz eingehende Nachrichten. Als Paulus von seiner dritten Reise (um 58 oder 59) über Macedonien aus Griechenland zurückkehrte, fuhr er an Ephesus vorbei, „damit er in Asien nicht aufgehalten würde", nach Milet. „Von Milet aber sandte er nach Ephesus und berief die Vorsteher der Kirche. Als sie nun zu ihm kamen und beisammen waren, sprach er zu ihnen: Ihr wisset, wie ich vom ersten Tage an, da ich nach Asien gekommen, die ganze Zeit hindurch unter euch gewesen bin"[6]) . . . „Und nun siehe, ich weiß, daß ihr alle, unter denen ich das

[1]) Ibid. 10, 24. — [2]) 16, 6, 1—7. — [3]) Apostgesch. 16, 6—8. — [4]) M. P. G. 60, 248. — [5]) Nach Felten 54—56. — [6]) Apostelgesch. 20, 16—18.

Reich Gottes verkündend hindurchging, mein Antlitz nicht mehr sehen werdet".[1]) Bald darauf redet der hl. Paulus diese Vorsteher ausdrücklich als Bischöfe an. Waren vielleicht in Ephesus zwei Bischöfe, ein judenchristlicher und ein heidenchristlicher, ähnlich wie noch jetzt im Orient in einer Stadt mehrere Bischöfe verschiedener Riten und Nationalitäten sind? Der hl. Irenäus sagt, es seien auch die Nachbarbischöfe von Ephesus nach Milet gerufen worden.[2]) Wer hat diese denn eingesetzt? Die Apostelgeschichte berichtet nicht, daß der hl. Paulus sie ordiniert habe; vielleicht weist das Wort des Apostels an diese Vorsteher: „Habet acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, in welcher euch der Heilige Geist gesetzt hat, zu regieren die Kirche Gottes" daraufhin, daß ein anderer als Paulus ihr geistlicher Vater gewesen ist. Schließlich legen die Ausdrücke oben „hindurchging" und „vom ersten Tage an" nahe, daß Paulus diese Bischöfe schon bei seiner ersten Ankunft vorgefunden hat. Bei dieser Stelle der Apostelgeschichte drängt sich lebhaft die Vorstellung von judenchristlichen Gemeinden auf, die in Ephesus und Umgegend bestanden, über die aber Lukas seiner Tendenz gemäß nur andeutungsweise hinweggeht.

g. Der erste Petrusbrief beginnt mit den Worten: „Petrus, Apostel Jesu Christi, den auserwählten Pilgrimen der Zerstreuung in Pontus, Galatien, Kappadocien, Asien und Bithynien . . ., Gnade euch und Friede in immer reicherer Fülle". Dieser Brief setzt die Existenz des Christentums in Asia und Bithynien voraus, wohin zu gehen, der heilige Geist den Heidenapostel abgehalten hatte. Es wäre sehr wichtig, die Abfassungszeit dieses Briefes feststellen zu können. . . . „Die Konjekturen, welche in dieser Beziehung aufgestellt worden sind, bewegen sich innerhalb des Zeitraumes vom Jahre 42—66".[3]) Beda Venerabis und Hugo Grotius setzten die Abfassung in die Regierungszeit des Kaisers Klaudius (41—54), Baronius in das Jahr 45, Foggini innerhalb der Jahre 42 und 49, Weiß, Petrinischer Lehrbegriff in das erste Jahr des Nero, also in das Jahr 54 oder 55.[4]) Auf jeden Fall ist der Brief vor der Neronischen Verfolgung geschrieben. Hundhausen, welcher der bis jetzt noch vielfach verbreiteten Meinung folgt, die Blüte des Christentums in Asia

[1]) Ibid. v. 25. — [2]) Adv. haer. 3, 14, 2. — [3]) Hundhausen, Das erste Pontifikalschreiben des Apostelfürsten Petrus. Mainz 1873, S. 90. — [4]) Ibid. cf. Anmerkung.

hänge mit der ephesinischen Tätigkeit des hl. Paulus zusammen, glaubt deshalb, der Brief sei nach 57, etwa 63/64, entstanden. Aber Paulus ist nicht der Apostel von Asia, sondern Johannes, und das Aufblühen der christlichen Kirche in Asia brauchte nicht auf den hl. Paulus zu warten, der außer mit Ephesus mit keiner einzigen der hunderten Städten von Asia in nachweisbarer Verbindung gestanden hat. Dem hl. Paulus war es auch verwehrt gewesen, in Bithynien zu predigen. „Wer die ersten Verkündiger des Evangeliums in Bithynien gewesen und welche Orte es waren, an denen die ersten christlichen Gemeinden blühten, wissen wir nicht. Aber daß das Christentum in ziemlich früher Zeit schon in Bithynien eine bedeutende Ausbreitung erlangt, dafür zeugt jener merkwürdige Brief, welchen Plinius d. J. im Jahre 110 an Kaiser Trajan richtete und worin er ernste Klage führt über den Zerfall des heidnischen Kultus und die große Ausbreitung des Christentums in den Städten und auf dem Lande".[1]) Warum soll denn, wie Nirschl tut, ziemlich alles in Kleinasien auf den hl. Paulus, der das Glück besitzt, in dem hl. Lukas uns einen treuen Chronisten seiner Missionsreisen schenken zu können, zurückgeführt werden und der Lieblingsjünger des Herrn dabei in seiner eigentlichen Missionsprovinz fast leer ausgehen? Menschlich gesprochen ist es doch ein Zufall, — der Wunsch eines Römers Theophilus — daß wir so eingehend über die heidenchristliche Tätigkeit des hl. Paulus unterrichtet sind. Doch wir kommen auf das Verhältnis des hl. Paulus zu Ephesus noch zurück.

h. Der Apostel Paulus hat in Phrygien, welches bald zu Asia gerechnet, bald für sich genannt wird,[2]) durch seinen Schüler Epaphras, einen geborenen Heiden, in Kolossä, „einer volkreichen, wohlhabenden und großen Stadt"[3]), eine heidenchristliche Gemeinde gestiftet. Der hl. Paulus schrieb an diese Gemeinde von Rom aus um das Jahr 63 einen Brief, worin er auch Grüße an die Nachbargemeinden in Laodicea und Hierapolis aufträgt, um die der gleichfalls in Rom in Gefangenschaft weilende Epaphras „viele Sorge trägt".[4]) Wie wir noch sehen werden, hatten aber die Städte Laodicea[5]) und Hierapolis den judenchristlichen, vom hl. Johannes herrührenden Oster-

[1]) Ibid. 68. — [2]) Apostelgesch. 2, 9, 10. — [3]) Xenophon, Anab. 1, 2, 6. — [4]) Kol. 4, 13. — [5]) In Laodicea gab es auch eine Johanneskirche, welche Justinian wieder herstellte: Procopius l. c. 328 (de aedif. V, 9).

ritus. Nach Laodicea sendet Johannes eines der sieben Sendschreiben der Apokalypse; als Bischof von Hierapolis bezeichnet man aber seit jeher Papias, „einen Hörer des Johannes, einen Freund des Polykarpus, einen Mann des grauen Altertums", (Irenaeus), der außer Johannes noch andere unmittelbare Jünger des Herrn kannte und eine Erklärung von Aussprüchen des Herrn schrieb.[1]) In der dortigen Gegend besteht eine Tradition, daß Johannes nach dem Jahre 42 Hierapolis zum Ausgangspunkt wichtiger Missionsreisen bis zum Gebiet der Parther und zum Pontus Euxinus, dem Norden Kleinasiens, gemacht hätte. In diesem nördlichen Gebiet liegt die Provinz Pontus, an welche ebenfalls der hl. Petrus seinen ersten Brief adressiert hat. Bei Baronius a. a. 44 findet man die aus Metaphrastes stammende Nachricht vom Aufenthalt des hl. Johannes in Hierapolis und Phrygien. An derselben Stelle findet sich die durch Jesuitenmissionäre konstatierte Lokaltradition, daß Johannes auf seinen Missionsreisen südöstlich bis Bassora am Persischen Meerbusen gekommen sei.[2]) Beziehen sich die Grüße des Heidenapostels auf dem Epaphras befreundete Judenchristengemeinden in Laodicea und Hierapolis, oder sind dort schon neben den johanneischen jetzt heidenchristliche Gemeinden entstanden, die sich bald miteinander verschmolzen haben?

7. Der hl. Johannes leitet die Apokalypse mit sieben Sendschreiben „an die sieben Gemeinden in Asien" ein. „Ich Johannes", so heißt es in der Geheimen Offenbarung, „euer Bruder und Mitgenosse in der Drangsal und im Königtum und in der Geduld in Christus Jesus, war auf der Insel, die Patmos[3]) heißt, um des Wortes Gottes und um des Zeugnisses willen. Da ward ich im Geiste (verzückt) an dem Tage des Herrn, und ich hörte hinter mir eine starke Stimme, wie von einer Posaune, die sprach: Was du schaust, schreibe in ein Buch und sende es den sieben Gemeinden in Asien, nach Ephesus, nach Smyrna, nach Pergamum, nach Thyatira, nach Sardes, nach Philadelphia und nach Laodicea".[4]) Aus den Schreiben geht hervor, daß der hl. Johannes mit diesen sieben bischöflichen Gemeinden wohl bekannt ist und zu den Bischöfen selbst im Verhältnis eines Vorgesetzten steht, der teils Lob, teils ernsten Tadel ausspricht. Die

[1]) B. A. L. I, 537—541. — [2]) E. J. 76, 77. — [3]) Diese Insel liegt südwestlich von Ephesus, nahe der Küste. — [4]) Apok. 1, 9—11.

Apostelgeschichte mit ihren genauen Notizen über die kleinasiatische Wirksamkeit des hl. Paulus berichtet uns anderes nichts bezüglich der oben genannten Gemeinden in Asia, als die ununterbrochene Tätigkeit in Ephesus von 55—57, und der Kolosserbrief enthält einen Gruß an die Gemeinde von Laodicea. Wer anders hat daher die Bischöfe dieser Gemeinden eingesetzt und diese Kirchen selbst gegründet als Johannes, der Oberhirt von Asia? Wir würden über den Zeitpunkt der Gründung dieser Gemeinden große Klarheit besitzen, wenn wir erfahren könnten, *wann* die Visionen der Apokalypse geschaut wurden, also *wann* Johannes nach Patmos verbannt war. Die Mahnungen an die Bischöfe setzen voraus, daß das Christentum schon länger dort bestanden hat: denn z. B. der Bischof von Ephesus — wohl nicht der hl. Timotheus, sondern der judenchristliche Bischof — wird durch den hl. Johannes getadelt: „Aber ich habe wider dich, daß du deine erste Liebe verlassen hast. So gedenke nun, von wo du herabgesunken bist, tue Buße und übe die ersten Werke; wo nicht, so komme ich schnell über dich und werde deinen Leuchter von seiner Stelle rücken, wenn du nicht Buße tust".[1]) Wie wenig Sicheres wir über die Zeit der Verbannung nach Patmos wissen, zeigen zwei Artikel des Kirchenlexikons, wovon der eine über die „Apokalypse" dieselbe mit Entschiedenheit in die Zeit des Kaisers Nero (54—68) verlegt, während der zweite auf Grund des Zeugnisses des hl. Irenäus über „Johannes der Apostel" für die Zeit Domitians (81—96) sich ausspricht. Die Argumente für die Zeit Neros lauten: a. das 11. Kapitel setzt die Existenz des jüdischen Tempels in Jerusalem voraus. „Läßt man die Apokalypse unter Domitian entstanden sein, dann wäre das 11. Kapitel ein so schlecht durchdachtes vaticinium post eventum, daß es die Leser sofort entweder von dem Mangel aller prophetischen Begabung oder von der Ungeschicklichkeit des Schriftstellers überzeugen müßte". Die Verbannung nach Patmos fällt also in die Zeit der Christenverfolgung vor der Zerstörung des Tempels im Jahre 70, d. i. in die neronische Verfolgung. b. die Exegese der Stelle aus Apok. 17, 7—12, wo das Weib (Rom) geschildert ist, sitzend auf sieben Bergen; fünf seiner Könige sind gefallen; „*der eine* ist, und der andere ist noch nicht, und wenn er kommt, so soll er nur kurze

[1]) Apok. 2, 4, 5.

Zeit bleiben". Juden und Griechen betrachteten Julius Cäsar als den ersten Kaiser, Nero als den sechsten. „Der sechste Nero ist an der Regierung. Auf Grund seiner Christenverfolgung nach Patmos verbannt, hat Johannes daselbst die Offenbarung geschaut, aber da ihre Abfassung nach 9, 1 nicht mit dem Zeitpunkt des Schauens zusammenfällt, sie erst nach dem Tode des Nero unter Galba, dessen Regierung in der Vision als eine kurze geweissagt wird, schriftlich herausgegeben".[1]) — Die in die Zeit der Kaiser Domitian (81—96), Nerva und Trajan (98—117) zurückreichende jüdische Apokryphe „Apokalypse Baruch" lehnt sich an vielen Stellen an die „Geheime Offenbarung" an,[2]) setzt also voraus, daß die johanneische Schrift nicht frisch entstanden, sondern ziemlich bekannt war. „Das vierte, unter Domitian abgefaßte Buch Esdras hat (ebenso) die apostolische Apokalypse nachgeahmt und gibt so ein mittelbares Zeugnis für den früheren Ursprung an die Hand".[3])

Die Nachricht, daß der hl. Johannes unter Domitian nach Patmos verbannt wurde, beruht einzig und allein auf einer kurzen Nachricht beim hl. Irenäus; alle anderen Nachrichten aus dem Altertum berufen sich ausdrücklich auf Irenäus: ergo testis unus. Daß auch Irenäus über Nachrichten aus der apostolischen Zeit sich täuschen konnte, zeigt seine Meinung, der Heiland wäre nahezu 50 Jahre alt geworden, „wie dies all die Ältern bezeugen, die in Asien bei dem Jünger des Herrn waren, und Johannes selbst habe dies überliefert. Er blieb aber bei ihnen bis zur Zeit Trajans".[4])

Da Irenäus (Adv. haer. 5, 30) über die Schwierigkeit, den Namen des Antichristen, dessen Zahlenwert 666 sei (Apok. 13, 18), näher zu bestimmen, spricht, sagt er, die Abfassung der Apokalypse nähere sich fast seinem Zeitalter,[5]) gegen Ende der Herrschaft des Domitian (Neque enim ante multum temporis visum est, sed pene sub nostro saeculo ad finem Domitiani imperii).[6]) Auf diesem einen Satze beruht die ganze Tradition von der Verbannung des hl. Johannes nach Patmos unter der Herrschaft Domitians. Irenäus spricht sonst nirgendwo in seinen Werken von

[1]) K. L. I, 1024 f. — [2]) Ibid. 1027 u. 1058. — [3]) Ibid. 1033. — [4]) M. P. G. 7, 785. — [4]) „Harvey, der jüngste Herausgeber der Werke, berechnet das Jahr 130, andere gehen sogar bis 115 hinauf." — [5]) K. L. 6, 867. — [6]) M. P. G. 7, 1207.

Nero oder Domitian. Da Nero auch Domitius hieß, so wäre eine Verwechselung leicht möglich gewesen. In dem Artikel „Apokalypse" wird näher ausgeführt, wie es kam, daß Irenäus „in betreff der Abfassungszeit der Apokalypse sich täuschen konnte." [1])

Der zweite, welcher über die Verbannung des hl. Johannes spricht, ist der Afrikaner Tertullian (gegen 160 geboren). Er führt in seiner Schrift de praescriptione aus, daß allein die von den Aposteln gegründeten Kirchen ein vollgültiges Zeugnis über die apostolischen Traditionen ablegen könnten, nicht aber die Häretiker, zumal diese Kirchen auch die authentischen Originaltexte der Schriften besäßen. „Wohnst du Griechenland nahe, wohlan, gehe nach Korinth. Bist du nicht weit von Macedonien, so hast du Philippi und Thessalonika. Kannst du nach Asien gelangen, so hast du Ephesus. Bist du aber Italien nahe, so hast du Rom, wo auch uns die (apostolische) Autorität zur Verfügung steht. Was ist dies eine glückliche Kirche! Ihr haben die Apostel die ganze (christliche) Lehre zugleich mit ihrem Blute geschenkt, wo Petrus dem Herrn in seiner Leidensart verähnlicht wird, wo Paulus mit dem Tode des Johannes (Baptista) gekrönt wird, wo der Apostel Johannes in siedendes Öl getaucht wird, aber nicht dabei leidet und auf die Insel verbannt wird." [2])

Obwohl das Martyrium der Apostelfürsten Petrus und Paulus unter Nero stattfand und Tertullian das Ereignis mit dem hl. Johannes im Zusammenhang damit erwähnt, bleibt die Frage nach der Zeit der Verbannung hier offen. Eine dritte Nachricht erhalten wir von dem Zeitgenossen des hl. Irenäus und Tertullians, nämlich von Klemens von Alexandrien (150 bis etwa 215). „Höre aufmerksam .... auf die so wahre Geschichte des Johannes, welche uns treu überliefert und dem Andenken besonders empfohlen wurde. Da nach dem Tode des Tyrannen Johannes von der Insel Patmos nach Ephesus zurückkehrte, begab er sich zu den benachbarten Provinzen, teils um Bischöfe einzusetzen, teils um neue Kirchen zu gründen und auszugestalten." [3]) Wäre unter dem „Tyrann" Domitian zu verstehen, so war Johannes damals stark über 90 Jahre alt und wohl nicht imstande, große apostolische Reisen zu unternehmen, zumal da uns der hl.

[1]) K. L. 1, 1033. — [2]) M. P. L. 2, 49 (de praescr. c. 36). — [3]) M. P. G. 20, 257.

Hieronymus von der Gebrechlichkeit des hl. Johannes in seinem hohen Greisenalter spricht.

Der hl. Epiphanius (315—403) schreibt in seinen Haereses (51, 33): „Er (Johannes) hat einst unter dem Kaiser Klaudius (41—54) jenes Gesicht geschaut, als er auf der Insel Patmos sich aufhielt."[1]) Dieser Irrtum des hl. Epiphanius beweist zum mindesten, daß man zu seiner Zeit darüber im unklaren war, wann Johannes verbannt worden war. „Auch Trajan kommt an die Reihe in einer dem Bischof Dorotheus (6. Jahrh.) zugeschriebenen Synopsis ... Dafür, daß die Verbannung unter Nero geschehen sei, spricht die Überschrift der Apokalypse in der syrischen Übersetzung und Theophylakt."[2])

Die Meinung des hl. Irenäus hat sich durch den Umstand Bahn gebrochen, daß Eusebius (265—340) die betreffenden Worte mit ausdrücklicher Berufung auf Irenäus in seiner Kirchengeschichte zitierte.[3]) Dasselbe geschieht auch in der Chronik des Eusebius.[4])

Derselbe Kirchenschriftsteller zitiert aus Tertullian, daß nach dem Tode Domitians die Verbannten wären zurückgerufen worden, dann aus Profangeschichten, daß die Regierungsverordnungen Domitians vom Senate als ungültig erklärt worden wären. „Daß damals nach der Verbannung auf die Insel Johannes seinen Aufenthalt in Ephesus wieder aufnahm, meldet uns die alte Überlieferung".[5]) Hat vielleicht Johannes im hohen Alter den Wanderstab bei Seite gelegt und Ephesus zum endgültigen Ruhesitz sich ausersehen? Kein Apostel mit Ausnahme des hl. Petrus hatte eine eigentliche Residenz; ihr Beruf war Wanderung und Predigt. Das hohe Alter des hl. Johannes aber nötigt uns zu der Annahme, daß er schließlich in einer seiner Städte definitiv bleiben mußte. Diese Stadt aber war Ephesus. Ps. Abdias, „der kirchliche Nachrichten mit Partien der alten Akten kompiliert",[6]) dessen „Zusammenstellung" — also nicht Abfassung — nach Lipsius in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts,[7]) nach Borberg in das fünfte hinabreicht,[8]) spricht von einer Verbannung nach Patmos von Ephesus aus,[9]) was den Beifall des Herausgebers findet. Ps. Prochorus aus der ersten Hälfte des fünften Jahr-

[1]) Ibid. 41, 949. — [2]) K. L. 1, 1032 f. — [3]) H. c. 3, 18; M. P. G. 20, 252. — [4]) M. P. G. 19, 552. — [5]) Ibid. 20, 253. — [6]) Hennecke, Neutestamentl. Apokryphen 430. — [7]) Ibid. 354. — [8]) Migne, Diction. des apocr. II, 12—20. — [9]) Ibid. 329.

hunderts läßt den Prokonsul von Ephesus den hl. Johannes nach Rom zum Martyrium schicken, von wo dieser nach Ephesus zurückkehrte, um aber bald darauf nach intensiver apostolischer Tätigkeit nach Patmos, den in der Kaiserzeit allgemein üblichen Verbannungsort, zu wandern.[1]) Die damaligen bewegten Zeiten, das inhaltvolle, lange Leben des hl. Johannes, die skizzenhaften, dürftigen Nachrichten sind Ursache, daß man zu absoluter geschichtlicher Klarheit nicht gelangen kann und auch wohl nie gelangen wird.

Der hl. Hieronymus übersetzt im Jahre 380 die Chronik des Eusebius und wird dadurch für die Ansicht des hl. Irenäus gewonnen:[2]) 392 erscheint in seinem Buche „über die berühmten Männer" dieselbe Nachricht,[3]) womit die Notiz des Eusebius über die Rückkehr unter Nerva verbunden ist. Im gleichen Jahre schreibt er die Schrift gegen Jovinian, worin er die Stelle bei Tertullian über das Ölmartyrium mit der Angabe bei Irenäus verbindet.[4]) Es ist hier eine merkwürdige Lesart zu verzeichnen. Der Mauriner Martianay, der Herausgeber der Werke des hl. Hieronymus, stellt in einer Anmerkung fest, daß alle Handschriften enthalten, „quod Nerone missus est etc" — der hl. Johannes sei von Nero in ein Gefäß voll siedenden Öles geworfen worden, statt wie es jetzt im Texte heißt: „quod Romae missus est etc".[5])

Schließlich kommt Hieronymus gegen das Jahr 398 noch einmal im Matthäuskommentar darauf zurück, worin er schreibt, man sage (fatur), Johannes sei alsbald nach seinem Martyrium verbannt worden.[6])

Auf Hieronymus beruhen die Angaben des mit diesem befreundeten Sulpicius Severus,[7]) überhaupt die späteren Berichte des Mittelalters. Die Angaben des römischen Breviers zum 27. Dezember und 6. Mai sind gleichfalls dem hl. Hieronymus entnommen.

„Bei diesem Schwanken der historischen Zeugnisse über die Abfassungszeit des Buches (der Apokalypse) ist man genötigt, nach den inneren Gründen das Resultat festzustellen und nach dem Ergebnis einer besonnenen Kritik und vorurteilsfreien Exegese die Berichte der Kirchenschriftsteller zu verbessern".[8]) Wir dürfen daher schließen: der hl. Johannes wurde unter Nero nach

[1]) Ibid. 777 ff. — [2]) M. P. L. 27, 601 f. — [3]) Ibid. 23, 625. — [4]) Ibid. 23, 247. — [5]) Ibid. 23, 248. — [6]) 26, 145. — [7]) Chron. II, 31 (ed. Halm p. 85). — [8]) K. L. 1, 1033.

Patmos verbannt. Da er dort die Apokalypse schaute, bestanden vor dem Jahre 68[1]) zwischen Johannes und den sieben bischöflichen Gemeinden in Asia die innigsten, ja sogar, nach den Mahnworten an die Bischöfe zu urteilen, langjährige Beziehungen.

8. Im folgenden bringen wir eine Anzahl Mitteilungen aus dem kirchlichen Altertum, welche imstande sind, ziemliche Klarheit über das Verhältnis des hl. Johannes zu Asia und Ephesus zu verbreiten.

a. Unter Papst Viktor I. (189—198/199) war zwischen Rom und der Provinz Asia ein großer Streit ausgebrochen über die Feier des Osterfestes, der eine solche ernste Wendung nahm, daß Viktor drohte, ganz Asia zu exkommunizieren. Die Gemeinden von Asia feierten nämlich am 14. Nisan mit den Juden, mochte ein Wochentag sein, welcher es wollte, ihr Osterfest, während die übrigen Gemeinden der Welt Ostern alle an dem Sonntag nach dem 14. Nisan feierten. Der Papst beauftragte den Bischof Polykrates von Ephesus mit der Abhaltung einer Synode in Kleinasien zur Erörterung dieser Frage.[2]) Das Antwortschreiben des Bischofs ist uns durch die Kirchengeschichte des Eusebius erhalten geblieben. „Wir feiern den richtigen und echten Tag ohne Zusatz und ohne Schmälerung. Denn auch in Asien ruhen große Lichter, welche auferstehen werden am Tage der Erscheinung des Herrn, wenn der Herr voll Herrlichkeit vom Himmel kommen wird und alle Heiligen auferwecken wird, Philippus nämlich, einer der zwölf Apostel,[3]) welcher in Hierapolis gestorben ist, und zwei seiner Töchter, die als Jungfrauen alt geworden sind, und auch eine andere Tochter von ihm, welche vom hl. Geiste erfüllt war und zu Ephesus begraben liegt; sodann auch Johannes, der an der Brust des Herrn gelegen, der als Priester das Stirnband (des Hohenpriesters) trug, der Martyrer und Lehrer war. Dieser Johannes ist bei Ephesus gestorben. Ferner Polykarpus, welcher zu Smyrna Bischof und Martyrer war, und Thraseas, ebenfalls Bischof und Martyrer von Eumenea, der in Smyrna ruht. Was soll ich ferner den Bischof und Martyrer

---

[1]) Eine merkwürdige Notiz hat der Oriens christianus s. v. Ephesus und Migne Curs. theol. XXV. p. 598, Timotheus sei im Jahre 64/65 während der Verbannung des hl. Johannes als Bischof eingesetzt worden! — [2]) B. A. L. I, 578 ff. — [3]) Von Polykrates mit dem Diakon und „Evangelisten" Philippus verwechselt: B. A. L. I, 580.

Sagaris nennen, der in Laodicea starb? Was den seligen Papirius und den Eunuchen Melito, der in allen seinen Taten voll des hl. Geistes war, der in Sardes liegt und die Ankunft des Herrn vom Himmel erwartet, wo er auferstehen wird? Diese alle haben Ostern immer am 14. Tage dem Evangelium gemäß gefeiert, sind in nichts davon abgewichen, sondern beständig der Regel des Glaubens gefolgt." Auch er, Polykrates, habe es immer so gehalten; er stehe schon im Alter von 65 Jahren; ebenso hätten sieben von seinen Verwandten gehandelt, welche Bischöfe waren. In allem seien auch die Bischöfe Asias seiner Meinung.[1])

Der freundlichen Vermittlung des hl. Irenäus gelang es damals, daß es nicht zum Bruch zwischen Rom und Asia kam.

Dieser Brief berechtigt uns zu sehr wichtigen Schlußfolgerungen.

1. Die Gemeinden Asias, von welchen Ephesus, Smyrna, Hierapolis, Eumenea, Laodicea und Sardes hervorgehoben werden, folgen alle einem eminent judenchristlichen Gebrauch. Dieser Ritus ist nicht später angenommen worden, sondern rührt vom ersten Anfang der dortigen christlichen Gemeinden her. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß der hl. Paulus diesen Ritus einführte. Also ist Johannes, auf den auch Polykrates von Ephesus sich beruft, sein Urheber. Damit ist der unwidersprechliche Beweis geliefert, daß Johannes der erste und eigentliche Apostel Asias ist.

2. Das Schreiben spricht kein Wort vom hl. Paulus und von dem in Ephesus von ihm als Bischof zurückgelassenen Timotheus, obwohl dieser in Ephesus begraben lag.[2]) Ist denn die Stellung des hl. Paulus zu Asia, trotz der ausführlichen Berichte der Apostelgeschichte über seine Predigttätigkeit im Heidenzentrum Ephesus, keine so bedeutungsvolle, wie man auf den ersten Blick meinen sollte? Warum befand sich Timotheus trotz seines bischöflichen Amtes fast immer auf Missionsreisen in Europa, war fast ständiger Begleiter des hl. Paulus, der ihn auch während seiner zweiten römischen Gefangenschaft zu sich rief?[3]) Er war doch unmöglich der Bischof in Ephesus, an welchen der hl. Johannes die ernste Mahnung richtet, daß er nicht mehr so eifrig sei wie früher! Alles drängt darauf hin, in Ephesus zwei Gemeinden anzunehmen,

[1]) M. P. G. 5, 1357—62. — [2]) Hieronym. Chron. M. P. L, 27, 687 und I. H. G. 148. — [3]) 2. Tim. 1, 4; 4, 8.

ähnlich wie in Antiochia, eine judenchristliche und eine heidenchristliche, welch letztere vom hl. Paulus gegründet und organisiert wurde, später aber sich mit der judenchristlichen verband.

3. Nirschl hat viel Aufhebens davon gemacht, daß Polykrates nichts vom Grabe Mariens berichte.[1]) Polykrates nennt nur Zeugen, die öffentlich vor den Augen der dortigen Christenheit ihr Osterfest nach jüdischer Zeitberechnung gefeiert haben, deren Gräber und Gebeine jetzt noch Zeugen ihres Lebens und Wirkens in Asia sind und die ihre Auferstehung von den Toten erwarten, wie Polykrates mehrmals betont. Aber kannte denn Polykrates überhaupt die Stätte, wo man die hl. Jungfrau beigesetzt hatte? Wir kennen sie ja heute noch nicht. Und dann erwartet die hl. Jungfrau nach allgemeiner christlicher Überzeugung nicht mehr die Auferstehung von den Toten. Hat vielleicht in dieser Beziehung das Schweigen des Polykrates einen tieferen Sinn, daß ihm nämlich ihre leibliche Aufnahme irgendwie bekannt war? War Maria noch unter den Lebenden, als der judenchristliche Osterritus sich allgemein ausbreitete? Wenn Paulus wirklich die Kirche von Ephesus in den Jahren 55—57 gegründet hat, so war die hl. Jungfrau damals schon etwa acht Jahre tot. Wie konnte der Bischof dem Papste überhaupt etwas von Maria mitteilen, da ihr Leben irgendwo in der Einsamkeit verborgen, ihr Sterben mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt war? Da es sich gewissermaßen um ein Prozeßverfahren handelte, konnte Polykrates nur Zeugen nennen, deren Handlungsweise, als diesem judaistischen Gebrauche günstig, öffentlich festzustellen und zu kontrollieren war. Darum schweigt er auch von Paulus und Timotheus.

Wenn dieses Schweigen eines Bischofs, das wohlbegründet ist, von Nirschl so urgiert wird, was ist dann zu dem 600jährigen allgemeinen Schweigen Jerusalems zu sagen? War vielleicht das Stillschweigen der hl. Schrift, deren eifriger Lektüre Polykrates sich rühmt, besonders das geheimnisvolle Stillschweigen des hl. Johannes über das Lebensende Mariens ihm Norm und Vorbild? Die Nachricht von der leiblichen Aufnahme Mariens öffentlich der jungen Christenheit und Heidenwelt preiszugeben, wäre soviel, als einem neugeborenen Kinde die schweren Speisen eines Erwachsenen darbieten. Wir müssen gestehen, daß wir in diesem Schweigen des Polykrates ein kluges, taktvolles Verhalten erkennen.

[1]) N II, 28 ff.

b. Der hl. Irenäus feiert begeistert einzelne Kirchen als Träger apostolischer Traditionen, zunächst die von Rom, dann die von Smyrna, dann die von Ephesus, welche sich rühmen darf, mit zwei Aposteln in enger Verbindung gestanden zu haben. „Aber auch die Kirche von Ephesus, von Paulus zwar gegründet, während indessen Johannes bei ihr blieb bis zu den Zeiten Trajans, ist ein treuer Zeuge der apostolischen Tradition." „Sed et quae est Ephesi ecclesia a Paulo quidem fundata, Joanne autem permanente apud eos usque ad Trajani tempora." [1]) Seit wann aber war Johannes in Ephesus? Diese Frage läßt Irenäus offen.

Diese Stelle drückt die vorübergehende, gründende Tätigkeit des hl. Paulus und zugleich das bleibende Verhältnis des hl. Johannes zu Ephesus aus. Der Ausdruck besagt nicht, daß Paulus zuerst die Kirche gründete und dann *später* Johannes hinzukam. Nimmt man die Existenz der beiden Gemeinden in Ephesus an, so läßt sich die etwas dunkle Kürze der Worte des hl. Irenäus passend erklären. Wie konnte sich sonst Polykrates als Bischof von Ephesus so energisch auf die Praxis des hl. Johannes berufen? Wie später Timotheus lange mit Johannes zusammen war, so konnte auch schon vorher Paulus und Johannes zusammen wirken, da es an Platz gewiß nicht fehlte.

c. Tertullian betont im 4. Buche gegen Marcian (Kap. 4) die Bedeutung der apostolischen Tradition. „Im ganzen, wenn es feststeht, daß das der Wahrheit (in Glaubenssachen) mehr entspricht, was früher (vor den Neuerungen) war, das aber das früheste ist, was am Anfange steht, was von den Aposteln stammt, so wird gleichfalls feststehen, daß das von den Aposteln überliefert wurde, was bei den von den Aposteln gegründeten Kirchen als hochheilig angesehen wird .... Den Römern hat Petrus und Paulus das Evangelium mit ihrem eigenen Blute unterschrieben, zurückgelassen. Wir haben auch die vom hl. Johannes begründeten Kirchen. Denn wenn auch Marcian die Apokalypse nicht annimmt, so *reicht die Reihe der Bischöfe, wenn man auf den Ursprung zurückgeht, auf Johannes als Urheber zurück.*" „Habemus et Joannis alumnas ecclesias .... ordo tamen episcoporum ad originem recensus, in Joannem stabit auctorem." [2]) Warum nennt Tertullian, der öfters von den vom

[1]) M. P. G. 7. 854 f. (c. haer. 3, 3). — [2]) M. P. L. 2, 366.

hl. Paulus gegründeten Kirchen spricht, niemals Paulus den Gründer von Kirchen in Asia?

d. Der hl. Epiphanius spricht sich klar darüber aus, daß Maria zu Lebzeiten des hl. Johannes Jerusalem verließ. Eine Tradition besagte — die älteste, die zu konstatieren ist — daß sie Johannes nach Asien begleitet habe. (I. Hauptteil, Kap. 1 unter 4. g.)

e. Der hl. Hieronymus schreibt in seinem Buche „über die berühmten Männer", daß Johannes in Ephesus bis zu den Zeiten Trajans verweilend, „alle Kirchen Asiens gründete und leitete und endlich, vor Alter aufgerieben, im 68. Jahre nach dem Leiden des Herrn starb und bei derselben Stadt begraben wurde": „... totas Asiae fundavit rexitque ecclesias". Der Widerspruch mit dem hl. Irenäus für Ephesus speziell oben ist nur ein scheinbarer, wenn man die zwei Gemeinden dort annimmt. Die Kirche hat diese Worte des hl. Hieronymus ins Brevier aufgenommen (27. Dezember). Warum schweigt der hl. Hieronymus, dieser größte Gelehrte seiner Zeit, der nach dem Zeugnis des hl. Augustinus „alle oder doch fast alle theologischen Schriftsteller gelesen hat", hier gänzlich vom hl. Paulus?

Die von uns zitierten Berichte des Altertums besagen, daß Johannes seine Tätigkeit in Asia überhaupt begann und sich schließlich gegen Ende seines Lebens endgültig in Ephesus festsetzte (Eus. H. e. 3, 1). Gewiß tat er dies nicht, um die Leitung der ephesinischen Kirche zu übernehmen, wie die apokryphen Acta S. Timothei wollen;[1]) er war, wie der hl. Hieronymus sagt, der Leiter aller Kirchen. So konnte gewiß unter ihm Timotheus, der doch der Juden wegen auf Veranlassung des hl. Paulus beschnitten worden war,[2]) nach diesem Onesimus, von welchem der hl. Ignatius von Antiochien im Jahre 107 in seinem Briefe an die Epheser so anerkennend schreibt, unter Johannes die ephesinische Kirche leiten. Was zog denn den hl. Johannes gerade nach Ephesus? Der hl. Hieronymus gibt uns darüber eine Andeutung, wenn er im Chronicon sagt, er habe dort eine kleine Wohnung (hospitiolum) und sehr liebe Freunde gehabt.[4])

Ob dies wohl jenes Häuslein ist, wovon Gregor von Tours uns zwar etwas legendär meldet: „Bei Ephesus sind auf der Höhe des nahen Berges vier Wände ohne Dach; in diesem ver-

[1]) M. P. G. 5, 1366. — [2]) Apostelgesch. 16, 3. — [3]) Opera patr. ap. (Funk) I, 174, c. 1 u. 6. — [4]) M. P. L. 27, 604.

weilte der hl. Johannes und legte in beständigem Flehen Fürbitte ein für die Sünder der Gemeinde, und er erlangte, daß der Regen dieses Haus nie berührte, bis er sein Evangelium beendet hatte, aber auch bis auf den heutigen Tag läßt der Herr niemals Regen auf diesen Ort fallen".[1])

Aus den beiden Itinerarien über die Pilgerfahrt des hl. Willibald erhalten wir hierüber weitere Nachricht, woraus man deutlich erkennt, daß das Häuslein des hl. Johannes nicht in Ephesus selbst, sondern in der bergigen Umgegend lag. So schreibt die Heidenheimer Nonne, daß Willibald und seine Begleiter von Ephesus „nach dem Orte wanderten, wo die sieben Schläfer[2]) ruhen. Von dort wanderten sie zum hl. Johannes Evangelista, an einen auffallend schönen Ort (in loco specioso) neben Ephesus".[3]) Die Vita anonymi schildert den Besuch beim Grabe des Apostels. „Nachdem sie sich den sieben Schläfern und der hl. Maria Magdalena, die dort ruhen, empfohlen hatten, begaben sie sich an einen auf benachbarter Bergeshöhe gelegenen Ort, wo der hl. Evangelist zu beten pflegte, der vor Regen und Unwetter sicher und geschützt ist, was alles sie nicht genug bewundern konnten".[4]) Die hl. Silvia schrieb von Konstantinopel aus an ihre Mitschwestern, daß sie eine Pilgerfahrt nach Ephesus zum hl. Johannes unternehmen wolle.[5]) Leider aber sind keine Nachrichten aus der Feder der aufmerksam beobachtenden Jungfrau hierüber an die Nachwelt gelangt oder ruhen vielleicht noch vergessen im Staub der Bibliotheken.

f. Der Oriens christianus von Lequien (p. 622) enthält aus den Kanones der römischen Kirche (aus dem 5. Jahrhundert) die Worte: „Bei Ephesus hat der hl. Apostel und Evangelist Johannes nach der Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn sich lange Zeit aufgehalten". Von einer Zwischenzeit ist hier keine Rede.

g. Kein einziger authentischer Schriftsteller weiß etwas im Altertum darüber zu berichten, daß Johannes bei Maria in Jerusalem blieb. Gregor von Tours setzt die Zerstreuung der Apostel ins Jahr 36. Modestus aus Jerusalem († 634) berichtet: „Nach dem Entschlafen unserer heiligen Herrin und Gottesmutter begab sich Magdalene zum Liebesjünger" (Photius

[1]) De gloria mart. M. P. L. 71, 730. — [2]) Cf. auch I. H. G. 148. — [3]) Tobler l. c. 20. — [4]) Ibid. 60. — [5]) I. H. G. 70 f.

bibl. c. 275). Sie reiste also nicht mit Johannes dorthin, sondern suchte ihn als dort anwesend auf.

h. Kommen wir zum Schlusse einmal auf die Apokryphen zurück, und sehen wir zu, wie sich diese zu unserer Frage stellen, wann der hl. Johannes sich nach Asia begab. Die Johannesakten lassen den Zeitpunkt nicht erkennen, da sie gleich mit der Schilderung der Tätigkeit in Asia beginnen; die Prochorusakten geben klar zu verstehen, daß die Teilung der Welt und die Abreise des hl. Johannes nach Asia alsbald nach der Himmelfahrt des Herrn geschah.[1]) Pseudo-Abdias schildert im Anschlusse an die Apostelgeschichte die Herabkunft des heiligen Geistes und die Heilung des Lahmgeborenen und fährt dann gleich fort: „Darauf richtete er sich nach dem Befehle seines Herrn, nämlich den Völkern das Evangelium zu verkünden, und er begab sich von Palästina nach Asien und verfügte sich nach Ephesus."[2]) Also wiederum zuerst Asien, dann Ephesus! Was die Transitusberichte angeht, so bezeugt der syrische Text nach der Schilderung der Himmelfahrt und der Sendung des heiligen Geistes: „Also sandte er uns den heiligen Geist, wie er ihn verheißen hatte, als er von uns ging. Und von dieser Zeit (from that time) an wurden wir in alle Gegenden zerstreut, um das Evangelium seines Reiches zu verkünden". Maria zieht nach Bethlehem, kommt aber, wie schon gesagt, auf einer Wolke nach Jerusalem, ähnlich wie Johannes von Ephesus.[3]) Der griechische Transitus meldet: „Als sie (Maria in Bethlehem) noch betete, kam ich Johannes, da mich der heilige Geist durch eine Wolke entrückte, von Ephesus".[4]) Ganz dasselbe ist die Auffassung des arabischen Transitus,[5]) welcher sogar ausschließlich nach Ephesus verweist, um Nachrichten über das Lebensende der hl. Jungfrau zu erhalten. Johannes von Thessalonich beabsichtigt, den apokryphen Transitus in seiner ursprünglichen Form herzustellen und läßt — recht interessant — Johannes von Sardes aus ans Sterbelager Mariens kommen, ohne für letzteres örtliche Bestimmungen anzugeben![6]) Der lateinische Transitus A läßt Maria unter der Obhut des Joseph von Arimathäa, während Johannes in Ephesus predigt; Maria starb

[1]) Migne, Diction. des apocr. II, 761. — [2]) Ibid. 328. — [3]) Contributions of the Apocryphal Liter. etc. p. 19, 22. — [4]) Tischendorf, Apocal. apocr. p. 97. — [5]) Enger l. c. — [6]) Tischendorf l. c. XXXIX und XLI.

aber schon zwei Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn![1]) Johannes erhält aber von Maria eine ernste Rüge, daß er sie verlassen hatte. Der lateinische Transitus B besagt zunächst ganz der hl. Schrift gemäß: „Der Herr vertraute ihm die Sorge für die hl. Maria an mit den Worten: Sieh' da deine Mutter! Und zu ihr sprechend: Sieh' deinen Sohn! Seit jener Stunde blieb die hl. Gottesmutter in der besonderen Obsorge des hl. Johannes, so lange sie in diesem Leben weilte". Aber ganz im Widerspruch damit läßt dieser Text im zweiten Jahre nach Christi Himmelfahrt den hl. Johannes von Ephesus nach Jerusalem zum Tode Mariens kommen.[2]) — Also nehmen alle Transitusberichte an, Johannes habe schon vor dem Tode Mariens und zwar alsbald nach der Himmelfahrt in Asien gepredigt.

9. Es erübrigt uns nun noch die Einwendungen zu berücksichtigen, die besonders von Nirschl gegen ein frühzeitiges Wirken in Asia erhoben wurden. Dieser Verfasser läßt in der Tat den hl. Johannes erst gegen das Jahr 70 nach Asia kommen und dort das fortsetzen, was Paulus begründet hatte![3])

a. Die erste Einwendung Nirschls lautet: „Die Historiker sind mit wenigen Ausnahmen der Meinung, daß Johannes erst nach dem Tode des Weltapostels Paulus, also nicht vor dem Jahre 67, nach Ephesus gekommen sei." Die Zahl wird von Nirschl alsdann auf 70 abgerundet.[4]) Wenn wir dieses zugeben müßten, so würde dieses unsere These, daß Johannes frühzeitig in Asia wirkte und deshalb der „Apostel Asiens" heißt, nicht im mindesten erschüttern. Ebensowenig wie Hamburg Deutschland ist, ebensowenig ist Ephesus Asia. Wenn wir Obiges dem Verfasser zugäben, so würden sich sofort eine Reihe Fragen erheben. Wie durfte dann Johannes in einer fremden Stadt sich niederlassen, die ganz vom Geiste Pauli erfüllt und durch Aufstellung eines Bischofs fest organisiert gewesen wäre? Er hätte doch als ein Eindringling gegolten! Wie durfte er dann dem Bischof von Ephesus vorwerfen, er habe seinen früheren Eifer, seine „erste Liebe" verloren? Wie konnte Johannes, den heidenchristlichen Ritus des Osterfestes als alter Mann so schnell umändern, daß Polykrates von Ephesus dem Papste Viktor gegenüber feststellen

[1]) Ibid. 114 f. — [2]) Ibid. 125 f. — [3]) N II, 11 ff. — [4]) N II, 10.

muß, die judenchristliche Paschafeier sei bei ihnen die ursprüngliche und gehe auf den hl. Johannes zurück? Warum nennt Polykrates in seinem Briefe überhaupt weder Paulus noch Timotheus? Warum sagt Tertullian, die Bischöfe Asiens gingen alle bis auf Johannes als den Ursprung zurück? Warum schreibt der hl. Hieronymus die Gründung aller Kirchen in Asia dem hl. Johannes zu? Warum feiert das Konzil von Ephesus den hl. Johannes als den Apostel der Stadt? Warum war diese Stadt dem Völkerapostel so undankbar, daß sie zwar dem hl. Johannes eine großartige Kirche zum Andenken baute, den hl. Paulus aber mit Stillschweigen überging? Drücken nicht alle Apokryphen die Überzeugung der früheren Jahrhunderte aus, daß Johannes in innigster Verbindung mit Ephesus stand, ja daß er alsbald nach der Himmelfahrt Christi dorthin gekommen ist? Warum hat Paulus nur die kurze Zeit von 55—57 ausschließlich in Ephesus gewirkt und später ein Verhalten gezeigt, das man Gleichgültigkeit nennen würde, wenn er der eigentliche Apostel von Ephesus wäre? Warum schickt Paulus den „Bischof von Ephesus" fast immer auf Missionsreisen durch Europa? Im Jahre 63 schreibt Paulus den Brief an die Epheser und zwar, wie er mehrere Male ausdrücklich hervorhebt, an die Heidenchristen.[3]) Warum spricht Paulus hier so fremd und sagt, daß er nicht aufhöre für die Epheser zu beten, seitdem er von ihrem Glauben und ihrer Liebe gehört habe (1, 15 f.), warum bringt er gar keine persönlichen Erinnerungen und benimmt sich so, als ob nicht alle dortigen Heidenchristen seinen göttlichen Beruf zum Heidenapostel kennten (3, 2 f.)? Warum kümmert sich Paulus bei seinem zweijährigen Aufenthalt nicht um die Provinz selber? Hätte er das Bewußtsein gehabt, Gründer der Kirche zu sein, so würde er von dort aus die umliegenden Städte besucht und organisiert haben. Von allem diesem schweigt die sonst hinsichtlich des hl. Paulus so ausführliche Apostelgeschichte. Wenn die Apokalypse unter dem Kaiser Nero geschaut wurde, was sehr wahrscheinlich ist, welches wichtige Argument liegt hierin dafür, daß Johannes lange vor Paulus dort tätig war? Fügen wir noch hinzu, daß die heutigen Lokaltraditionen nur von Johannes, nicht aber von Paulus reden. Der scheinbare Widerspruch der zwischen allem diesen und dem eingehenden Bericht

[1]) Z. B. Eph. 2, 17; 31, 8; 4, 17. Der Brief war auch für andere heidenchristliche Gemeinden in Asien bestimmt.

über die Predigt des hl. Paulus in Ephesus besteht, schwindet alsbald, sobald wir ähnlich wie in Antiochia zwei Gemeinden in Ephesus annehmen. Dann können wir sagen: Paulus legte Gewicht darauf, daß an einem so wichtigen Verkehrszentrum, wo des Handels und der Wallfahrten zum berühmten Artemistempel wegen so viele Heiden aus allen Ländern sich einfanden, die heidenchristlichen Grundsätze bekannt und in die Welt getragen wurden. Er gründete dort eine partielle Gemeinde, deren Bischof Timotheus wurde; diese Gemeinde aber hat früh ihre Selbständigkeit, wie dies ja auch in dem Wunsch der Apostel nach möglichster Einheit lag, verloren und ist in die aufgegangen, welche ihren Ursprung in dem „Apostel der Beschneidung" Johannes hatte. Lehnt man diese Erklärung ab, so bleiben ungelöste Rätsel.

b. Nirschl nimmt nun als feststehend an, Johannes wäre vor 70 nicht nach Ephesus gekommen und baut kühn darauf eine zweite Behauptung auf: also war Johannes auch vor 70 überhaupt nicht in Asia!! Der „Beweis" ist sehr einfach: Er sagt, es widerspräche der Methode der Apostel, zuerst in der Provinz und dann in der Stadt zu predigen, da sie „überall und stets, wie wir es bei dem Völkerlehrer sehen, zuerst die ansehnlichsten Städte der Provinz aufsuchten und von dort aus die Saat der christlichen Lehre im Innern des Landes unter die Landbewohner verpflanzten, unter denen sich das Heidentum oft noch lange forterhielt."[1]) Der Verfasser denkt sich Ephesus als die Hauptstadt von Asia und alles herum als Landbevölkerung!! Dann freilich!! Es lohnt sich in der Tat nicht, auf diese Behauptung näher einzugehen; wir verweisen nur auf das 1. Kapitel des 2. Hauptteiles, welches die Fünfhundertstädteprovinz behandelt. Was hat denn eigentlich Johannes von 35—70, volle 35 Jahre lang getan, da ihm die Vorsehung doch die Provinz Asia zugewiesen hatte? Ist die volkreichste Provinz des Reiches zwischen 35—70 nur zwei Jahre missioniert worden und zwar nur eine Stadt, da Paulus von 55—57 nach Apostelgesch. 19, 8 ff. niemals aus Ephesus herausgegangen ist? Wieviel verständnisvoller sagen doch die Berichte des Altertums, daß Johannes in Asia predigte und schließlich sich in Ephesus niederließ. Dies tat er nicht, um dort die Predigt des hl. Paulus fortzusetzen, sondern um als

[1]) N II, 18.

müder Greis und allverehrter Oberhirt von seinen apostolischen Wanderungen auszuruhen und vielleicht sich schriftlich zu beschäftigen. Ein Apostel hat ja keine eigentliche Residenz; nur Rom ist das spezielle Arbeitsfeld des hl. Petrus gewesen, und darum ist Rom die eminent apostolische Stadt.

c. Der hl. Paulus „erklärt es als seine Maxime, nicht auf fremdem Boden zu bauen, indem er sich im Briefe an die Römer mit einem gewissen Hochgefühl rühmt: „„So habe ichs gehalten, daß ich dieses Evangelium nicht da gepredigt habe, wo Christi Namen bekannt war, damit ich nicht auf fremdem Grunde baute"".[1]) Paulus ist also der Gründer der Kirche zu Ephesus".[2]) Aber es gab in Ephesus Platz sowohl für Paulus wie für Johannes, der vielleicht bis jetzt noch keine organisierte Gemeinde dort gegründet hatte. Würde nicht in Berlin z. B. Platz genug sein für 12 Apostel? Es würde schon genügen, hier zwischen Asia und Ephesus zu unterscheiden. Und ferner: Paulus predigte in Damaskus, obwohl dort der Name Christi bekannt war; er predigte in Antiochien, obwohl Barnabas und „die von Cyprus und Cyrene" dort schon tätig waren, obwohl Petrus dort 7 Jahre (36—42) tätig war, den antiochenischen Episkopat und die „erste", nämlich die judenchristliche Gemeinde, stiftete.[3]) Warum sehnt sich Paulus gleich nach der oben von Nirschl angeführten Stelle, nach Rom zu kommen, um dort zu predigen? Ist denn nicht schon vom Jahre 42 ab in Rom durch Petrus das Evangelium verkündigt worden, und war der Name Christi, als Paulus 58 diese Worte in Korinth schrieb, daselbst nicht schon sehr bekannt? Wenn wir obige Stelle im Zusammenhang lesen, so verstehen wir ihre Bedeutung; es handelt sich wieder um den nicht genug hervorzuhebenden Unterschied zwischen Juden- und Heidenchristen. Paulus sagt dort von sich: „ich bin ein Diener Christi bei den Heiden";[4]) er habe da nicht den Heiden gepredigt, wo Christi Namen diesen bekannt war. Deshalb wolle er bald nach Rom kommen, um den heidenchristlichen Grundsätzen allgemeine Anerkennung zu verschaffen;[5]) es gab zudem in Rom noch viel heidnisches Neuland, das noch nicht beackert war, wie ja auch noch niemand vor Paulus in Ephesus den Heiden gepredigt hatte.

---

[1]) Röm. 15, 20. — [2]) N II, 17. — [3]) Vergl. Hundhausen l. c. 9 ff. — [4]) Röm. 15. 16. — [5]) Cf. auch Kaulen, Einl. 480.

d. Als Paulus im Jahre 55 nach Ephesus kam, fand er dort einige Jünger, welche nur die Johannestaufe empfangen hatten. Nirschl schließt hieraus, daß es in Ephesus damals noch keine Christen gab.[1] Qui nimis probat, nihil probat! Aber dann lese man doch nur das vorhergehende Kapitel 18: das mit Paulus so innig befreundete Ehepaar Aquila und Priscilla ist dort schon *vor* Paulus für die Sache Christi tätig, der Judenchrist Apollon predigt, und da dieser „nach Achaja gehen wollte, ermahnten die *Brüder* in einem Schreiben die Jünger, ihn aufzunehmen".[2] Sind diese Brüder denn keine Christen?[3] Über diese Johannesjünger sagt Felten: „Als Paulus nach Ephesus gekommen war, fand er dort bei irgend einer Gelegenheit „„einige Jünger"".. Paulus hat jene *unter den wirklichen Christen* getroffen, da er sie als Gläubige anredet. Es muß ihm aber etwas an ihnen aufgefallen sein, sei es der Mangel an Geistesgaben oder eine überaus große ascetische Strenge".[4]

e. Die oben unter 8. b zitierten Worte des hl. Irenäus bezüglich der Gründung der Ephesinischen Kirche werden von Nirschl im ausschließlichen Sinne auf Paulus gedeutet. Aber wann beginnt das „permanere" des hl. Johannes? Dieses Wort gibt viel zu denken und läßt sich durch die Annahme zweier Gemeinden wohl erklären. Ferner beruft er sich auf das griechische Menologium, welches sagt, daß der hl. Timotheus vor dem hl. Johannes als Bischof von Ephesus ordiniert wurde. Wir haben schon gesehen, wie die Menologien mit großer Vorliebe in allen möglichen Apokryphen schöpfen und deshalb keine korrekten Quellen für Geschichte sind. Vergleicht man die auf Timotheus bezügliche Stelle mit dem nüchternen römischen Martyrologium, welches ja dem Menologium ziemlich entspricht, so ist dort gerade das ausgelassen, worauf Nirschl sich beruft.[5]

f. „Die Apostelgeschichte berichtet nichts von der Tätigkeit des hl. Johannes in Ephesus und Asia". Die Apostelgeschichte ist eben für einen Heidenchristen geschrieben; wir haben dies schon ausführlicher dargelegt. Der hl. Paulus spricht als Grundsatz im Römerbrief aus: „Ich vermesse mich nicht, etwas von dem zu sagen, was Christus durch mich nicht gewirkt hat" (15,18).

[1] N II, 13, cf. Apostelgesch. 19, 1 ff. — [2] Apostelgesch. 18, 27. — [3] Vergl. *Felten*, Apostelgeschichte, 351. — [4] Ibid. 353 f., cf. *Knabenbauer* l. c. 323. — [5] Menolog. 24. Jan., Martyr. Rom. 22. Jan.

Die Apostelgeschichte schweigt auch gänzlich von der bedeutsamen apostolischen Tätigkeit des hl. Petrus in Antiochien und Rom.

g. „Paulus ist der Apostel Kleinasiens; denn er hat an kleinasiatische Kirchen geschrieben". Paulus hat auch an die Römer geschrieben, obwohl schon 16 Jahre vorher Petrus dort sein Apostolat begonnen hatte, der Glaube der Römer in der ganzen Welt gerühmt wurde (Röm. 1, 8) und Paulus noch keinen Fuß dorthin gesetzt hatte. Bellarmin sagt, daß Paulus sich als den Apostel aller Kirchen betrachtet.[1])

Es kann demnach kein einziger stichhaltiger Grund dagegen angeführt werden, daß Johannes sich frühzeitig nach Asia begab, wie schon Baronius und besonders Tillemont erkannten. Es muß demnach die weitverbreitete Meinung korrigiert werden, welcher das Kirchenlexikon den Ausdruck gibt: Wann und warum er (Johannes) die heilige Stadt verließ, ist unbekannt; selbstverständlich tat er es nicht vor dem Hingange der seligsten Jungfrau".[2]) Allem Anschein nach war Johannes auch frühzeitig in Ephesus tätig. Jedoch ist es für unsere These, daß Maria in Asien starb, gar nicht von Bedeutung zu wissen, wann dort die Gemeinde des Johannes gestiftet wurde, da der Aufenthalt Mariens damit in keinem notwendigen Zusammenhang steht.

Da der hl. Johannes der Oberhirt von Asia war, bekam Ephesus durch die spätere endgültige Niederlassung des Apostels daselbst den Charakter einer Metropole. Indessen darf man die Stellung von Ephesus nicht überschätzen; nach der ältesten Ordnung nahm es den fünften Platz in der Christenheit ein. Es wurde die Metropole für 43 Bischofssitze, während Sardes in Lydien Metropole für 25 Bistümer, Laodicea in Phrygien desgleichen für 35, Hierapolis Metropole für Westphrygien, Synnada mit 25 Bistümern für Ostphrygien war, Aphrodisias in Karien 24 Bistümer unter sich hatte.[3])

Den höchsten Rang in der alten Kirche hatten die drei Patriarchalsitze Rom, Antiochien und Alexandrien wegen ihrer Beziehungen zum hl. Petrus, der die beiden ersten selbst, den dritten durch den hl. Markus gegründet hatte. Der Würde nach folgten alsdann die drei sogen. Exarchate: Pontus mit dem

[1]) De summo Pontif. I. c. IX. — [2]) K. L. 6, 1538. — [3]) Ibid. 7, 782 ff.

Metropolitansitz Cäsarea, Asia mit Ephesus und Thracien mit Heraklea.

Das aufstrebende Konstantinopel suchte, durch den mächtigen Einfluß der oströmischen Kaiser unterstützt, für den dortigen Residenzbischof immer größere Machtbefugnisse zu erwerben. In einer Nachsitzung des Konzils von Chalcedon (451) wurde in Abwesenheit der päpstlichen Legaten der Kanon aufgestellt, daß Konstantinopel gleich nach Rom an Rang komme und die drei genannten Exarchate unter sich haben sollte. Damit war es mit der Selbständigkeit der Metropole Ephesus geschehen — alles gegen den Protest der päpstlichen Legate und Leos d. Gr.[1]). Die ehemalige Johannesstadt war nicht nur politisch mehr und mehr gesunken, sie war auch kirchlich degradiert als Untergebene Konstantinopels. Das prophetische Wort der Apokalypse erfüllte sich: „Ich werde deinen Leuchter von seiner Stelle rücken, wenn du nicht Buße tust."[2])

Drittes Kapitel.

Die Zustände in Jerusalem.

1. Die hl. Jungfrau wurde nach der meistverbreiteten Tradition in Galiläa geboren. In Nazareth beginnt mit dem Gruße des Engels an Maria die neue Weltära. „Ungefähr drei Monate blieb Maria" in einer Stadt Judas (Hebron? Juta?) zu Besuch bei Zacharias und Elisabeth. Von Nazareth begibt sie sich nach Bethlehem, wo sie die Mutter des Heilandes wird. In Jerusalem opfert sie ihren Sohn auf und eilt bald darauf nach Ägypten, um das große Geheimnis des Gottessohnes in Stillschweigen zu hüllen. Die Rückkehr nach Nazareth und das Leben daselbst ist von der hl. Schrift nur ganz skizzenhaft dargestellt; jährlich reist die hl. Familie nach Jerusalem zum Osterfest. Mit Beginn seines öffentlichen Lebens verläßt der Heiland „die Stadt Nazareth und kam und wohnte in Kapharnaum",[3]) am See Genesareth — gewiß zusammen mit Maria. Bei Gelegen-

[1]) Hefele, Konziliengeschichte I, 377, 509. — [2]) Apok. 2, 5. — [3]) Matth. 4, 13; 9, 1; 13, 36.

heit einer Predigt in gefahrdrohender Umgebung fragen dort Maria und die Verwandten einmal nach Jesus.[1]) In Kana ist sie auf der Hochzeit und verschwindet dann bis zur Kreuzigung im öffentlichen Leben Jesu, um noch einmal von den Bewohnern Nazareths genannt zu werden, ohne daß klar zu erkennen ist, ob Maria sich dort jetzt aufhält.[2]) Der Heiland selber kommt nur ab und zu besuchsweise nach Jerusalem; sein Aufenthalt dort berechnet sich überhaupt nur nach Tagen, nicht nach Monaten. In der Leidenswoche verläßt er abends Jerusalem und übernachtet in Bethanien bei der befreundeten Familie des Lazarus.[3]) Bei der Kreuzigung steht die hl. Jungfrau mit Maria Magdalena, der Schwester des Lazarus, und mit Johannes unter dem Kreuze, welcher „von jener Stunde an" Maria zu sich nahm.[4]) Zum letzten Male erscheint Maria „in dem Obergemach" in Jerusalem, wo sie vereint mit den Aposteln, Verwandten und den hl. Frauen die Herabkunft des hl. Geistes erwartet.[5])

Traurige Erinnerungen, nämlich an die erbitterte Gegnerschaft der Juden Jerusalems gegen ihren Sohn, die ihn „töten",[6]) „steinigen",[7]) „ergreifen"[8]) wollten, an den achtfachen Fluch über die dortigen Schriftgelehrten und Pharisäer,[9]) an die Verwerfung Jerusalems und die Weissagung vom entsetzlichen Ende der Stadt, endlich an den grausamen Tod ihres Sohnes — doch auch frohe Erinnerungen: die Auferstehung, die Himmelfahrt Jesu und die Herabkunft des heiligen Geistes erfüllten lebhaft und dauernd das Herz der hl. Jungfrau. Gefühlvollen, zarten Herzen war später die Vorstellung so vertraut, daß Maria alle anderen Erinnerungsstätten vergessen und sich nicht mehr von Jerusalem habe trennen können, wo sie in steter Treue die Leidenswege des Heilandes immer aufs neue nachgewandelt sei. Aber verträgt sich diese Schöpfung der frommen Phantasie auch mit der rauhen Wirklichkeit der Geschichte? Wenn wir die kälter und objektiver urteilende Vernunft befragen, so antwortet diese, daß ein dauernder Aufenthalt Mariens daselbst auf Grund der politischen Verhältnisse ausgeschlossen war. Im folgenden wollen wir deshalb einen Blick auf die Entwicklung der damaligen öffentlichen Zustände in Jerusalem werfen.

---

[1]) Ibid. 12, 46—50. — [2]) Ibid. 13, 55 f. und Mark. 6, 3. — [3]) Mark. 11, 11. — [4]) Joh. 19, 27. — [5]) Apostelgesch. 1, 13 f. — [6]) Joh. 7, 25. — [7]) Ibid. 8, 59. — [8]) Ibid. 11, 56. — [9]) Matth. 23. 1—36.

2. Herodes der Gr. (40 vor Chr. — 4 nach Chr.) baute auf dem Trümmerhaufen des makkabäischen Königshauses mit Hülfe von Intriguen und Grausamkeit, unterstützt von römischen Heeren, nach blutigem Schlachtengemetzel die Größe seines Hauses auf. Um zu verhindern, daß Archelaus, der Sohn des Herodes, auf Grund des väterlichen Testamentes König werde, kamen 50 jüdische Gesandte von Jerusalem zum Kaiser Augustus. Sie schilderten die Frevel des Herodes: „Nicht einen König hätten sie an ihm gehabt, sondern einen Tyrannen, grausamer als alle, die je Menschen gequält hätten. Unzählige habe er gemordet, doch sei das Los der am Leben Gebliebenen so traurig gewesen, daß man die Toten noch glücklich gepriesen habe".[1])

Noch ehe Archelaus vor seinem Regierungsantritt nach Rom reist, will er erst Jerusalem durch ein Blutbad in Schrecken setzen. Er überfällt die Stadt „und die Opfernden unversehens. Gegen dreitausend kamen um, der Rest zerstäubte sich in die benachbarten Berge". „Haufen von Leichnamen waren im Tempel aufgetürmt".[2]) Während Archelaus in Rom weilt, zog am Pfingstfeste „nicht sowohl der gewohnte Gottesdienst als vielmehr die Erbitterung das Volk nach Jerusalem". Mit dem zeitweiligen römischen Befehlshaber Sabinus findet ein verlustreiches blutiges Gemetzel statt. Der römische Statthalter Syriens eilt nach Jerusalem dem Sabinus zu Hilfe. „Viele wurden ergriffen, die weniger Schuldigen eingekerkert, die Schuldigsten, gegen 2000 Mann gekreuzigt".[3]) „Um dieselbe Zeit kam es in Judäa zu tausend anderen Friedensstörungen".[4]) Nach seiner Bestätigung „behandelte Archelaus eingedenk der früheren Empörungen Juden wie Samariter mit grausamer Härte",[5]) weshalb er von den Römern im zehnten Jahre seiner Herrschaft nach Vienne verbannt wurde (gegen 12 n. Chr.). Wegen dieser Grausamkeiten heißt es im Matthäusevangelium: „Als er (Joseph) hörte, daß Archelaus in Judäa regiere anstatt des Herodes, seines Vaters, fürchtete er sich, dorthin zu ziehen".[6])

Das Gebiet des Archelaus wurde jetzt in eine römische Provinz verwandelt, welche durch Landpfleger verwaltet wurde. Mit der Ankunft des ersten Landpflegers Coponius beginnen der Gau-

[1]) Flavii Jos. de Bell. Jud. 2, 6, 2. (Dindorf, Gfrörer.) — [2]) B. J. 2, 1, 3; 2, 6, 2; A. J. 9, 3. — [3]) B. J. 2, 5, 2. — [4]) A. J. 17, 10, 4. — [5]) Ibid. 2, 7, 3. — [6]) Matth. 2, 22.

loniter Judas und der Pharisäer Sadduk das jüdische Volk gegen die römischen Bedrücker aufzureizen, daß von jetzt ab alle Sicherheit in Judäa schwand. Den Verlauf dieser Wirren, die unter Coponius ansetzten, schildert Josephus mit den Worten: „Es läßt sich kein Leid denken, wovon nun, dank jenen beiden Unruhstiftern, unser Volk nicht in größerem Maßstabe heimgesucht ward, als irgend jemand angeben kann. Ein Krieg erhob sich nach dem andern, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Juden den beständigen Angriffen unterlagen; dazu kam noch, daß das Volk die wahren Freunde, die den Kummer hätten lindern können, verlor, daß Räuber das ganze Land unsicher machten und viele der edelsten Männer ermordet wurden, angeblich zum Schutze der Freiheit, in der Tat aber nur um Beute zu machen. So kam es zu Aufständen und zu öffentlichem Blutvergießen. . ." [1])

Der fünfte Landpfleger war Pontius Pilatus. Dieser erregte alsbald große Unruhen dadurch, daß er Fahnenstangen, woran oben kleine goldene Büsten des Kaisers befestigt waren, nach Jerusalem bringen ließ.[2]) Eine große Aufregung entstand, als Pilatus „den heiligen Schatz, den man Korban nennt, zu einer Wasserleitung verwendete, welche dreihundert Stadien hergeleitet wurde." Er ließ deshalb die römischen Soldaten in bürgerlicher Kleidung, jedoch mit Waffen, unter das Volk zerstreuen. „Sobald er ihnen ein Zeichen gab, schlugen sie auf die Juden los, deren viele durch die Streiche, noch mehr aber dadurch umkamen, daß ihre eigenen Landsleute sie beim Gedränge auf der Flucht zertraten." [3])

Es ist von besonderem Interesse, über die größte Gewalttat und den unerhörtesten Justizmord, der in der Welt und zwar zur Zeit des Pilatus vorgekommen ist, einen jüdischen Bericht zu vernehmen. „Um diese Zeit lebte Jesus, ein Mensch voll Weisheit, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf. Er tat nämlich ganz unglaubliche Dinge und war der Lehrer aller, die gern die Wahrheit aufnahmen; so zog er viele Juden und viele aus den heidnischen Stämmen an sich. Der Christus war kein anderer als dieser. Auf Anstiften der Einflußreicheren bei uns verurteilte ihn Pilatus zwar zum Kreuzestode; gleichwohl wurden die, welche ihn früher geliebt hatten, auch jetzt nicht un-

[1]) A. I. 18, 1, 1. — [2]) B. I. 2, 9, 2. — [3]) Ibid. 2, 9, 4 und Euseb. Chronikon zum 19., 20. und 21. Jahre des Tiberius.

treu. Er erschien ihnen nämlich am dritten Tage wieder lebend, wie gottgesandte Propheten neben tausend andern wunderbaren Dingen von ihm verkündigt hatten. Noch jetzt hat das Volk der Christen, die sich nach ihm nennen, nicht aufgehört."[1])

Pilatus, der den wahren Messias hatte töten lassen, mußte bald (um 35) gegen einen falschen Messias in Samaria zu Felde ziehen. Die grausame Art und Weise, in der er gegen die Besiegten verfuhr, veranlaßte den Kaiser Tiberius, Pilatus nach Rom zur Rechenschaft zu ziehen. Ehe er indessen in Rom ankam, war Tiberius schon gestorben[2]) (37); Pilatus starb später als Verbannter.

3. Die Apostelgeschichte schildert uns des näheren die Stellung der Synagoge zu der um diese Zeit in Jerusalem aufblühenden Kirche. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, wie sie nur der glühendste Haß geben kann, verfolgten die leitenden jüdischen Kreise die Tätigkeit der Apostel. Nach dem Pfingstfeste wagen sich dieselben aus der Verborgenheit, wohin die Angst vor den Juden sie gejagt, an die Öffentlichkeit. Die kurze Zeit vom Pfingstfeste bis zur wunderbaren Heilung des Lahmgeborenen erfreute sich die Urchristengemeinde in Jerusalem der äußeren Ruhe, aber dieses Wunder wurde das Signal zum Kampfe. Als die ersten Feinde traten die Sadducäer auf den Kampfplatz, welche die Apostel vor den hohen Rat führten. Das Wunder war „leider" nicht natürlich zu erklären. „Was sollen wir mit diesen Leuten machen?" fragen die Ältesten und Priester. „Denn es ist doch ein Wunder durch sie geschehen, das allen Bewohnern von Jerusalem bekannt ist; es ist offenkundig, und wir können es nicht leugnen. Damit es jedoch nicht noch weiterhin unter das Volk verbreitet werde, wollen wir *sie scharf bedrohen*, nicht mehr in diesem Namen zu irgend einem Menschen zu reden. Sie riefen sie (die Apostel) also hinein und geboten ihnen, durchaus nicht mehr zu reden und zu lehren im Namen Jesu. Petrus aber und Johannes antworteten und sprachen zu ihnen: Ob es recht ist vor Gottes Angesicht, euch mehr zu gehorchen als Gott, das urteilet selbst."[3]) Hier war also kein Kompromiß mehr möglich; in diesem Ausgang der ersten Gerichtsverhandlung liegt die offizielle Kriegserklärung des Judentums an die Kirche, welcher heute nach

[1]) A. L. 18, 3, 3. — [2]) Ibid. 18, 4, 1—2. — [3]) Apostelgesch. 4, 16—19.

neunzehnhundertjährigem Kampfe noch immer kein Friedensschluß gefolgt ist.

Die Sadducäer, überhaupt die Männer der vornehmsten Stände, die sich durch den Messias und seine Anhänger in ihrer Machtstellung bedroht sahen, nahmen zuerst den Kampf auf, „während die Pharisäer . . . zunächst eine abwartende Stellung einnahmen oder gar gläubig wurden. Sobald die Pharisäer aber gegen die Christen auftraten, wurde auch das ganze Volk gegen letztere aufgeregt; denn die Pharisäer waren die Volkspartei. Es ergibt sich hieraus, daß die ruhige Haltung des Volkes in der ersten apostolischen Zeit durch die abwartende Stellung der Pharisäer bedingt war".[1])

Bald werden die Apostel — diesmal alle — zum zweiten Male verhaftet, und zwar wiederum auf Betreiben der Sadducäer, während das Volk noch zu ihnen hielt.

„Haben wir euch nicht auf das strengste geboten", so fährt der Hohepriester sie an, „nicht in diesem Namen zu lehren? und sehet, ihr habt Jerusalem mit dieser Lehre erfüllt, und ihr wollt das Blut dieses Menschen (Christus!) auf uns bringen".[2]) Petrus als der Wortführer der Apostel bekennt mutig den Glauben an Christus. „Als sie dieses hörten, ergrimmten sie und gedachten sie zu töten". Nach der eindringlichen Mahnung des Pharisäers Gamaliel, der hohe Rat möge den Erfolg abwarten, den die neue Lehre haben würde, da sie möglicherweise doch von Gott kommen könnte, ließen sie den Aposteln „Streiche geben und befahlen ihnen, ja nicht mehr im Namen Jesu zu reden".[3])

Der Haß gegen die junge Kirche forderte jetzt das erste blutige Opfer. Jüdische Pilger disputierten mit dem Diakon Stephanus; „aber sie vermochten der Weisheit und dem Geiste, der aus ihm redete, nicht zu widerstehen"; deshalb warben sie falsche Zeugen gegen ihn. „Diese also regten das Volk und die Ältesten und die Schriftgelehrten auf; es entstand ein Auflauf, und sie schleppten ihn mit sich fort." Bei seiner Verteidigungsrede vor dem hohen Rate hörten sie ihm anfangs schweigend zu; als sie aber den Vorwurf des Gottesmordes aus seinem Munde vernahmen, „stürzten sie einmütig auf ihn los und steinigten ihn, nachdem sie ihn zur Stadt hinausgeschleppt hatten."[4]) Die

[1]) Felten, Apostelgeschichte 111 f. — [2]) Apostelgesch. 5, 28. — [3]) Ibid. 5, 40. — [4]) Ibid. 6, 52—59.

Steinigung fand besonders den Beifall des Pharisäers Saulus. Obwohl die Juden das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden, an die Römer verloren hatten, wurde Stephanus das Opfer einer plötzlichen Aufregung des Volkes: ein typisches Vorbild für die später rechtlos hingemordeten Opfer des jüdischen Hasses gegen die Kirche. In Anbetracht der öfters plötzlich in Jerusalem sich ereignenden, blutigen Tumulte ist es nicht nötig, den Tod des hl. Stephanus in die Zeit der Abreise des Pilatus nach Rom zu verlegen (gegen 37); man kann ihn, wie es meistens geschieht, in die Jahre 34/35 datieren. Nach der anfänglichen abwartenden Stellung war infolge der großen Erfolge jetzt der Haß der Pharisäer und damit auch die Volkswut entflammt worden: der Tod des hl. Stephanus gab das Signal zur allgemeinen Erhebung. „Es erhob sich aber an jenem Tage eine große Verfolgung gegen die Kirche zu Jerusalem, und **alle** zerstreuten sich in den Gegenden von Judäa und Samaria, die Apostel ausgenommen.“[1]) Wo blieb damals die hl. Jungfrau? „Saulus aber verwüstete die Kirche, indem er in die Häuser eindrang und Männer und Weiber fortschleppte und sie ins Gefängnis lieferte.“[2]) Wenn Saulus auch die christlichen Frauen Jerusalems vor das Gericht zu bringen suchte, wäre es nicht ein Hauptstreich für ihn gewesen, die Mutter des verhaßten Nazareners, in welcher man doch so recht das Christentum verkörpert sehen mußte, der fanatisierten Judenschaft preiszugeben? Diese edelste Beute aufzuspüren, wäre in der Tat für ihn der Mühe wert gewesen. Doch Saulus fand bald keine Opfer für seinen Haß in Jerusalem mehr vor; deshalb, „nach Drohung und Mord gegen die Jünger des Herrn atmend, ging er zum Hohenpriester und erbat sich von ihm Briefe nach Damaskus an die Synagogen, damit er, wenn er welche fände, die dieses Weges wären, Männer und Weiber, er sie selbst gefesselt nach Jerusalem führte.“[3]) Johannes hätte auf das schwerste gegen seine Kindespflicht gehandelt, wenn er die hl. Jungfrau in Jerusalem, in diesem Vulkan der Volksleidenschaften gelassen und den schlimmsten Eventualitäten ausgesetzt hätte. Nach dem dreijährigen Aufenthalt in der arabischen Wüste (34—37 oder nach anderen 37—39/40) predigt Paulus in Damaskus. Aber welches ist sein Erfolg? „Die Juden hielten

[1]) Apostelgesch. 8, 1. — [2]) Ibid. 8, 3. — [3]) Ibid. 9, 1 f.

miteinander Rat, ihn zu töten. . . ." „Sie bewachten aber Tag und Nacht die Tore, damit sie ihn töteten." Da nahmen ihn die Jünger bei Nacht und ließen ihn über die Mauer in einem Korbe herab."[1] Alsbald begibt er sich zum ersten Besuch nach Jerusalem, wo er sich dem hl. Petrus vorstellt. „Er redete auch (dort) mit den Heiden und stritt mit den griechischen Juden, diese aber suchten ihn zu töten."[2] Kaum hat dies die Apostelgeschichte berichtet, als sie daran die merkwürdigen Worte knüpft: „Die Kirche nun in ganz Judäa, Galiläa und Samaria hatte Frieden und wurde erbaut, wandelnd in der Furcht des Herrn und mit dem Troste des hl. Geistes erfüllt."[3] Man sollte sagen: ein sonderbarer Friede, in dem man jeden Tag gewaltsam zu Tode gebracht werden kann! Doch diese Worte erfahren durch Flavius Josephus eine nähere Beleuchtung durch seine Schilderung der Regierungszeit des Kaisers Kaligula (37—41).

4. „Die Ruhe in Palästina hing mit der Aufregung zusammen, welche Kaiser Kaligula, der seit dem dritten Jahre seiner Regierung (seit dem 16. März 39) göttliche Ehre für sich in Anspruch nahm, durch den Befehl, sein Standbild im Tempel zu Jerusalem aufzustellen und jeden Widerstand mit Gewalt zu unterdrücken, hervorrief. Dadurch wurde die öffentliche Aufmerksamkeit von den Christen abgewandt".[4] Also war dieser Friede nur ein äußerer, kein innerer; das Feuer des Hasses glimmte unter der Asche, durch den Druck der äußeren Verhältnisse verhalten, ruhig fort, und es bedurfte nur eines äußern Mittels, die Explosion herbeizuführen. Dieser Haß wuchs aber mit den Fortschritten des Christentums.

„Kaiser Kajus" (Kaligula), so berichtet Flavius Josephus, „wurde durch sein Glück so übermütig, daß er sich für einen Gott hielt und als solcher verehrt zu werden verlangte. . . . Er schickte den Petronius mit einem Heere nach Jerusalem, um die Bildsäule des Kaisers im Tempel aufzustellen; falls die Juden sich widersetzen würden, sollten die Ungehorsamen getötet, und alle übrigen zu Sklaven gemacht werden. . . . Petronius rückte von Antiochien her mit drei Legionen und vielen Hilfsvölkern in Judäa ein. Viele Juden wollten den verbreiteten Kriegsgerüchten nicht glauben; die meisten wußten nicht, wie sie sich verteidigen

[1]) Apostelgesch. 9, 23 ff. — [2]) Ibid. 9, 29. — [3]) Ibid. 9, 31. — [4]) Felten, Apostelgeschichte 202.

sollten." [1]) „Die Juden versammelten sich mit Weibern und Kindern auf der Ebene von Ptolemais und flehten Petronius an, er möge ihres Lebens, vor allem aber ihrer heimischen Sitten schonen." Sie stellten dem römischen Feldherrn vor, „wolle er die Bildsäulen aufstellen, so müsse er vorher das ganze jüdische Volk hinschlachten, und gerne böten sie sich mit Frauen und Kindern als Opfer an. Alle Ermahnungen, Drohungen und Vorstellungen des Römers machten keinen Eindruck, „und er mußte sehen, wie das Land in Gefahr stand, ungesät zu bleiben, weil das Volk zur Zeit der Aussaat fünfzig Tage lang in der Stadt verharrte".[2]) Der Tod Kaligulas am 24. Januar 41 beruhigte endlich die furchtbar aufgeregten Juden Palästinas.

5. Um dieselbe Zeit entstanden für die Christen im hl. Lande die größten Gefahren durch den neuen Landesherrscher Herodes Agrippa I. (37—44). Dieser war ein Sohn Aristobuls, der von seinem eigenen Vater Herodes dem Gr. war hingerichtet worden. Agrippa, der Enkel des Herodes, wurde in Rom erzogen, war dort mit Kaligula vor dessen Thronbesteigung innig befreundet und wurde infolge einer unvorsichtigen Bemerkung, daß er lieber den Kaligula als den Kaiser Tiberius auf dem Throne sähe, ins Gefängnis geworfen. Kaum war Kaligula zur Regierung gelangt, als er Agrippa frei ließ, seine eisernen Ketten mit goldenen von gleichem Gewicht vertauschte[3]) und ihn zum Fürsten von Ituräa, Trachonites und der Tetrarchie des Lysias von Abilene machte. Durch seine Intriguen gelang es ihm auch, seinen Verwandten Antipas um sein Land, Galiläa und Peräa, zu bringen. Da Agrippa bei Kaligula immer an Einfluß stieg, verhinderte der Tod des letzteren, seinem Günstling noch größere Gunstbezeugungen zu erweisen.

Judäa, um 41 noch römische Provinz, kam unter dem folgenden Kaiser Klaudius (41—54) zu Agrippas Reich zum Danke für dessen wertvolle diplomatische Hilfe bei Gelegenheit des Thronwechsels. Jerusalem ist jetzt von 41—44 die Residenz des Herodes Agrippa I. „Als er zu Jerusalem angelangt war, brachte er Dankopfer dar und ließ keine der gesetzlichen Vorschriften unbeachtet. Aus demselben Grunde ließ er viele Naziräer scheren, und die goldene Kette, die ihm Kajus ebenso schwer verehrt hatte, wie die eiserne, die seine königliche

[1]) B. I. 2, 10, 1. — [2]) Ibid. 2, 10, 3—5. — [3]) A. I. 18, 6, 10.

Hand gefesselt hatte, ließ er als Andenken ... innerhalb des Tempels aufhängen".[1]) „Er bewies sich den Bewohnern von Jerusalem für ihre Anhänglichkeit erkenntlich und erließ ihnen, um sich an Großmut von ihnen nicht übertreffen zu lassen, die Abgabe von den einzelnen Häusern". Er hielt jede Verhöhnung des jüdischen Gesetzes für eine Gotteslästerung. „Er wohnte gern und anhaltend in Jerusalem, beobachtete die Gesetze seines Vaterlandes gewissenhaft und war in allen Stücken ein Muster von Sittenreinheit, wie er auch keinen Tag ohne Opfer vorübergehen ließ". Wir verstehen es daher sehr wohl, wenn Flavius Josephus ihn den „wahrhaft bewundernswerten Agrippa",[2]) „Agrippa den Großen"[3]) nennt, und wenn das Volk bei der Nachricht von seiner schweren Erkrankung „mit Weib und Kind nach väterlicher Sitte auf Säcke sich niederwirft, um für den König zum Herrn zu flehen, und alles voll Wehklagen und Tränen war".[4])

Aber wir verstehen auch sehr wohl die Worte der Apostelgeschichte zum Jahre 42: „Zu derselben Zeit legte König Herodes (Agrippa) Hand an, um einige der Angehörigen der Kirche zu mißhandeln. Er tötete Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwerte, und da er sah, daß es den Juden wohlgefiel, fuhr er fort und ergriff auch den Petrus."[5])

Nicht Maria war damals in Jerusalem, sondern — Herodes Agrippa!

6. Weil der Sohn Agrippas, nämlich Agrippa II., bei seines Vaters Tode noch ein Kind war, verwandelte Klaudius das jüdische Königreich wieder in eine römische Provinz. Die beiden ersten Statthalter ließen die Juden in ungestörter Ausübung ihrer religiösen Gebräuche. Unter dem dritten Statthalter, den Klaudius schickte, „brachen bei Gelegenheit des Osterfestes in Jerusalem Unruhen aus, die einer Menge Juden das Leben kostete." „Das Gedränge der aus dem Tempel Forteilenden wurde an den Tempeltoren so groß, daß sie einander zertraten und erdrückten, wobei mehr als 10000 Menschen das Leben verloren."[6]) Außerdem wurde Judäa von Räuberscharen heimgesucht; bald trat in Jerusalem „eine neue Art von Bösewichtern auf, die unter dem Namen Sicarier am hellen Tage und mitten in der Stadt Men-

[1]) Ibid. 19, 6, 1 ff. — [2]) Ibid. 18, 4, 3. — [3]) Ibid. 18, 5, 4. — [4]) Ibid. 19, 8, 2. — [5]) Apostelgesch. 12, 1—3. — [6]) B. I. 2, 12, 1 f.

schen mordeten".[1] „Zuerst wurde von ihnen der Hohepriester Jonathan erstochen. Nach ihm kamen täglich viele um; peinlicher als die Unglücksfälle selbst war die Furcht, da jedermann wie im Kriege stündlich seinen Tod erwartete. Man sah sich von weitem schon nach seinem Feinde um, traute aber auch dem Freunde nicht mehr, wenn er nahte.[2] Der göttliche Fluch über Jerusalem wurde immer wirksamer, bis im Jahre 70 die Stadt vom Erdboden verschwand.

Und in dieses historische Milieu, das wir absichtlich mit den Worten eines Augenzeugen zeichneten, verlegten später die Apokryphen das feierliche Begräbnis der hl. Jungfrau — mitten durch die Stadt — unter den Hymnengesängen der Apostel — vor den Augen tausender Zuschauer — unter unerhört großartigen Wundern! Das alles ist unmöglich und daher unwahr.

Etwas mehr historischen Takt zeigen die älteren Redaktionen des Transitus, nach welchen Maria aus Furcht vor den Juden wenigstens nach Bethlehem zieht. Alle Apokryphen enthalten die angeblichen Befürchtungen Mariens, die Juden möchten nach ihrem Tode ihren Leib verbrennen. Warum sollten dieselben aber an dem wehrlosen Leichnam ihren Groll auslassen, wenn sie der lebenden Persönlichkeit sich hätten bemächtigen können?

Wir schließen dieses Kapitel mit einem Worte aus dem Dialog des Martyrers Justinus († zwischen 163 und 167) mit dem Juden Tryphon. Er spricht über die Heimsuchungen, die über die Juden gekommen sind, daß sie sogar nicht mehr die Trümmerstätte Jerusalems besuchen durften. „Mit Recht ist das alles über euch gekommen; denn ihr habt den Gerechten getötet und vor ihm seine Propheten; und jetzt verachtet ihr die, welche an Christus glauben, und tut ihnen nach Kräften alle Schmach an und verwünscht sie in den Synagogen. Jetzt habt ihr die Macht nicht mehr, eure Hand an uns zu legen; so oft ihr sie aber hattet, habt ihr es getan."[3]

Als der Heiland seine Apostel über ihr Predigtamt unterrichtete, gab er ihnen die Mahnung, aus der Stadt herauszugehen und deren Staub von den Füßen abzuschütteln, wo man sie nicht anhören wolle. „Ihr werdet gehaßt werden von allen um meines Namens willen . . . wenn sie euch aber verfolgen

[1] Ibid. 12, 13, 3. — [2] Ibid. — [3] S. Justini philosophi et martyris opera rec. Otto, Jenae 1842—46. Tom. II, p. 57, 110, 441.

werden in dieser Stadt, so fliehet in die andere."[1]) Dieser Weisung, sich nicht ohne Not Gefahren auszusetzen, entsprach auch das Beispiel Jesu nach der Auferweckung des Lazarus, da die Hohenpriester beschlossen hatten, sowohl Jesus als Lazarus zu töten.[2]) Wegen dieses Beschlusses „wandelte Jesus nicht mehr öffentlich unter den Juden, sondern ging weg in die Gegend nahe bei der Wüste, in eine Stadt, welche Ephrem heißt."[3]) War es nicht eine Gewissenspflicht für den hl. Johannes, diesen Worten und dem Beispiele Jesu zu folgen und baldigst die ihm anvertraute hl. Jungfrau aus der haßerfüllten, dem Untergang geweihten Stadt in Sicherheit zu bringen?

Viertes Kapitel.

Die Zeugen für Ephesus.

1. Die Hauptstütze für die Annahme des Aufenthaltes der hl. Jungfrau in Asia bilden die Worte des Johannesevangeliums: „Von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich" (19. 27). Er nahm sie damals in Jerusalem zwar nicht in ein zugehöriges Haus auf, wie der hl. Augustinus betont,[4]) da er kein Sondereigentum dort besaß, sondern sorgte für sie in treuester Pflichterfüllung. Da Johannes frühzeitig nach Asia reiste, ergibt sich aus dem göttlichen Auftrag an ihn, für die hl. Jungfrau lebenslänglich sorgen zu müssen, mit zwingender Notwendigkeit die Folgerung, daß Maria irgendwo in Asia unter der liebevollen Fürsorge des hl. Johannes lebte. Daß Maria frühzeitig Jerusalem verließ, dafür bürgen außer dem Schweigen aller authentischen Nachrichten über ihren Aufenthalt daselbst, außer der Unmöglichkeit, inmitten der vielen Gefahren dort wohnen bleiben zu können, die Nachrichten beim hl. Epiphanius, die wir eingehend S. 14 ff. besprochen haben. Der Tradition, daß Maria gemeinschaftlich mit dem Apostel nach Asia ging, weiß Epiphanius nichts anderes entgegenzuhalten, als daß die hl. Schrift dies

[1]) Matth. 10, 22, 23. — [2]) Joh. 11, 53; 12, 10. — [3]) Joh. 11, 54. — [4]) M. P. L. 35, 1951.

nicht berichte. Die Ausführungen des Kirchenvaters schließen einen längeren Aufenthalt und den Tod Mariens in Jerusalem absolut aus. Derselbe Gedanke erscheint bei Johannes von Thessalonich, welcher sagt, daß Maria nur kurze Zeit nach der Himmelfahrt ihres Sohnes in Jerusalem und Judäa blieb (S. 51). Maria und Johannes, deren Leben der Heiland aneinandergeknüpft hat, dürfen nicht von einander getrennt werden: wo Johannes war, blieb auch Maria! Wie einst der Heiland den jungfräulichen Liebesjünger seiner besonderen Freundschaft würdigte, so wird auch die hl. Jungfrau ihre mütterliche, heilige Zuneigung ihm geschenkt und mit ihrem hellerleuchteten Geiste ihn zu mancher tieferen Erkenntnis göttlicher Geheimnisse geführt haben. Beachten wir einmal, welche genaue Kenntnis der heiligen Schrift, welche Erkenntnis der damals geschehenen Gottestaten und welch prophetisches Schauen sich in dem „Magnifikat" der hl. Jungfrau offenbart! Diese Belehrung des hl. Johannes durch Maria ist auch die Auffassung des Origenes, wenn er in seinem Johanneskommentar schreibt: „Wagen wir also die Behauptung, die vornehmste aller heiligen Schriften sei das Evangelium, das vornehmste von den Evangelien aber sei das von Johannes überlieferte, dessen Sinn niemand fassen kann, wer nicht an der Brust Jesu gelegen oder von Jesus Maria empfangen hat, damit sie auch seine Mutter werde."[1]) Sehr tief spricht auch hierüber der hl. Ambrosius, dessen Lieblingsthema die Übergabe Mariens an den hl. Johannes ist. „Bei wem anders mußte die Jungfrau wohnen, als bei dem, den sie als Erben ihres Sohnes, als Wächter ihrer Reinheit kannte? . . . sie wurde Johannes dem Evangelisten übergeben, der jungfräulich blieb. Darum wundere ich mich nicht, daß dieser mehr als die anderen die göttlichen Geheimnisse enthüllt hat, da ihm der Palast himmlischer Geheimnisse (Maria) zur Seite stand".[2])

Wie natürlich und ungezwungen spricht uns der Aufenthalt Mariens in Asia an, während bei der Annahme ihres dauernden Verweilens in Jerusalem alles voll Widersprüche ist — sowohl hinsichtlich des hl. Johannes als auch der hl. Jungfrau!

2. Aus schwerwiegenden Gründen dürfen wir von jetzt ab es wagen, bezüglich des Wohnens der hl. Jungfrau in Asia kon-

[1]) M. P. G. 14, 32. — [2]) M. P. L. 16, 518 f. (de inst. virg. c. 7).

kreter zu werden und Ephesus nebst Umgegend als die Stätte zu bezeichnen, wohin Maria sich mit Johannes begeben hat. Schon der hl. Hieronymus hat uns benachrichtigt, daß der hl. Johannes in Ephesus ein Häuslein und sehr liebe Freunde besaß (hospitiolum et amicos amantissimos); Gregor von Tours und Willibald von Eichstätt melden, daß dieses Häuslein auf Bergeshöhe in der Umgegend von Ephesus an einem lieblichen Orte lag (S. 236 f.). Für die enge Verbindung der hl. Jungfrau mit Ephesus sprechen eine Anzahl gewichtiger Gründe, teils Tatsachen, die sehr zu denken geben, teils Traditionen, teils Urteile hervorragender Gelehrter.

3. In Ephesus bestand die älteste historisch nachweisbare Marienkirche (Tafel I, Bild 2). Tillemont stützt seine Ansicht, daß Johannes im Jahre 37 gemeinschaftlich mit Maria nach Asia kam, u. a. auf die in den Akten des Konzils von Ephesus (431) öfters genannte Marienkirche, in welcher die Konzilssitzungen stattfanden. „Diese Kathedrale von Ephesus trug den Namen der hl. Jungfrau; wir finden aber in dieser Zeit keine glaubwürdige Nachricht von der Existenz einer anderen Marienkirche. Denn obwohl man immer große Ehrfurcht vor der hl. Jungfrau hatte, so war es doch nicht Sitte in den ersten Jahrhunderten, einer Kirche aus bloßer Verehrung den Namen eines Heiligen zu geben, sondern nur dann, wenn man seine Reliquien besaß, oder wenn sie an dem Ort stand, wo er gelitten hatte, oder aus einem anderen ähnlichen Grunde.“[1]) Fast denselben Gedanken spricht ein Kanon der sechsten Synode von Karthago aus (13. Sept. 401): „Es sollen keine memoriae martyrum (Martyrerkirchen und -kapellen) geduldet werden, wenn sich nicht Reliquien des betreffenden Martyrers daselbst befinden, oder sie nicht in entschiedener historischer Beziehung zu dem Martyrer als seinem Geburts- oder Todesort usw. stehen.“[2]) Alle von Silvia genannten Kirchen sind über dem Grab eines Heiligen gebaut oder halten das Andenken an eine wichtige lokale Begebenheit lebendig.[3])

[1]) T. M. I, 492. — [2]) Hefele, Konziliengeschichte II, 72 (can. 17). — [3]) Eine Art Ausnahme in dieser Hinsicht bildet nur die Kirche zu Ehren der Apostel, von Konstantin in seiner Residenz errichtet. Indessen standen die Apostel in engen Beziehungen zu dem großen Reiche Konstantins. Das „Michaelion“ daselbst wurde infolge einer dortigen „Engelserscheinung“ errichtet.

In ältester Zeit — bis zur Zeit Konstantins — hatten die Christen keine eigens zu gottesdienstlichem Zweck errichteten Gebäude. Sie versammelten sich in Privathäusern, besonders aber, wenn viele Christen dort waren, in den Prachtsälen der Vornehmen.[1]) Zur Zeit der Verfolgung machten die Christen sich die römischen Gesetze, welche den Begräbnisstellen einen besonderen Schutz zuerkannten, zu nutze und bauten über den Gräbern ihrer Toten, besonders der Martyrer, ihre teils oberirdischen, teils unterirdischen Cömeterialgebäude, von denen besonders die ersteren zu gottesdienstlichen Versammlungen gebraucht wurden. Beide Arten von Gotteshäusern der ersten Christen lassen sich z. B. in Rom an den Titeln der ältesten Kirchen erkennen. Zunächst führt eine große Anzahl der 28 „Titel"kirchen Roms „wenigstens anfänglich, nicht das Prädikat eines Heiligen, insbesondere eines Martyrers, sondern wurden einfach nach ihrem Gründer genannt, wie es bei Profanbauten in der klassischen Zeit üblich war. In einer spätern Periode würde eine solche Bezeichnung nach dem Gründer ... nicht stattgefunden haben; denn in der Folge gelangten nur noch Martyrer und dann Heilige überhaupt zu der Ehre der Titelbezeichnung."[2]) Diese Titelkirchen sind also eine Erinnerung an die vorkonstantinischen, zum Gottesdienste benutzten Prachtsäle der Vornehmen. Über die Cömeterialkirchen berichtet Grisar: „Da nach römischem Gesetze die Toten außerhalb der Stadt begraben werden mußten, so ist es natürlich, daß in altkirchlicher Zeit auch die Ruhestätten der Martyrer *vor* den Mauern zu suchen sind. Schon vor Konstantins Tagen erhoben sich über den hl. Gräbern an der Oberfläche der Katakomben manche Oratorien oder cellae. Konstantin selber aber ließ an den bedeutendsten außerstädtischen Punkten, wo die christlichen Römer ihre Verehrung den Blutzeugen darbrachten, glänzende Basiliken aufführen; vor allem über den zwei vornehmsten Gräbern, demjenigen des hl. Petrus und demjenigen des hl. Paulus. ... Diese Kirchen außerhalb der Mauern zeigen, insofern sie Cömeterialkirchen waren, mehrfache Übereinstimmungen in ihrer Anlage. Eine Erfordernis für dieselben war, *daß sie unmittelbar über das Grab des betreffenden Heiligen zu stehen kamen*."[3])

[1]) Kraus, Realenzyklopädie I, 109 ff. — [2]) Grisar, Geschichte Roms usw. I, 151. (Seit dem 5. Jahrhundert war zum Titel der Kirche der Ausdruck „sanctus" unerläßlich.) — [3]) Ibid. 155.

St. Peter in Rom ist somit eigentlich das erhabenste Grabmal der Welt.

Die ersten drei Jahrhunderte hielten ein Grab für etwas Heiliges und Unverletzliches. In späterer Zeit begann man, die Leiber der Martyrer aus der Erde zu nehmen und sie in den Altären beizusetzen oder an Kirchen zu verteilen. Die Einweihung einer Kirche ward gleichsam eine Heiligenbestattung, da die Beisetzung der Reliquien der am meisten hervortretende Vorgang war, um den sich alles andere gruppierte.[1]) So ist es auch bis heute geblieben: dem ursprünglichen Gebrauch, über den Gräbern der Heiligen Kultusstätten zu bauen, entspricht noch heute die Sitte, vor der Benutzung der Kirche die hl. Leiber oder Reliquien der Martyrer in dem Altare niederzulegen.

Infolge der fortwährenden Verfolgungen wurden die eigentlichen christlichen Gotteshäuser erst seit Konstantin (323) erbaut; keine einzige der uns erhaltenen Basiliken reicht in eine frühere Zeit hinab.[2]) Demnach muß die Marienbasilika in Ephesus zwischen 323 und 431 gebaut worden sein, zumal da die Christenverfolgungen in Kleinasien andauernd und intensiv waren.[3]) Die Konzilsakten lassen die Bauzeit nicht erkennen; sie sprechen von der Kirche wie von einer bekannten, und nichts läßt vermuten, daß sie aus jüngster Zeit stamme. Das Ephesinum spricht an mindestens 24 Stellen von dieser Kirche, wobei folgende Wendungen wiederkehren: „in der Metropole der Epheser", „in der hochheiligen Marienkirche", „in der großen Marienkirche", „in der heiligen und großen Marienkirche". Die Kirche wird niemals einfach „Maria" genannt, sondern stets steht die Bezeichnung „Kirche" dabei.[4]) Warum baute man denn gerade in Ephesus eine Marienkirche? Wenn nach der Meinung einzelner Johannes in Asia eine so armselige Rolle spielte, erst als gebrochener Greis in Ephesus sich niederließ, wenn nach denselben Maria niemals einen Fuß nach Ephesus setzte, wie kommt es denn, daß erst hundert Jahre nach dem Ephesinum der Pilger Theodosius (um 530) uns zuerst etwas von Marienheiligtümern in Jerusalem berichtet und daß Johannes Moschos († 619) von der Marienkirche in Gethsemane wie von einer neuen Kirche spricht? War das Andenken, welches Johannes in Ephesus hinterließ, wirksamer, in Ephesus

[1]) Ibid. 626. — [2]) Kraus, Realenzyklopädie I, 115. — [3]) Cf. auch Mommsen l. c. 326. — [4]) Mansi, Conc. IV, 1229, 1233, 1237, 1241, 1251.

eine Marienkirche zu bauen, als die „beständige Anwesenheit des Grabes" in Jerusalem, über welchem man 500 Jahre lang noch nicht einmal eine Kapelle baute? Die Existenz dieser Kirche weist auf innige Beziehungen zwischen Maria und Ephesus hin. Der protestantische Theologe Lipsius nimmt als sicher an, daß in den ersten Jahrhunderten zu Ephesus eine von den Apokryphen unabhängige „ephesinische Lokalsage" bestand, welche besagte, Maria habe Johannes nach Ephesus begleitet. Die dortige Marienkirche setze die Existenz dieser Meinung voraus.[1]) Der bekannte französische Exeget Le Camus fragt sich in seinem Werke „Les sept églises de l'Apocalypse", wie es doch kam, daß man in Ephesus eine Marienkirche und zwar als Doppelkirche in frühester Zeit baute. „Wahrscheinlich", so schreibt er p. 133, „weil man glaubte, daß Johannes und die hl. Jungfrau dort gelebt hatten; denn man weihte damals keine Kirchen (auf den Namen eines Heiligen) aus bloßer Frömmigkeit. Die Kanones der Konzilien gestatteten, Heiligtümer den Heiligen zu weihen bloß auf dem Schauplatz ihres verdienstvollen Lebens oder ihres glorreichen Todes. Es drängt sich mir die Vermutung auf, daß wir uns hier auf dem verehrungswürdigsten Platze von Ephesus befinden, da, wo die ursprüngliche Kirche unter der Leitung des hl. Johannes und unter den mütterlichen Augen Mariens sich organisierte und ausbreitete."[2])

Während das Ephesinum in der Kathedrale von Ephesus, in der Marienkirche, seine Versammlungen abhielt, versammelten sich die Anhänger des Nestorius in der St. Johanneskirche. Über dieselbe erhalten wir durch Prokopius nähere Nachrichten: „Bei der Stadt Ephesus liegt ein steiler Platz, zwar kein Hügel, zugleich auch unfruchtbar, wenn man ihn bebauen würde, da er rauh und steinig ist. Dort hatten einst die Einwohner dem Apostel Johannes, welcher der Theologe genannt wird, einen Tempel errichtet... Diesen Tempel ließ der Kaiser Justinian (527—565) wegen seiner geringen Ausdehnung und seiner Baufälligkeit gänzlich abtragen und alsdann einen so geräumigen und herrlichen daselbst bauen, daß er ganz und gar dem Apostel-dom in Konstantinopel ähnlich ist."[3])

[1]) Die apokryphen Apostelgeschichten I, 448, Braunschweig 1883. — [2]) E. J. 125 f. — [3]) Procopius (Dindorf)) 310 (de aedif. V, 1).

Sowohl die Marienkirche in der Ebene, als die etwas höher gelegene Johanneskirche liegen jetzt ganz in Trümmern, ihr Andenken lebt aber noch in den Lokaltraditionen fort.[1])

Hieraus, wie auch aus den Worten des Konzils, das immer nur von der einen großen Kirche spricht, die Maria genannt wird, ergibt sich, daß es unstatthaft ist, die beiden Teile der großen Marienkirche als die eng mit einander verbundenen Marien- und Johanneskirchen zu bezeichnen, wie es Le Camus tut, welcher die Westkirche die Johanneskirche, die Ostkirche die Marienkirche nennt. Ihm folgte in dieser Auffassung P. Barnabé d'Alsace, der zugleich zugibt, daß die Westkirche aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts stammt. Nach der Überzeugung des gründlichen Kenners von Ephesus, M. Weber aus Smyrna, ist die Ostkirche, die also von den beiden genannten Autoren als die Marienkirche bestimmt wird, „ohne jeden Zweifel" älter als die Westkirche[2]) und reicht in die Zeit Konstantins zurück, ja ist vielleicht noch älter, vorausgesetzt, daß sie dem Zerstörungsdekret Diokletians bezüglich der christlichen Kirchen entgehen konnte".[3]) Daher ist das Zugeständnis von Baunard, dem angesehenen Verfasser der Vie de St. Jean, sehr wertvoll, welcher — obwohl unter dem Einfluß der Jerusalemer Legende damals stehend — das Marienheiligtum auf die Zeiten des hl. Johannes selbst zurückgehen läßt: anfangs wäre es ein einfaches Heiligtum gewesen und nach verschiedenen Umwandlungen im Laufe der Zeit die Kathedrale von Ephesus geworden.[4]) — In einem Artikel der Revue des deux Mondes[5]) bespricht Amédée Thierry das Konzil von Ephesus, dem er Parteilichkeit vorwirft, weil man als Konzilsort eine Stadt gewählt habe, die für Maria so eingenommen gewesen sei, da man dort sie besonders verehrte und ihr Grab besitzen wollte!! „Eine reiche Basilika war daselbst ihr zu Ehren erbaut ... und diese Kirche, sagt man, war die einzige, die Maria in der christlichen Welt geweiht war".[6]) Sehen wir von dieser ungerechtfertigten Verdächtigung des Ephesinums ab, so entspricht der Zeitangabe Thierrys eine Bemerkung von Lehners in seinem

[1]) P. C. 87. — [2]) T. 129. — [3]) T. 130. — [4]) Ibid. — [5]) 15. Novbr. 1871, cf. E. J. 90 ff. — [6]) Aus einer kurzen Bemerkung der hl. Silvia, daß sie nach Asia reisen wolle wegen des „martyrium" des hl. Johannes, schloß Nirschl, daß 388 noch nicht die dortige Marienkirche bestanden habe. Nirschl hatte nämlich leider übersehen, daß es sich nur um eine beabsichtigte Reise, nicht um einen wirklichen Besuch in Ephesus handelte!

Buche über die Marienverehrung. „Ich habe mir alle Mühe gegeben, die Nachrichten über die ältesten Marienkirchen in Rom usw. zu sammeln und zu prüfen, es ist mir aber nicht gelungen, den Beweis für das höhere Alter einer derselben gegenüber der Ephesinischen Kirche zu erbringen".[1]) „Indem wir alle unverbürgten Nachrichten über frühere Marienkirchen nicht berücksichtigen, haben wir zu konstatieren, daß es jedenfalls im Anfang des fünften Jahrhunderts eine Kathedrale gab, die ihr geweiht war".[2])

Die Marienkirche zu Ephesus hatte die große Ehre, daß am 22. Juni 431 in der ersten Sitzung des dritten allgemeinen Konzils das Dogma von der Gottesmutterschaft Mariens feierlich verkündigt und Maria nach den heftigen nestorianischen Anfeindungen von der Kirche zunächst zur Ehre ihres Sohnes, dann auch zur eigenen Ehre für alle Zeiten als die Gottesgebärerin begrüßt wurde.

4. Die Bedenken v. Lehners, bei der Frage nach der ältesten Marienkirche der Welt, „unverbürgte Nachrichten" zu Wort kommen zu lassen, teilte Nirschl nicht und kam infolgedessen zu ganz merkwürdigen Ergebnissen. Obwohl er gestehen muß: „In welchem Jahre und unter welchen Umständen dieses Grab (das angebliche Mariengrab in Jerusalem) aufgefunden worden ist, wissen wir nicht. Kein Augenzeuge, kein Zeitgenosse berichtet uns darüber",[3]) schreibt er in demselben Buche: „Die Auffindung des Grabes der heiligen Jungfrau in Gethsemane um 396 (!) gab der Erbauung von Marienkirchen einen neuen Impuls. Am Orte selbst erhob sich bald darauf ihre Grabkirche, in Ephesus die ihr geweihte herrliche Kathedrale, in Rom die unter P. Sixtus erbaute".[4]) Damit ist Ephesus auf den zweiten Platz gekommen — freilich nur bei Nirschl. Eine Zwischenfrage: Warum wurde denn nicht das 3. Konzil in Jerusalem abgehalten?

Was die ältesten Marienkirchen in Rom betrifft, so gilt zunächst die Liberianische Basilika, jetzt Maria maggiore, als die zuerst zu Ehren Mariens geweihte. Kraus erblickt in der bei Ammianus Marcellinus 27, 3 genannten basilica Siricini, woselbst gottesdienstliche Versammlungen der Christen stattfanden, den Ursprung der späteren basilica Liberiana.[5])

[1]) v. Lehner, Marienverehrung, Vorrede X. — [2]) Ibid. S. 220. — [3]) N II, 147. — [4]) N II, 23. — [5]) Kraus, Realenzyklopädie I, 114.

Nach dem liber pontificalis (Liberius n. 52) berichtet des näheren Grisar über diese Basilika. „Sie wurde vom Papste Liberius (352—366) auf dem Esquilin beim Macellum der Livia gegründet",[1]) ohne Beziehung auf die hl. Jungfrau, da der Papst der Basilika seinen eigenen Namen gab.[2]) Durch Xystus III. (432—440), den Nachfolger Cölestins I., unter dem das Ephesinum abgehalten worden war, erhielt die Kirche den Namen Mariens. „Nach dem dogmatischen Sieg auf dem Konzil von Ephesus erstand zu Rom bald schon ein glorreiches Denkmal zu Ehren Marias, welches sich ... bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Als Papst Xystus III. nämlich kurz nach dem ökumenischen Konzil die von Liberius auf dem Esquilin errichtete Basilika fast gänzlich umgebaut hatte, weihte er sie der Gottesmutter und schmückte sie mit herrlichen Mosaikbildern aus der Geschichte Jesu, Marias und der Kindheit Jesu. Es ist die Kirche Sancta Maria maior (Maggiore), die vornehmste Marienkirche der Welt."[3])

Man hat Maria Maggiore neuestens infolge der 1900 geschehenen Auffindung der Überreste einer Marienkirche, die den Namen Maria antiqua „die alte" trägt, das Vorrecht zu bestreiten gesucht, die älteste Marienkirche Roms zu sein. Indessen rührt die erste bis jetzt bekannte Nachricht von der Existenz dieser Kirche erst aus dem siebenten Jahrhundert her. Ein deutscher Pilger brachte eine Pilgerschrift über die Alpen, welche aus der Zeit des Papstes Honorius I. (625—638) stammt und den Titel trägt: „Über die hl. Orte der Martyrer." An erster Stelle nennt das Itinerarium die Kirche Maria maior, dann folgen St. Maria antiqua und St. Maria rotunda. Das „bescheidene christliche Oratorium" stand an der Nordseite des Palatin, unmittelbar hinter dem heidnischen Vestatempel; heute trägt seine Nachfolgerin den Namen S. Maria Liberatrice. Nach einer aus der Zeit Leo III. (625—638) herrührenden Liste wurde später mit Maria antiqua eine Armenanstalt verbunden, wurde also zur Diakonie und erscheint in dieser Liste der Diakonien als die erste. In der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts wurde die Kirche mit Freskengemälden versehen, die Szenen aus den Marienapokryphen wiedergegeben. „Unter Leo IV. (847—855) ward die Dia-

[1]) Grisar l. c. I, 152. — [2]) Lib. pontif.: Hic fecit basilicam nomine suo... — [3]) Grisar l. c. 297.

konieanstalt nebst anderen Vorrechten auf die andere Marienkirche übertragen, welche der Papst an der sacra via errichtete", und welche den Namen S. Maria nova erhielt. Maria antiqua aber, „das an Bedeutung immer mehr zurückgehen mußte", nannte sich allmählich auf Grund einer aus dem sechsten Jahrhundert stammenden Silvesterlegende, wonach Papst Silvester um das Jahr 365 in der Nähe des Vestatempels einen menschenmordenden, tief unter der Erde hausenden Drachen besiegte, Maria de inferno — dann später Maria liberatrice, während der Name „antiqua" verloren ging. Das historische Material ist sehr dürftig; man hat in Rom sichtlich dem Kirchlein nicht die Bedeutung der ersten Marienkirche beigelegt, da man sonst nicht so pietätlos mit ihm verfahren hätte, zumal da es doch eine hervorragende Lage besaß. Das ganze kirchliche Altertum weiß nichts von Maria antiqua. Die Hypothese, die Grisar an den Namen Liberatrice und an die von Baronius scharf kritisierte Silvesterlegende, sowie an den Namen „antiqua" knüpft, genügt nicht zu einer historischen Gewißheit und wird auch von Grisar selbst nur als eine „Vermutung"[1]) bezeichnet. Der Name „antiqua" wird sich wohl noch auf andere Weise erklären lassen. Ist sie vielleicht eine relativ alte, d. h. von den im 6. und 7. Jahrhundert gegründeten Marienkirchen die älteste? Obwohl de Rossi jenes Itinerarium aus dem 7. Jahrhundert, welches zuerst die Kunde von Maria antiqua bringt, herausgab, hielt er trotzdem an der Überzeugung fest, daß Maria Maggiore die älteste Marienkirche Roms ist. Demnach gab es vor dem Ephesinum in Rom keine geschichtlich nachweisbare Marienkirche.

Über die Kirchen Konstantinopels liegt in den Werken von J. P. Richter, Quellen der byzantinischen Kunstgeschichte,[2]) authentisches, auf das sorgfältigste zusammengestelltes Quellenmaterial vor. Kein einziger Historiker von Eusebius an bis zum Ephesinum kennt in Konstantinopel eine Marienkirche. Die erste sichere Nachricht von dem Bestehen einer solchen erhalten wir durch den Presbyter Eustatius (512—586), welcher das Leben seines Freundes, des hl. Eutychius, Patriarchen von Konstantinopel, beschrieb. In dieser Lebensgeschichte heißt es: „Allen ist die Kirche unserer ruhmreichen Frau, der Mutter Gottes und

[1]) Grisar l. c. I, 195. Cf. überhaupt S. 112, 154, 195 ff., 297. — [2]) Wien 1897 (C. Graeser).

beständigen Jungfrau, die des Urbicius und auf dem Strategion gelegen bekannt." [1]) Über diesen Urbicius meldet der sonst allerdings wenig zuverlässige Kodinos in seiner Topographie (77): „Die sog. Muttergottes des Urbicius wurde von Urbicius erbaut, einem Patrizier und Feldherrn des Orients, einem Barbatus, der über die Kriegskunst schrieb zur Zeit des (Kaisers) Anastasius, 180 Jahre nach Erbauung Konstantinopels." Danach würde diese Marienkirche zwischen 491 und 518 erbaut worden sein.

Indessen über eine noch ältere Marienkirche berichtet uns Justinian (527—565) in seinem Corpus Juris civilis, wo in Nov. III. die Zahl der Kleriker in Konstantinopel festgesetzt wird. „Weil früher die Zahl der Kleriker an der Hauptkirche der Kaiserstadt bestimmt und dabei sehr klein war, weil nämlich die große Kirche die einzige war, nachher aber das verehrungswürdige Gotteshaus der heiligen und ruhmreichen Jungfrau und Gottesmutter Maria nahe bei der Hauptkirche von Verina seligen Andenkens errichtet wurde, auch eine Kirche zu Ehren des hl. Martyrers Theodor von Sphorakios glorreichen Andenkens und die Kirche der hl. Irene mit der Hauptkirche verbunden wurde, deshalb ist es unmöglich, die ursprüngliche Anzahl Kleriker beizubehalten. Die wenigen Kleriker (der Hauptkirche) würden für so viele Kirchen nicht hinreichen", da die drei anderen Kirchen keine eigenen Kleriker hatten.[2]) Verina, die Erbauerin der ersten geschichtlich gemeldeten Marienkirche in Konstantinopel, war die Gemahlin des Leo Makellos (457—474). Der Bau der dritten nachweisbaren Marienkirche, der Blachernenkirche, wurde unter Justin I. (518—527) begonnen.[3]) Es ist hier ausdrücklich von einem Bau, nicht von einer Wiederherstellung unter Justin die Rede; Prokopius unterscheidet dieses immer genau.

Im achten Jahrhundert datierte der Chronist Theophanes Konfessor sowohl die Blachernenkirche als auch die Marienkirche in Chalkoprateia in die Zeit Pulcherias, welche nach Nirschl[4]) nach dem Ephesinum der Muttergottes sogar drei Tempel errichtet hätte. Die Kirche in den Chalkoprateien wird allerdings von ihrem ersten Berichterstatter Theophanes an einer anderen Stelle Justin II. zugeschrieben (zum Jahre 569).[5]) Über die dritte Kirche mit dem „Marienbild" erfahren wir zuerst durch Nicephorus, den

[1]) I. 3. — [2]) C. I. C. vol. II. Lipsiae (Tauchnitz) 1837, Nov. III. — [3]) Siehe oben S. 131. — [4]) N II, 23. — [5]) Siehe oben S. 133.

bekannten Kronzeugen Nirschls, daß Pulcheria sie gegründet habe, während Kodinos (Topographie 80) sie auf Michael den Trunkenbold (842—867) zurückführt. Diese Angaben kommen leider nur tausend Jahre zu spät!

Wenn eine im 9. Jahrhundert verfaßte Andreaslegende[1]) schon in der Zeit vor Konstantin eine Marienkirche auf der Akropolis dort vorfindet, wenn Kodinos im 15. Jahrhundert zu melden weiß, was bis dahin kein einziger byzantinischer Chronist, insbesondere auch nicht die Quelle, worauf er beruht (Anonymus Banduri aus dem 11. Jahrhundert), wußte, nämlich daß Kaiser Konstantin eine Marienkirche genannt „Rhabdos“[2]) und eine genannt „im Sigma“[3]) gebaut habe, so dürfen wir mit ruhigem Gewissen sagen: transeant!

Also weder in Jerusalem noch in Rom, noch in Konstantinopel läßt sich vor dem Ephesinum eine Marienkirche nachweisen. Andere Städte machen aber Ephesus das Recht der Priorität in dieser Beziehung nicht streitig. Die Tatsache, daß die erste geschichtlich nachweisbare Marienkirche nicht bloß des Orients, sondern der ganzen Welt in Ephesus stand, läßt mit Recht den Schluß zu, daß die hl. Jungfrau mit Ephesus in einer ganz besonderen Verbindung gestanden hat. Das Grab Mariens braucht allerdings deshalb nicht in dieser Kirche gesucht zu werden. Nirschl hat in einer breiten Polemik leider den Fragepunkt gänzlich verrückt und so argumentiert: „Freunde von Ephesus behaupten, daß früher die Kirchen über den Gräbern der Heiligen errichtet wurden. Deshalb ist nach ihnen in der Marienkirche zu Ephesus das Grab der hl. Jungfrau zu suchen. Ein Mariengrab in Ephesus war weder vor dem Konzil, noch während des Konzils, noch nach dem Konzil daselbst bekannt“.[4]) „Von dem Mariengrab in dieser Marienkirche schweigt Silvia, schweigen alle früheren und späteren Schriftsteller, Pilger und Bischöfe“.[5]) Gewiß, fügen wir hinzu, man wird immer davon schweigen, da in dieser Kirche offenbar die hl. Jungfrau nicht ihre Ruhestätte gefunden hat. Wie die

---

[1]) Von Niketas Paphlagon in Bibl. Max. Patr. T. 27 (389). — [2]) Richter l. c. 123; die Kirche hieß „Rhabdós“ zu Ehren des angeblich dort aufbewahrten Stabes des Moses. — [3]) Richter ibid. „Das Sigma, die Mutter Gottes, baute zuerst der große Konstantin, nachher aber baute sie wieder Justinian“. — [4]) N II, 20—35. — [5]) N II, 20.

ältesten Itinerarien, besonders Silvia, wie ferner die altchristliche Kunstgeschichte bezeugen, baute man bis zum Ende des vierten Jahrhunderts Kirchen zu Ehren von Heiligen entweder über deren Grab oder da, wo besondere lokale Erinnerungen bestanden — nicht aber aus reiner Devotion. Diese lokalen Erinnerungen waren aber in Ephesus so mächtig, daß man daselbst zu Ehren Mariens in der Stadt eine herrliche Marienkathedrale erbaute, während zu Ehren des hl. Johannes „vor der Stadt Ephesus" ein „kleines" Heiligtum auf einer steinigen Anhöhe stand.[1]) Wie vermögen die Anhänger der apokryphen Legenden Jerusalems diese historischen Tatsachen zu erklären? Die Marienkirche in Ephesus war also nicht direkt dem Grabe Mariens, sondern dem Andenken an lebensvolle Beziehungen zwischen Maria und Ephesus geweiht.[2])

5. Der größte aller Widersacher der hl. Jungfrau unter den Irrlehrern, der Patriarch Nestorius von Konstantinopel, wurde am Abend des 22. Juni 431 von 198 Bischöfen als Häretiker erklärt und, in Gemäßheit der canones und des Schreibens des hl. Vaters Cölestin, von der bischöflichen Würde und von aller priesterlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Der Jubel des Volkes in Ephesus, welches den ganzen Tag auf die Entscheidung gewartet hatte, war sehr groß; es geleitete die Väter mit Fackelschein in ihre Wohnungen.[3]) Am anderen Morgen wurde das Urteil des Konzils dem Nestorius, den Konstantinopolitanern und dem gesamten Volke in besonderen Schreiben kundgemacht und in Ephesus öffentlich angeschlagen. Das Schreiben der Konzilsväter nach Konstantinopel hatte folgenden Wortlaut: „Die heilige Synode entbietet dem treukirchlichen Klerus und dem Volke von Konstantinopel ihren Gruß! Niemals entging jemand, der sich seinem Schöpfer zu widersetzen wagte, der Strafe Gottes. Daher wurde Nestorius als Urheber einer gotteslästerlichen Häresie in der Stadt der Epheser, wo der Theologe (der hl. Johannes) und die Gottesmutter, die hl. Jungfrau Maria (waren? lebten?) .... durch das göttliche Urteil der Väter verurteilt und aller priesterlichen Würde entkleidet." Die bezügliche griechische Stelle lautet:

---

[1]) Procopius l. c. S. 310. — [2]) Daher sind die Ausführungen in N II, 20—35 reine Luftstreiche. Die ganze Polemik hätte nur dann Sinn, wenn behauptet worden wäre, in der Marienkirche sei das Grab gewesen. — [3]) Hergenröther, Kirchengeschichte I, 510 (4. Aufl.); Hefele, Konziliengeschichte II, 165 ff.

ἔνθα ὁ θεόλογος καὶ ἡ θεοτόκος παρθένος ἡ ἁγία Μαρία.[1]) Da das Prädikat fehlt, ist nach griechischem Sprachgebrauch zu ergänzen: ἦσαν „waren", „lebten" oder auch εἰσίν „sind". Der Grieche läßt die Kopulaform von „sein" gern aus, wenn keine Undeutlichkeit entsteht.[2]) Nehmen wir, was zunächst liegt, als Prädikat das Wort „sind", so ist damit die moralische Gegenwart ausgedrückt. „Paulin von Nola sagt, die Martyrer blieben auch nach ihrem Tode mit ihren Reliquien moralisch verbunden, und zwar nicht bloß mit einer Reliquie, die aus dem ganzen Leibe besteht, sondern auch mit jedem Teile desselben. Wo auch nur ein Teil des Leibes ist, da ist der Martyrer moralisch gegenwärtig, so daß Gaudentius von Brescia einfach sagt: „„Wir haben Gervasius, Protasius und Nazarius, die seligsten Martyrer,"" obwohl er nur einen kleinen Teil ihres Blutes erworben hatte. Ähnlich reden andere patristische Theologen."[3]) Übersetzen wir „waren" oder „lebten", so ist der Sinn ganz klar. Diese Worte des Konzils „enthalten einen Hinweis auf eine besondere Beziehung der Stadt Ephesus zu Johannes und Maria, aber keinen sichern Beweis für das Grab Mariens in oder bei dieser Stadt. Wie Bardenhewer (Lit. Rundschau 1896, 345 ff.) hervorhebt, halten Philologen und Historiker des klangvollsten Namens auch in den letzten Jahrzehnten jene Auffassung der Stelle nach Wortlaut und Zusammenhang für die einzig mögliche, nach welcher das Schreiben des Konzils einen Aufenthalt Mariens zu Ephesus voraussetzt. Wird aber einmal dieser Aufenthalt zugegeben, so fallen die meisten gegen das Grab Mariens in Ephesus beigebrachten Schwierigkeiten von selbst weg. Beachtung verdient, daß in den angeführten Worten der Bischöfe die Gottesmutter Maria ganz in derselben Beziehung erscheint wie Johannes. Es genügt nicht, diese Beziehung bloß darin zu erblicken, daß beide eine Kirche in der Stadt hatten."[4]) „Daß an dieser Stelle", schreibt Papst Benedikt XIV., „ein Wort fehlt, sieht jedermann, und dadurch ist eine neue Streitfrage entstanden." Um den Sinn klar zu machen, ergänzt Combefis[5]): aliquando habitaverunt: eine Zeitlang gewohnt haben", oder „aedes habent: Kirchen be-

[1]) Mansi coll. conc. T. IV. p. 1241. — [2]) Koch, Griechische Schulgrammatik, Leipzig 1884, 144. — [3]) K. L. 10, 1033. — [4]) P. Fonk S. J. in den Stimmen von Maria Laach 1897, 2, 152 f. — [5]) Der berühmte Herausgeber griechisch-patristischer Werke († 1679).

sitzen", oder „in honore habentur: in Ehren gehalten werden."[1]) Das Urteil des Baronius, welcher in diesen Worten „nicht undeutlich angezeigt" findet, daß Maria nach Asia mit Johannes reiste und in Ephesus wohnte, haben wir schon S. 185 zitiert. Tillemont protestiert energisch gegen die Auffassung, als bezögen sich die Worte auf die dortige Johannes- und Marienkirche, und findet nicht bloß das Wohnen beider, sondern auch die letzte Ruhestätte beider in den Worten angezeigt.[2])

Um der Beweiskraft der Worte der Konzilsväter zu entgehen, bemühte sich Nirschl der besprochenen Stelle den Sinn zu geben: Wir haben den Nestorius in Ephesus verurteilt, „wo eine Johannes- und eine Marienkirche ist"! Aber: 1. Man nimmt den Wortlaut von Urkunden so, wie er vorliegt, da dieselben durchweg sorgfältig redigiert sind; die Väter sprechen von zwei Personen und nicht von zwei Kirchen. Weder der Kontext noch die gesunde Vernunft zwingen uns, von dem Wortlaut abzugehen. 2. Welchen Eindruck soll denn in einem so wichtigen, von 198 Bischöfen unterzeichneten Schreiben an die Stadt Konstantinopel, wodurch ihr geistliches Oberhaupt abgesetzt wird, die Berufung auf zwei steinerne Gotteshäuser machen, zumal da nach Nirschl dieselben schon einige Marienkirchen besaßen? Das wäre doch für die Byzantiner eine ganz nebensächliche Bemerkung gewesen, zugleich auch eine überflüssige, da sie dies ja schon wußten. 3. Wo in der ganzen Welt heißt denn eine Kirche „Theologe" und eine andere „die Gottesmutter, die hl. Jungfrau Maria"? 4. Warum nennt man zuerst denn die kleine Johanneskirche und dann die große Marienkathedrale? 5. Warum wird überhaupt eine Johanneskirche genannt, da in den Konzilsverhandlungen doch nicht vom hl. Johannes die Rede ist, zumal da Nestorius und sein Anhang in der Johanneskirche sich festgesetzt hatten? 6. Warum haben die Väter in den Verhandlungen vergessen, darauf hinzuweisen, daß in dem Titel der Marienkirche ein bedeutsames, historisches Argument gegen Nestorius lag, der Maria nicht die „Gottesmutter" genannt wissen wollte? 7. So oft das Konzil von der Marienkirche spricht — es geschieht dies mindestens 24 mal — nennt es sie niemals einfach „Maria", sondern stets steht die Bezeichnung „Kirche" oder „Metropole" dabei. Diese Tatsache allein ist für unsere Frage

[1]) De D. N. J. Chr. f. etc. l. c. p. 325 (II, CVII). — [2]) T. M. I. 496 f.

entscheidend. 8. Wie banal würde überhaupt die Berufung auf zwei Kirchen klingen, während in der Berufung auf zwei der hervorragendsten Persönlichkeiten eine ehrfurchtgebietende Autorität hinsichtlich des sonst zurückgehenden Ephesus gegenüber der mächtigen, stolzen Kaiserstadt lag! Das Konzil fällte eine Entscheidung ganz im Geiste des „Theologen" Johannes in einem Punkte, welcher das große Geheimnis der Menschwerdung des ewigen Wortes wie kein anderer betraf. Wie feierlich wird daher durch die beiden Namen das Konzilsdekret eingeleitet! 9. Die Uneinigkeit der Gegner verstärkt die Position von Ephesus. Der eine sagt, es sei zu ergänzen: „gewohnt haben". Diese Auffassung ist ganz für Ephesus günstig. Der andere meint: „geehrt werden". Johannes und Maria wurden aber überall geehrt; wenn sie eben in Ephesus besonders geehrt werden, dann muß das seinen hinreichenden Grund haben. Die dritte Interpretation „Kirchen haben" ist eine ganz müßige, da man das ja wußte. Oder war dieser Umstand für Ephesus so charakteristisch, daß man ihn hervorheben mußte? P. Barnabé fügte noch eine neue, recht seltsame hinzu: „wo die Johannes- und die Marienkirche zusammenliegen als Ort des Konzils". Alle diese Versuche, die Worte des Konzils zu ergänzen, erinnern an die bekannten Bemühungen, die Worte: „hoc est corpus meum" im anderen als katholischen Sinne zu interpretieren: alle möglichen künstlichen Deutungen, nur der eine natürliche Sinn nicht!

Die ausführlichen Argumentationen Nirschls hätten nur dann einigen Sinn, wenn wir das Konzil ausschließlich sagen ließen: „wo Johannes und Maria begraben liegen". Der Verfasser widerlegt aber nur seine eigenen Meinungen. Gewiß könnte dies in den Worten des Konzils schließlich liegen, da Johannes dort sein Grab hat und Maria dem Apostel in bezug auf Ephesus gleichgestellt wird. Es genügt für unsere Zwecke vollauf die Übersetzung „waren" oder „lebten". Dies bezieht sich auf die Vergangenheit. Die Kürze des Ausdrucks ist aber wohl absichtlich von den Vätern gewählt worden, um auch für die Gegenwart nach patristischem Sprachgebrauch ein moralisches Anwesendsein und Fortleben nahe zu legen und Ephesus als die eigentliche Johannes- und Marienstadt zu bezeichnen, zu welcher der Apostel und die hl. Jungfrau in einem andauernden besonderen Verhältnis stehen.

Die Interpretation, daß „im Gebiete der Epheſier Johannes und Maria begraben ſind", würde in dem ſcheinbar unvollſtändigen Satz ſogar nur die Ergänzung des Prädikates „ſind" nötig machen, eine Ergänzung, die ein Philologe ſofort vorſchlagen würde. Verſtorbene Perſonen können in einer Gegend nur „ſein" durch ihre Überreſte oder durch ihr Grab. Wir haben indeſſen perſönlich die Überzeugung, daß wie heute, ſo auch damals das Grab Mariens unbekannt geweſen iſt.

6. Auf den merkwürdigen Umſtand, daß ſich in den Bergen rings um Epheſus 33 Marienheiligtümer befinden, worunter ſolche mit ganz charakteriſtiſchen Namen, die in die erſten Jahrhunderte zurückreichen, werden wir als auf ein lautes Zeugnis der Tradition im dritten Teile noch einmal zurückkommen.

7. Epheſus hat im Gegenſatz zu Jeruſalem keine Apokryphen, auf die es ſich beruft; es macht ſeine Rechte nur mit hiſtoriſchen Tatſachen geltend. Leider war Epheſus zu bald infolge der Verſchlammung des Hafens eine unbeſuchte Stadt, und die vielen Plünderungszüge barbariſcher Horden haben, wie es ſcheint, die ganze Lokalliteratur von Epheſus vernichtet. Wie mächtige Säulen ragen trotzdem aus dem Altertum noch empor die Erinnerungen an die frühe Tätigkeit des hl. Johannes in Aſia, an die Worte des ſterbenden Heilandes, an die Nachricht beim hl. Epiphanius, an die erſte Marienkirche der Welt und an die Worte des Konzils. Dazu kommt noch die Kunde von dem Häuslein des hl. Johannes auf einem Berge der Umgebung und eine lebendige bis auf heute erhaltene Lokaltradition, die wir bald eingehender zu beſprechen haben. Wir erwähnen zunächſt nur einige merkwürdige Traditionen benachbarter Gegenden. Die katholiſchen und ſchismatiſchen Armenier von Tokat behaupten, daß die hl. Jungfrau bei ihrer Reiſe von Jeruſalem nach Epheſus durch ihr Gebiet gekommen ſei; am 15. Auguſt feiern die Schismatiker an dem Orte, wo ſich dies ereignet haben ſoll, ein Erinnerungsfeſt.[1]) — Nach einer ruſſiſchen Tradition im Kloſter auf dem Berge Athos wollte Maria während ihres Aufenthaltes in Epheſus eines Tages die hl. Magdalena[2]) auf der Inſel Cypern beſuchen, aber ein heftiger Sturm hätte das Schiff nach Norden

[1]) T. 112. — [2]) Dieſe Legende ſteht ausführlich beſprochen in „La Terre sainte" 1905, 15. Dezbr. Nach dieſer Darſtellung wollte Maria auf Cypern Lazarus beſuchen.

verschlagen, und die hl. Jungfrau wäre dadurch für längere Zeit auf dem hl. Berge Athos gewesen und hätte daselbst das berühmte Kloster gegründet.[1])

8. Ohne der Sache weiter Gewicht beizulegen, erinnern wir daran, daß eine Hippolytusrezension, welche der Ausgabe von Migne zu Grunde liegt, die Nachricht enthält, die hl. Jungfrau habe elf Jahre zu Ephesus im Hause des hl. Johannes gewohnt; darauf sei sie gestorben.[2]) Es wäre von großem Interesse, zu wissen, wie diese Lesart entstanden ist. (Vergl. über Hippolytus von Theben S. 104 f.).

9. An den Herausgeber des Buches Tombeau de la St. Vierge sandte am 20. März 1902 M. Bedjan eine Stelle aus einer alten chaldäischen Apokryphe: „Johannes hüllte die hl. Jungfrau in ihre eigenen Kleider ein und begrub sie auf dem Berge Jlinus im Gebiete von Ephesus."[3]) Da wir hier einmal die Apokryphen nennen, wiederholen wir, daß die Einleitung sowohl des arabischen Transitus als einer syrischen Rezension den Bischof von Jerusalem nach Ephesus hinweisen läßt, um dort Nachrichten über das Lebensende Mariens zu erhalten (S. 32). Die gleiche Nachricht vom Grabe der hl. Jungfrau zu Ephesus findet sich nach Mgr. Audo bei „zwei sehr alten chaldäischen Historikern."[4])

10. Abulfaragius († 1286), Arzt, Historiker und Bischof der christlichen Sekte der Jakobiten, hat die Notiz: „Johannes, der Bruder des Jakobus, der Evangelist, reiste von Jerusalem fort, begleitet von Maria, der Mutter des Herrn, und beide zusammen wurden auf die Insel Patmos verbannt. Aus der Verbannung zurückgekehrt, predigte er in Asien und gründete die Kirche von Ephesus."[5]) Die Bemerkung über die Verbannung nach Patmos ist offenbar unrichtig. Nimmt man auch als Zeitpunkt der Verbannung die Regierung Neros an, was sehr wahrscheinlich ist, so weilte die hl. Jungfrau damals gewiß nicht mehr unter den Lebenden. Abulfaragius verbesserte sich aber selbst in dem „Abriß der Geschichte der Dynastien", wonach Johannes allein nach Patmos verbannt wird und sechs Jahre später nach Ephesus zurückkehrt.[6]) Auf jeden Fall kann man bei diesem

[1]) T. 112 und briefl. Mitteilung aus Smyrna. — [2]) Diction. Patrol. Migne vol. III, p. 338 und M. P. G. 117, 1040. — [3]) T. 248. — [4]) Ibid. — [5]) Assemani, Bibl. orient. III, 318. — [6]) T. 66.

Schriftsteller erkennen, daß er von der Reise Mariens nach Asia überzeugt war, während ihr Lebensende ihm dunkel blieb.

11. Das Mittelalter hat im großen und ganzen — die Apokryphen und einige sich darauf stützende Redner und Pilger abgerechnet — sich kaum mit der Frage nach dem Todesort der hl. Jungfrau beschäftigt. Die Sagen hatten allmählich mit ihrem wuchernden Schlinggewächs die echte Tradition umsponnen und in Vergessenheit gebracht. Ob wohl das sterbende Ephesus einen schwachen, schnell verhallten Protest erhoben hat? Erst mit dem Erwachen der historischen Kritik, mit dem Zurückgehen auf unmittelbare Quellen reifte immer mehr als eine der kostbarsten Früchte die Erkenntnis von der Ungeschichtlichkeit der Jerusalemer Legenden. Die jetzt folgenden „Zeugen für Ephesus" stützen sich nur auf das eine oder andere von dem bisher vorgebrachten Material und können somit einzig als „Autoritätsbeweis" gelten.

a. Die erste Lichtung in das Sagendunkel bringt Baronius durch seine scharfe Kritik der Jerusalemer Legende und durch seine Annahme, daß Maria wenigstens um 42 mit Johannes nach Asia gegangen sei. (Siehe auch S. 214.) Über das Grab in Jerusalem konnte Baronius keine Klarheit gewinnen.

b. Kornelius a Lapide (1566—1637) erklärt das Wort des Johannesevangeliums: „Der Jünger nahm von jener Stunde an sie zu sich" (19, 27): „Deshalb nahm Johannes, als er nach Ephesus ging, die hl. Jungfrau mit sich. Deshalb heißt es in dem Schreiben der Synode von Ephesus, daß die hl. Jungfrau und der hl. Johannes einmal — quandoque — in Ephesus gewohnt haben."

c. Quaresmius (1583—1656) erklärt von dem Schreiben des Konzils, dieses „besage klar, daß die hl. Jungfrau bei Johannes in Ephesus wohnte". [1])

d. Combefis (1605—1679) gab für die betreffende Stelle des Ephesinums die drei genannten Interpretationen und zwar als erste die vom Wohnen in Ephesus: „aliquando habitaverunt." [2])

e. Tillemont (1637—1698) setzt 36/37 als den Zeitpunkt der Reise der hl. Jungfrau an, hält dafür, daß die Worte des Konzils die Anwesenheit der Gräber voraussetze und wendet sich

[1]) T. 132. — [2]) Bei Benedikt XIV. l. c. S. 325.

entschieden gegen die Auffassung, als ob die Worte des Konzils sich auf die beiden Kirchen daselbst bezögen. Als neues Argument in der Argumentation erscheint die Berufung auf die älteste nachweisbare Marienkirche.[1])

f. Serry (1659—1738), ein hervorragender Theologe aus dem Dominikanerorden, kritischer Historiker (vergl. Kirchenlex.), schrieb eine eigene, ausführliche Disputation zur Verteidigung der Aufstellungen Tillemonts (Exercitationes de Christo 65. num. 5).

g. Dom Calmet (1672—1757), der Herausgeber der berühmten Bibelwerke, schreibt in seinem Dictionarium sacrae scripturae: „Es ist kein Zweifel darüber, daß Johannes nach Asia reiste und den Völkern das Evangelium verkündete und lange zu Ephesus oder auch in der Nähe sich aufhielt. Dorthin wurde auch die Jungfrau Maria und Maria Magdalena geführt, und beide sind dort gestorben.“[2])

h. Baillet, französischer Gelehrter und Bibliothekar (1649 bis 1706) „verfaßte eine Reihe gelehrter und kritischer Werke“ (K. L.). In seinem „Leben der Heiligen“ sagt er zum 15 August: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie zu Ephesus starb; es scheint, daß man dies aus einem Briefe der Konzilsväter schließen kann... Man kann der Stelle des Schreibens keinen anderen Sinn zuschreiben, als: dort sind die Gräber des hl. Johannes und der hl. Jungfrau.“

i. Alexander Natalis (1639—1724) behandelt Jerusalem-Ephesus als Kontroverse, ohne selbst eine Entscheidung zu geben. (Siehe S. 188 f.).

k. Ruinart (1657—1709), der klassische Herausgeber der Martyrerakten, der berühmte Schüler Mabillons, schreibt in einer Note zu Gregor von Tours: „Mortuam autem eam Ephesi fuisse doctorum virorum est sententia“. „Es ist die Meinung gelehrter Männer, daß sie in Ephesus gestorben ist.“[3])

l. Claude Fleury (1640—1723), „berühmter Kirchenhistoriker“: „Der hl. Johannes, Sohn des Zebedäus, begab sich nach Kleinasien und hielt sich besonders zu Ephesus auf, wo er die hl. Jungfrau bei sich hatte.“ „Der Brief des Konzils verbindet Johannes mit Maria als in gleicher Weise die Stadt Ephesus ehrend.“[4])

[1]) T. M. I. 491 ff., 356 f. — [2]) I, 425; II, 25 (Augsburg 1729). — [3]) M. P. L, 71, 724 (De gloria martyr. c. IV). — [4]) Histoire éccl. Avignon 1777, I. 33; IV, 341.

m. Benedikt XIV. (1675—1758) kommt zweimal auf die Kontroverse zu sprechen. (Siehe S. 189.) An der ersten Stelle spricht er es als seine Meinung aus, daß Johannes in Palästina seine Kindespflichten gegen Maria in aller Treue und Liebe erfüllt habe; als er aber nach Ephesus reiste, nahm er sie mit sich, wo endlich „die glückselige Mutter aus diesem Leben zum Himmel emporeilte": „profectusque Ephesum eam secum adduxit, ubi tandem beata mater ex hac vita ad coelum convolavit" [1]) Zum Feste Mariä Himmelfahrt bespricht er die ganze Kontroverse über „Todesjahr und Todesort der hl. Jungfrau": „Wir folgen keiner Partei und sind zufrieden, die verschiedenen Gründe dargelegt zu haben, worauf beide sich stützen." [2]) In dem Werke „De servorum Dei beatificatione etc." (1, 14, 12) beruft er sich in dieser Frage einzig auf Tillemont. Die Historia Euthymiaca, worauf nach dem Urteile Benedikts die Jerusalemer Legende sich vorzüglich stützt, hält er für eine Fälschung Juvenals. Zugleich war es die Absicht dieses Papstes, die bezüglichen Lektionen des Breviers zum 18. August zu tilgen.

n. Wir könnten in dieser Hinsicht fortfahren und noch etwa 30 hervorragende ausländische Autoren, welche teils die Jerusalemer Legende verwerfen, teils die Worte des Ephesinums vom Wohnen und Sterben der hl. Jungfrau daselbst verstehen, hier nennen, darunter Berti, Raynaud, Sassarelli, die Herausgeber der Bible de Vence, Kardinal Maury, Feller, Chateaubriand, Moroni, Gaume, Kardinal Newman, Dezobry, Ulysses Chevalier, P. Ventura, Poujoulat Baptistin, Thierry, Larroumet, Le Camus, sowie eine Anzahl Herausgeber von Enzyklopädien und ascetischen Werken.[3]) Wir beschließen diese Reihe mit einem Zitat aus dem „Diario Romano" vom 15. August 1904: „Maria starb zu Ephesus nach der am meisten begründeten Meinung."

o. Deutsche Autoren haben, soviel wir übersehen können, in früherer Zeit unsere Frage noch nicht behandelt und begnügen sich bis auf heute, dieselbe kurz als Kontroverse zu bezeichnen. Die Summa aurea von Migne nennt uns zwei deutsche Namen, welche den Aufenthalt der hl. Jungfrau zu Ephesus in den

[1]) Commentarius de D. N. J. Chr. eiusque matris festis. Bruxellis, 1866, I, p. 356. — [2]) II, 326. — [3]) Eine Anzahl Zitate bei T. 132 ff., ferner 86 f.

Worten des Konzils angezeigt finden: den ersten deutschen Jesuiten, den seligen Petrus Kanisius († 1597)[1]), der aber an einer anderen Stelle der Legende des Damasceners folgt (de Maria Deipara virg. 5, c. 3). Der zweite ist der bayerische Benediktiner P. Nep. Sedlmayr (1690—1772), der in seiner Theologia Mariana unsere Deutung des Ephesinums als die sententia communis bezeichnet.[2])

p. Maximilian Enger (1854) wundert sich, daß die lateinische und arabische Transitusrezension behaupten, die hl. Jungfrau habe nach dem Tode Christi nicht in Ephesus, sondern in Jerusalem gelebt, „während doch die Alten, geleitet von der Autorität des Evangeliums, davon überzeugt sind, daß Johannes, welcher nach einer steten Tradition Bischof von Ephesus war, die hl. Jungfrau immer bei sich hatte und niemals sich von ihr trennte, um den Auftrag des sterbenden Heilandes zu erfüllen. Dies stellen die Väter des Ephesinums zwar nicht absichtlich, sondern einmal gelegentlich als außer allem Zweifel hin" („id quod tamquam extra omnem dubitationem collocatum Patres Ephesini non dedita opera, sed quasi praetereundo commemorant".)[3]) Über die Gründe, warum nach Enger die Apokryphen den Tod Mariens nach Jerusalem verlegten, siehe oben S. 25.

q. Vier gelehrte akatholische Forscher kommen gelegentlich auf unsere Frage zu sprechen: zunächst Ernst Curtius, der hochverdiente Archäologe und Forscher in der griechischen Geschichte, in einem Vortrage über Ephesus, den er im wissenschaftlichen Verein zu Berlin hielt. Er schildert das vielfache Elend, das über Ephesus kam: „Bald darauf begannen die Völkerstürme (nämlich nach der Zeit Hadrians, Valerians usw.), und aus demselben Scythenlande, dessen Scharen zu Collinos Zeiten Kleinasien in Schrecken gesetzt hatten, kamen die Seezüge der Gothen, denen die Küstenstädte schutzlos preisgegeben waren. Der Tempel (der Diana) wurde 261 n. Chr. geplündert und zerstört. Die Stadt mit ihrem Bistum blieb ein volkreicher Verkehrsplatz. Als Mutterkirche der asiatischen Gemeinden gewann sie ein neues Ansehen, welches durch die Erinnerung an Timotheus, den ersten von Paulus hier zurückgelassenen Bischof, an den Aufenthalt des

[1]) Summa aurea IX, 20. — [2]) VIII, 11. — [3]) Joannis Apost. liber de transitu etc. Elberfeldiae 1854, praef. IV. seq.

Evangelisten Johannes und der Jungfrau Maria, deren Grab man hier zeigte, gehoben wurde".[1])

r. Der Philologe H. Usener bespricht Interpolationen in dem Prochorustext. „Denn obwohl es feststand, daß die Sorge für die Gottesgebärerin Maria vom sterbenden Christus dem Johannes anvertraut wurde, so läßt er (der interpolierte Pseudo-Prochorus) doch nicht, wie die Epheser im fünften Jahrhundert annahmen, Maria als Begleiterin des Johannes nach Jonien kommen, sondern er behauptet, der Apostel sei nach ihrem Tode von Jerusalem gereist." In einer Anmerkung über diesen Glauben der Epheser verweist Usener auf die Worte des Konzils.[2])

s. Th. Zahn, protestantischer Theologe, vergleicht die beiden „Sagen" über den Todesort Mariens: „Übrigens ist auch diese Sage („wonach Maria dem Johannes nach Ephesus gefolgt sein soll") nicht so ganz jung. Epiphanius scheint wenigstens ihre Anfänge zu kennen (Haer. 78, 11). Die Existenz einer großen Marienkirche in Ephesus . . . im Anfang des 5. Jahrhunderts setzt diese Sage voraus, und die Worte der Väter des 3. ökumen. Konzils in einem Schreiben an Klerus und Volk von Konstantinopel sind allerdings nicht anders zu verstehen, als daß sie meinten, Maria sei in Ephesus in dem gleichen Sinne zu Hause wie Johannes."[3])

t. In einer Besprechung des Zusammenhanges des Epiphanios Monachos mit den Apokryphen über Maria stellt Lipsius den Aufenthalt Mariens in Ephesus zwar als „Ephesinische Lokalsage", aber als ohne mit der apokryphen Literatur zusammenhängend hin: „Völlig außer Zusammenhang mit dieser Literatur steht die ephesinische Lokalsage, daß Maria den Johannes nach Ephesus begleitet habe. Ihre Existenz wird vorausgesetzt durch die Marienkirche in Ephesos, in welcher die Sitzungen des allgemeinen Konzils vom Jahre 431 abgehalten wurden, und wohl auch durch den Brief der dort versammelten Bischöfe."[4])

u. Der Dogmatiker M. J. Scheeben († 1888) kritisierte in nachdrücklichster Weise die „historischen" Grundlagen, worauf die Jerusalemer Legende beruht[5]), und meint, es sei unmöglich, die

[1]) „Ephesos", Berlin 1874, S. 34. — [2]) Usener, Acta S. Timothei, Bonnae 1877, S. 19. — [3]) Acta Joannis, Erlangen 1880, XXX. — [4]) Lipsius, Die apokryphen Apostelgeschichten I, 448. Braunschweig 1883. — [5]) Dogmatik III, 571 ff.

Kontroverse zu entscheiden. Diesem, wie zugleich einer Anzahl der vorher Genannten, soweit Nirschl sie kannte, wird von letzterem vorgeworfen, es könnte „ihm das Ansehen eines vollgiltigen Zeugen in dieser Frage nicht mehr zuerkannt werden“[1]), weil er die Pilgerschrift der hl. Silvia nicht gekannt habe. „Im Jahre 388 kam nämlich Silvia auf ihrer Pilgerreise auch nach Ephesus, um das Grab des Apostels Johannes daselbst zu besuchen und zu verehren. Sie schweigt aber ganz von einer Marienkirche und dem Grabe der heiligen Jungfrau daselbst“.[2]) Silvia ist aber niemals in Ephesus gewesen!! Wir haben wenigstens außer ihrem Wunsche, einmal dorthin zu kommen, darüber keinerlei Nachricht.

v. Im Jahre 1895 gab der Augustinerpater Thomas Wegener ein Schriftchen heraus: „Wo ist das Grab der hl. Jungfrau Maria?“,[3]) welches zum ersten Male in Deutschland eingehend für Ephesus eintrat. Nirschl suchte durch seine beiden Schriften, die eine erweiterte Ausgabe von Artikeln aus dem „Katholik“ waren, die vorgetragenen Thesen zu bekämpfen, erfuhr aber durch gründliche Abhandlungen des Universitätsprofessors L. Fonck S. J. in den „Stimmen von Maria Laach, (1896, 1897) in der Zeitschrift für kath. Theologie (1898) und in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Germania“ (1897/98) eine große Anzahl wichtiger Korrekturen.

w. In Smyrna veröffentlichte 1896 der dortige Erzbischof A. P. Timoni, der Apostolische Vikar von Kleinasien, als offizielles Aktenmaterial die Broschüre Panaghia-Capouli. Dieser Schrift folgten 1897: „Éphèse ou Jérusalem“ par Gabriélovich (P. Eug. Poulin, Superior des Collège Français in Smyrna), im Jahre 1905 vom gleichen Verfasser: Le Tombeau de la Sainte Vierge à Éphèse.[4]) — Diese drei Schriften fanden bei Papst Pius X. durch ein Schreiben vom 5. April 1905 große Anerkennung.

12. Die Tradition für Ephesus stützt sich auf unmittelbare Tatsachen, wird bekräftigt durch die wichtigen Argumente der ältesten Marienkirche der Welt in Ephesus und durch die Worte des Konzils, bietet sich ganz natürlich und ungezwungen dar, beruft sich nicht auf Apokryphen, ist überhaupt die älteste nachweisbare Tradition (Epiphanius), enthält gar keine Widersprüche,

[1]) N II, 8. — [2]) N II, 19. — [3]) Würzburg, Göbel. 57 S. — [4]) Alle drei Schriften sind erschienen bei H. Oudin, Paris.

findet nicht das Mißtrauen der Kirche, hat sich unter den ungünstigsten Umständen erhalten, ist weiter verbreitet als man gewöhnlich meint, ist bezeugt durch die glänzendsten Namen in der Gelehrtenwelt, wird um so fester, je mehr man sie studiert, während die Jerusalemer Legenden die Kritik nicht vertragen, besitzt eine lebendige Erinnerung in der heutigen Lokaltradition, trägt kurz alle Kennzeichen einer echten Tradition an sich, hat nur einen Fehler, nämlich, daß infolge der traurigen Geschichte von Asia und Ephesus der Wissenschaft vor der Hand ein zu knappes historisches Material zur Verfügung steht, um die Frage rein wissenschaftlich zu entscheiden.

Stellen wir nunmehr das Resultat unserer einzig auf geschichtlichen Quellen beruhenden Deduktionen fest, so dürfen wir mit vollem Recht sagen: Die heilige Jungfrau starb mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit in Ephesus oder in der Umgegend von Ephesus.

Fünftes Kapitel.

Mariens Verborgenheit und Verherrlichung.

1. Alle Spuren, welche die Geschichte über die letzten Lebensjahre Mariens aufbewahrt hat, weisen nach Ephesus hin. Sogar alle Apokryphen nehmen zur Zeit des Todes der hl. Jungfrau den Aufenthalt des hl. Johannes in Asia und die meisten speziell in Ephesus an. Der lateinische Transitus B zieht ganz richtig aus den Worten des Heilandes am Kreuze: „Sieh da deine Mutter!“ die Folgerung: „Von dieser Stunde an blieb die hl. Jungfrau in der besonderen Obhut des hl. Johannes, solange sie auf Erden lebte.“[1]) Eine Rückkehr nach Jerusalem müßte von den Freunden der Jerusalemer Legende bewiesen werden. Jerusalem weiß aber 600 Jahre lang nichts von einem schließlichen Aufenthalte Mariens daselbst, und ein solcher Aufenthalt war durch die politischen Verhältnisse unmöglich. Wenn alle

[1]) Apocal. apocryph. 127,

Christen diese Stadt verließen, warum soll gerade die am meisten gefährdete Persönlichkeit dort bleiben? Da keine andere Stadt den Anspruch erhebt, der schließliche Wohnort Mariens gewesen zu sein, ergibt sich als einziger logischer Schluß: Maria ist in oder bei Ephesus gestorben.

2. Das Leben und der Tod Mariens spielten sich indessen nicht vor der breiten Öffentlichkeit ab, da sonst sich auf jeden Fall bezügliche geschichtliche Erinnerungen bewahrt hätten. Wie konnte sonst der hl. Epiphanius schreiben: „Kaum werden wir wohl noch Spuren finden über jene heilige und glückselige (Jungfrau), sodaß es auch nicht möglich ist, etwas über ihren Tod zu finden." „Ob sie nun gestorben ist und begraben worden ist, wir wissen es nicht": „denn ihr Ende kennt niemand."[1]) „Johannes sagt von ihr in der Apokalypse: „„Als der Drache das Weib verfolgte, welches den Knaben geboren hatte, da wurden dem Weibe die zwei Flügel des großen Adlers gegeben, und sie wurde in die Wüste[2]) versetzt, damit der Drache sie nicht ergriffe."" Vielleicht ist auch dieses an ihr geschehen."[3]) Von einem solchen verborgenen Leben spricht auch die dem hl. Isidor von Sevilla zugeschriebene Homilie, daß die näheren Umstände der letzten Lebensjahre Mariens nur Gott, dem hl. Erzengel Gabriel, „dem Johannes, dem geliebten Jünger des Herrn, da er am Kreuze sie zu seiner Obhut und Sorge erhielt", und den übrigen Aposteln bekannt seien.[4]) Trotzdem weiß der hl. Epiphanius, daß sich bei ihrem Sterben Wunderbares ereignete. „Die hl. Schrift schweigt einfach (über das Lebensende Mariens) und zwar wegen des über das Maß gehenden Wunderbaren, damit sie den Geist der Menschen nicht ins Staunen versetze. Ich freilich wage es nicht zu sagen, sondern nachdenkend beobachte ich Stillschweigen."[5]) Wenn also auch eine gewisse Kunde über merkwürdige Vorgänge bei ihrem Sterben ins Volk drang, sodaß die apokryphen Sagen hierauf weiter bauen konnten, so hat die Geschichte selbst bis heute noch nicht den Ort ihres Todes und Grabes nennen können. Deshalb schreibt Stolberg in seiner Geschichte der Religion Jesu: „Der jungfräuliche Schleier, in welchen die Mutter unseres und ihres Heilandes, unseres und ihres Gottes während ihres heiligen

[1]) Siehe S. 19 ff. — [2]) Nach dem griechischen Text auch: „Einsamkeit". Apok. 12, 13. — [3]) Siehe S. 19 f. — [4]) M. P. L. 96, 262 f. — [5]) Siehe S. 19.

Lebens gehüllt war, verhüllt uns auch die Umstände ihres Todes und ihr Grab.“[1]) Unter den neueren Historikern bemerkt Hergenröther hierüber: „So erfahren wir auch nichts Näheres über die Schicksale der heiligen Frauen, die um Jesus waren, ja nicht einmal über das Hinscheiden seiner hochbegnadigten Mutter Maria, die nach ihrer Weissagung (Luk. 1, 48) stets in der Kirche in hohen Ehren gehalten ward. Heilige Scheu vor ihrer Würde pflanzte sich in den Herzen der Christen fort; geheimnisvoll wie ihr verborgenes Leben, sollte das Ende ihres Erdenwallens sein.“[2])

Der feinsinnige und zartfühlende Apostel Johannes wird die hl. Jungfrau gewiß nicht mitten in den Greueln des Heidentums, in der Artemisstadt Ephesus selbst, die zudem durch den Aufenthalt vieler Juden noch besonders unsicher war, haben wohnen lassen. Für Maria paßte weder eine heidnische noch eine jüdische Umgebung. Soll Maria vielleicht in dem auf einem bei Ephesus liegenden Berg an dem „ausnehmend schönen Orte“ in dem Häuslein des hl. Johannes gewohnt haben, wovon Gregor von Tours und der hl. Willibald berichten — in der Nähe der „sehr lieben Freunde“, wovon der hl. Hieronymus redet? Waren vielleicht die hl. Frauen dort? Eine uralte Tradition läßt wenigstens Maria Magdalena in Ephesus weilen. Wäre Maria in Ephesus selbst gestorben, so würde man gewiß dort über ihrem Grab die Marienkirche errichtet haben. Aber das Ephesinum hebt nur die gleichmäßigen Beziehungen der hl. Jungfrau und des hl. Johannes zu Ephesus hervor, während es vom Grabe selber schweigt.

3. Gewiß sind es nur Ahnungen und Vermutungen, wenn wir die Gründe anzuführen suchen, warum die hl. Jungfrau ihr Leben in stiller Verborgenheit beschloß.

a. Die große Würde Mariens paßte nicht in den Lärm des täglichen Lebens. Der geistvolle Apologet E. Bougaud, Bischof von Laval, fragt sich einmal nach den Gründen, warum die Gegenwart des menschgewordenen Gottes nur so kurze Zeit dauerte und so bald durch die eucharistische ersetzt wurde. Diese leibliche, menschliche Gegenwart „ging an, so lange der heilige Geist die Welt noch nicht erleuchtet hatte. Der menschgewordene Gott war durch die allgemeine Unwissenheit gleichsam verschleiert.

[1]) VI. Teil, S. 126, Wien 1817. — [2]) Kirchengeschichte I, 4. Aufl. 1902, S. 94.

Er lebte unter den Menschen, und die Menschen sahen ihn nicht; selbst die Augen der Apostel waren bis zum Ende geblendet. Versetzen wir uns nun aber dem Geiste nach in die Tage unmittelbar nach der Herabkunft des heiligen Geistes, da der Schleier fiel! Was wäre wohl da geschehen?" Die christusliebenden Seelen wären alle dorthin geeilt und hätten ihn nicht mehr verlassen wollen. Die menschliche Freiheit des Glaubens und der verdienstvollen Selbstentscheidung wäre beeinträchtigt gewesen. „Jesus war sichtbar im Fleisch erschienen, solange ihn die Welt nicht gekannt hatte: sobald ihn die Welt kennen lernen sollte, mußte er verschwinden; besser gesagt, ohne zu verschwinden, durch einen Schleier verborgen, in der Welt wohnen".[1]) Dies geschah durch die hl. Eucharistie. Wegen des beispiellosen Aufsehens, welches der Eintritt des Christentums in die jüdische und heidnische Welt erregte, wäre Maria an exponierter Stellung der Zielpunkt innigster Verehrung und zugleich glühendsten Hasses, dabei auch das Schaustück allgemeinster Neugier geworden. Dies paßte nicht zu dem Charakter der demütigen, zurückgezogenen Jungfrau, die gewiß auch nach der Himmelfahrt die demütige Magd des Herrn bleiben wollte.

b. Große Menschen lieben die Einsamkeit; wer wahrhaft Großes erlebt hat, entflieht gern der Oberflächlichkeit und der Unruhe der Umgebung, läßt sich nicht gerne stören in den erhabenen Meditationen und Erinnerungen. Hierin liegt auch die tiefere Bedeutung des Ordenslebens. Die Einsamkeit ist die Mutter großer Gedanken; dort fühlt der Mensch sich Gott am nächsten. Das große Geheimnis der Inkarnation vollzog sich im stillen Kämmerlein zu Nazareth. Der Heiland selbst, der dreißig Jahre in der Verborgenheit gelebt hatte, weilte gerne in der einsamen Stille im Gebete und nahm seine Apostel gerne weg vom lauten Markt des Lebens. Das Leben seiner Mutter ist eigentlich in ein großes Schweigen gehüllt, das nur durch das Magnifikat und einige andere tiefen Worte unterbrochen wird. „Je höher dein Weg, um so einsamer ist dein Gang", sagt ein geistreicher Schriftsteller. Das Wunder der Menschwerdung machte die hl. Jungfrau zu einer einzigartigen Persönlichkeit, für welche das majestätische Schweigen einer heiligen Zurückgezogenheit die

[1]) Bougaud, Christentum und Gegenwart, deutsche Ausgabe IV, 357 ff.

einzig entsprechende Lebensform, der würdigste Abschluß ihres wunderbaren Lebens war.

c. Konnte nicht die Gefahr vorliegen, daß die Stellung Mariens in der ersten Christenheit Anlaß wurde, ihre Person zu überschätzen? Die Heidenwelt war damals sehr geneigt, die Genies und die Mächtigen der Welt zu vergöttern. Nach Tertullian nahm Tiberius auf den Bericht des Pilatus hin, Jesus unter die römischen Götter auf. Als Paulus mit Barnabas in Lystra predigte und einen Lahmgeborenen dort heilte, da riefen die Zuschauer: „Die Götter sind Menschen ähnlich geworden und zu uns herabgekommen. Und sie nannten den Barnabas Jupiter, den Paulus aber, weil dieser das Wort führte, Merkurius. Und der Priester des vor der Stadt befindlichen Jupiters brachte Stiere und Kränze vor die Torhalle und wollte mit dem Volke opfern".[1]) Das jüdische Volk war fast nicht minder, wenigstens in früheren Zeiten, wie die Heiden zur Abgötterei geneigt. Vom Lebensende des größten Propheten Israels, Moses, heißt es: „Moses stieg von den Ebenen Moabs auf den Berg Nebo ... und starb daselbst nach dem Befehle des Herrn, und dieser begrub ihn im Tale des Landes Moab ... und kein Mensch kennt sein Grab bis auf diesen Tag".[2]) „Gott begrub ihn, wie wir aus dem Briefe des Apostels Judas Thaddäus (V. 9) ersehen, durch den Dienst Michaels, des obersten Engels... Das Grab des Moses aber sollte unbekannt bleiben, damit der Leichnam für immer vor jeder Entweihung geschützt sei, und Michael verhinderte den Satan, es zu offenbaren, damit die Juden nicht Anlaß zur Abgötterei davon nähmen".[3]) Selbst der weiseste unter den Juden, der König Salomo, verfiel noch im Alter den Gräueln des Götzendienstes.

Die jungen judenchristlichen und heidenchristlichen Gemeinden hätten sich bezüglich Mariens einem schwierigen Problem gegenüber befunden, zumal, wenn sich nach den Worten des hl. Epiphanius so Wunderbares bei ihrem Tode ereignete, daß die hl. Schrift es verschweigen zu müssen glaubte. Die unbegreiflich große Würde der Gottesmutterschaft hätte gewiß wenigstens in den breiten Schichten des Heidenchristentums Erinnerungen an die früheren, heidnischen Vorstellungen von „Göttinnen" geweckt. In

[1]) Apostelgesch. 14, 7 ff. — [2]) 5. Mos. 34, 1—6. — [3]) Schusters Handbuch I, 434 (V. Aufl.).

der Tat sah sich der hl. Epiphanius veranlaßt, gegen die Kollyridianerinnen,[1]) welche Maria wie einer Gottheit Opfer darbrachten, scharf in seinen „Häresien" aufzutreten. Die Kirche hat dem Gebote Gottes entsprechend: „Ehre, wem Ehre gebührt", Maria wegen ihrer einzigartigen Auszeichnung vor allen Menschen geehrt, aber zugleich stets den unendlichen Abstand Mariens von Gott betont. Weil nur ein Geschöpf, können selbst Millionen Mariä nicht mit Gott verglichen werden, aber unter allen Geschöpfen galt und gilt sie der Kirche als das größte und schönste Meisterwerk der Allmacht und Erbarmungen Gottes.

d. Wenn es erlaubt ist, so deuten wir auf einen erhabenen Gegensatz hin: Unten in der Stadt Ephesus der große Dianentempel, eines der großen „Weltwunder", das Ziel so vieler heidnischer Wallfahrten zur magna dea, droben auf dem Berge betend und sühnend, den großen Erinnerungen an das Erlösungswerk lebend, die größte, unschuldigste und zugleich demütigste Tochter der Menschheit!

e. Infolge des Unbekanntseins des Lebensendes der hl. Jungfrau konnte sich die dogmatische Wertschätzung Mariens ruhig auf den Grundlagen des neuen Testamentes entfalten, in welchem die Elemente der Marienverehrung liegen. Was die Offenbarung über Maria bot, hat die Kirche in konsequenter Fortentwicklung gehütet, durchdacht und immer tiefer erkannt. Wäre das, was die Apokryphen später fabulierten, Wahrheit und die allgemeine Überzeugung der Kirche gewesen, so wäre wohl das erste marianische Dogma das von der Himmelfahrt Mariens gewesen. Die Kirche stand dadurch bis jetzt auf rein dogmatischem Boden und bedurfte zur Definition der bisherigen marianischen Dogmen noch keiner näheren Kenntnisse über Art und Weise und den Ort des Hinscheidens der hl. Jungfrau. Man könnte daher das Verborgensein des Grabes providentiell nennen.

4. Als Abschluß des zweiten Hauptteiles skizzieren wir hier, wie im Laufe der Zeiten die verborgene Jungfrau nach ihrem demütigen Leben und einsamen Sterben immer mehr in ihrer Würde und Größe erkannt, der Gegenstand der Bewunderung der christlichen Frömmigkeit, Kunst und Wissenschaft wurde. Wir kommen damit zurück auf das erste Kapitel des ersten Hauptteiles,

---

[1]) Siehe S. 20 f.

welches chronologisch zwar zunächst das Stillschweigen Jerusalems, zugleich aber auch die Entfaltung des Marienideales schilderte.

Die Lehre der Kirche über Maria ist das Resultat einer tiefen Gedankenarbeit über die Person und Natur Christi; die Mariologie ist aus der Christologie herausgewachsen. Wie überhaupt bei allen christlichen Dogmen, so arbeiteten hier zur Ausgestaltung des Marienbildes drei Faktoren zusammen: die jüdische und heidnische Opposition, der immer neue Gegensatz der Häresie und endlich die Triebkraft des christlichen Geistes.[1])

Die Irrlehrer zwangen die Kirche, immer eingehender in das geoffenbarte Material sich hineinzudenken und durch neue, äußerst scharf bestimmte Ausdrücke die alte Lehre festzustellen und zu verteidigen.

Die älteste Irrlehre über Christus war die der judenchristlichen Ebioniten, welche die jungfräuliche Geburt leugneten und den hl. Joseph als den Vater Jesu ansahen. Das sogen. Protoevangelium Jakobi wurde gegen die Ebioniten geschrieben. „Um die wahre Gottheit als auch die wahre Menschheit des Erlösers darzutun, hat der Verfasser kein dienlicheres Mittel gefunden, als die Glorifikation der Mutter.“[2])

Derselben Ansicht huldigte auch ein Teil der im 2ten Jahrhundert auftauchenden Gnostiker, vor denen schon der hl. Johannes warnt. Ein anderer Teil dieser Sekte hielt gern Jesus für den Sohn Josephs und Mariens, ließ aber ein dem „höchsten Gott“ untergeordnetes göttliches Wesen, den Aon Logos sich bei der Taufe mit Christus verbinden. Die ältesten kirchlichen Apologeten des Empfängniswunders sind Justin, Irenäus, Tertullian und Origenes, die alle einstimmig die überirdische Würde Mariens schildern, daß sie allein der irdische Ursprung des Heilandes ist. Sie betonen die *Möglichkeit* dieses Wunders, seine *Wirklichkeit* durch den Bericht des Evangeliums, durch die alttestamentlichen Prophezeihungen und durch Exegese von Bibeltexten, schließlich die *Notwendigkeit*, weil nach dem göttlichen Erlösungsplan: a) durch eine Jungfrau das Heil kommen mußte, wie durch eine Jungfrau das Verderben gekommen war; b) der Messias als zweiter Adam einen ebenso reinen Ursprung haben mußte wie der erste Adam; c) weil die zweite Person der Trinität der ersten

[1]) Cf. v. *Lehner*, Marienverehrung 8. — [2]) Ibid. 223.

in allem ähnlich, also bei ihrer Menschwerdung vaterlos sein mußte: d) weil der Reinste keinen unreinen Ursprung haben durfte.[1]) Damit war die Irrlehre widerlegt, daß Christus durch reine irdische Abstammung ein bloßer Mensch sei.

Fast gleichzeitig mit dieser Irrlehre entstand die der Doketen, d. h. derjenigen, welche annahmen, Christus habe nur einen Scheinleib gehabt. Damit war zugleich die Würde der wirklichen Mutterschaft Mariens geleugnet. Dieser Doketismus bildete auch einen Bestandteil einer neuen, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts in Persien entstandenen Irrlehre des Manichäismus. Der Kampf gegen die phantastische Vorstellung von einem Scheinleib setzt an mit dem hl. Johannes in seinem Evangelium und seinen Briefen, dann mit dem hl. Ignatius von Antiochien und schließt erst mit dem hl. Augustinus. Eine Reihe glänzender Namen tritt in dem gewaltigen Kampfe auf, worin die wahre Mutterschaft Mariens historisch und philosophisch begründet wird.[2])

Während die bisherigen Irrlehrer das göttliche Wesen als teilbar ansahen und sich dadurch eine große Anzahl mehr oder minder untergeordneter göttlicher Emanationen erdachten, ging eine andere Irrlehre den entgegengesetzten Weg. Die Gottheit galt ihr als eine starre, abstrakte Einheit, wodurch die Lehre von der Dreipersönlichkeit Gottes und damit auch die Menschwerdung des Sohnes geleugnet wurde. Wenn auch die wirkliche Mutterschaft Mariens nicht mehr geleugnet wurde, so wurde dieselbe doch schief und verkehrt aufgefaßt. Diese Antitrinitarier teilten sich in zwei Gruppen: die einen (Dynamiker) sahen in Christus einen bloßen Menschen, in dem eine „göttliche Kraft" tätig war; die anderen (Patripassianer) lehrten, der einpersönliche Gott habe sich von Maria gebären lassen, habe gelitten usw. Die letzteren machten damit Maria zur Mutter des Vaters.

Man rang fortwährend nach einem Ausdruck, der klar und prägnant die Würde Mariens in ihrem Verhältnis zu Christus bezeichnen sollte, um damit die Person und Natur Christi selber zu bestimmen. Der Kampf gegen die Antitrinitarier brachte die Formel noch nicht; es mußte erst durch die Häresie des Arius die Lehre über Christus noch tiefer entwickelt werden.

Arius im vierten Jahrhundert stieß sich an dem Ausdruck der „ewigen Zeugung" des Sohnes; er schloß daraus, daß der

[1]) v. Lehner l. c. 36. — [2]) Ibid. 58 f.

Sohn nicht ewig, sondern das erste, hervorragendste Geschöpf des Vaters sei. Deshalb sei Christus dem Vater nicht gleichwesentlich. In konsequenter Weise ist Maria dann „nicht Mutter einer fleischgewordenen Person der göttlichen Dreieinigkeit, sondern nur Mutter eines Geschöpfes, wenn auch des vorzüglichsten, Gott ähnlichsten, vor aller Welt hervorgebrachten." [1])

In den arianischen Streitigkeiten mußte der Name Mariens unzählige Male genannt werden. Der Arianismus wurde allmählich mehr und mehr ebionitisch, indem der aus Maria Geborene ihm schließlich als ein bloßer Mensch galt, mit dem sich ein vor der Weltschöpfung gezeugter Sohn Gottes verband. Wir sehen klar, wie bei allen Kämpfen um die Frage: „Was dünkt euch von Christus?" Maria mit hineingezogen wurde und zwar immer intensiver.

Dem Arianismus gegenüber kam jetzt im 4. Jahrhundert als kurze, knappe Bezeichnung sowohl der Gottheit Christi als der wahren (damals von den sog. Apollinaristen wieder doketisch erklärten) Mutterschaft Mariens der Ausdruck „Gottesgebärerin" auf. „Wenn einer Maria nicht als Gottesgebärerin annimmt" schreibt Gregor von Nazianz, „der ist getrennt von der Gottheit". [2])

Durch dieses Wort tritt Maria selbständig in den Vordergrund des Interesses, obwohl es sich eigentlich um eine Begriffsbestimmung ihres Sohnes handelte. Je tiefer man in die unfaßbare Größe Christi einzudringen sucht, um so überwältigender erscheint zugleich die Würde seiner Mutter. In dem Worte „Gottesmutter" sieht daher die Kirche das kürzeste, schönste Glaubensbekenntnis an die Gottheit Christi. Deshalb ist der Kult Mariens eigentlich nichts anderes als der Kult Jesu. Maria hat dadurch die erhabenste Stellung in der Menschheit; sie ist eine Mutter ohne gleichen, sodaß ihr die höchste Verehrung, Christus aber, dem menschgewordenen Gottessohne, die Anbetung gebührt, eine Unterscheidung, die jedem Katholiken klar und geläufig ist.

Wir begreifen deshalb, wenn bis zum Ephesinum die christliche Kunst noch keinen festen Typus in der Darstellung der hl. Jungfrau hatte; das Konzil gab mit dem Worte „Gottesgebärerin" sowohl dem Glauben als der Kunst eine feste Richtschnur, welche jetzt ständig die majestätische Würde der Gottesmutterschaft hervorhebt. [3])

---

[1]) l. c. 67. — [2]) Ibid. 76. — [3]) Siehe Kraus, Realenzyklopädie II, 361.

Ähnlich verhält es sich mit den Marienfesten. Anfangs wurde der hl. Jungfrau zunächst nur an den Festen des Herrn, besonders an dem Epiphaniefeste gedacht. Fr. v. Lehner bringt eine Anzahl Auszüge aus den Festreden, woraus hervorgeht, daß der Anteil Mariens daran kein geringer war. Über die Marienfeste macht derselbe Verfasser die Bemerkung: „Wie wir die Erfahrung gemacht haben, daß bei den dogmatischen Feststellungen über das Wesen Christi schließlich die Wendung eintrat, als ob es sich nicht mehr so fast um den Sohn handelte, als um die Mutter (allerdings immer dem Sohne zu liebe), so daß die Mutter in den Vordergrund trat, so kann es nur naturgemäß erscheinen, wenn die bei den Festen des Sohnes in solcher Weise mitgefeierte Mutter schließlich ihre eigenen Feste erhielt."[1])

Wie v. Lehner schon verstehen läßt, ist dieses in den Vordergrundtreten der hl. Jungfrau nur ein scheinbares; deshalb ist es auch den Mißdeutungen oberflächlicher Beurteiler stets ausgesetzt gewesen. In Wirklichkeit liegt hier nur eine größtmögliche Vertiefung unserer Beziehungen zu Christus vor, welcher die Kirche keinen besseren Ausdruck geben kann, als daß sie uns durch das Wort „Gottesmutter", „Mutter Gottes" immer wieder an das Dogma von der Menschwerdung Gottes erinnert. Dieses Wort ist gleichsam der Lichtkern, alle anderen Titel Mariens sind nur dessen Ausstrahlungen.

Der ganze Gang unserer Untersuchungen hat überall den innigen Zusammenhang der Mutter mit dem Sohne gezeigt. Die Entfaltung ihres Wesens hielt mit der Entfaltung des Wesens Christi gleichen Schritt. Ihr Titel „Gottesgebärerin, die Überzeugung von ihrer immerwährenden Jungfräulichkeit, von ihrer Sündenlosigkeit flossen aus der Verteidigung der Göttlichkeit Christi."[2])

Über die Marienfeste erhalten wir bei Kraus nähere Nachrichten. „In den vier ersten Jahrhunderten begegnen wir keiner sicheren Nachricht eines solchen Festes, wohl aber Zeugnissen von der Verehrung Mariens. . . . Doch erst in den Kämpfen des Nestorianismus und Monophysitismus, sowie durch die Angriffe der Antidikomarianiten . . . sah sich die Kirche veranlaßt, die Gottesmutterschaft und hohe Würde Mariens zu wahren und durch Feste zu fixieren. In diesem Streben taten sich namentlich Cyrill von Alexandrien und Proklus von Konstantinopel hervor. Auch

[1]) v. Lehner l. c. 213. — [2]) Ibid. 203.

wurden der „Gottesgebärerin" bereits Kirchen gewidmet, so die Marienkirche in Ephesus. In ihr hielt auch Proklus seine Predigten auf die „hl. Jungfrau und Gottesgebärerin", wobei er eines Marienfestes „Jungfraufest" (Verkündigung?) gedenkt. Das Fest muß aber älter sein, da Proklus es als allgemein bekannt voraussetzt,"[1]) — also die erste Erwähnung eines Marienfestes. Kraus hält das Verkündigungsfest für das älteste, das Fest der Darstellung im Tempel für das zweite Marienfest. Dazu kam bald das Fest vom „Hinscheiden der hl. Jungfrau", seit dem Kaiser Maurikios (582) auf den 15. August festgesetzt.

Das Ephesinum wurde der Anlaß, daß man jetzt rings in der Welt Marienkirchen baute.

Die Entwicklung der Marienverehrung ist einzig und allein der Triebkraft des christlichen Geistes zu verdanken. Fr. v. Lehner ließ sich bei seinem eingehenden Quellenstudium auch von dem Gedanken leiten, ob nicht Züge heidnischer Kunstideale hier ins christliche übersetzt worden seien; er muß aber gestehen, daß von einer Befruchtung der christlich-religiösen Phantasie durch antike Phantasiegebilde, von einem Einfluß des antiken Heidentums überhaupt auf die Ausbildung des Marienbildes keine Rede sein kann.[2])

Die Größe Mariens enthüllte sich erst allmählich den staunenden Blicken der christlichen Welt; die Erkenntnis ihres Wesens wuchs naturgemäß wie eine Pflanze.

In dieser Entwicklung der Dogmen liegt eine nicht genug zu bewundernde Größe der Kirche. Dieselbe betrachtet die Wahrheiten der Offenbarung nicht wie tote Felsblöcke, die ähnlich wie eine ägyptische Sphinx unbeweglich daliegen, sondern wie Samenkörner, die sich entfalten, wie lebendige Wesen, die wachsen sollen. Darum nennt Christus selbst seine Worte „Worte des Lebens". Wo aber Leben ist, da ist auch Entwicklung. Die Kirche ruft die ernsten Forscher wie die schlichten Gläubigen auf, immer tiefer in den unergründlichen Ozean der Wahrheiten einzudringen. Was die Frömmigkeit und die Wissenschaft fanden, das hütet die Kirche treu und läßt es nicht mehr verloren gehen. Keine echte Forscherarbeit ist dadurch vergeblich und der Gefahr der Vergessenheit anheimgegeben. Ist die Kirche dadurch überaus konservativ, so ist sie anderseits höchst fortschrittlich und immer auf der Höhe der Zeit. Dadurch weiß sie die unruhigen, wahr-

[1]) Realenzyklopädie I, 495 f. — [2]) v. Lehner l. c. XVII.

heitssuchenden Geister zu fesseln und für immer neue Arbeiten zu gewinnen. Der Protestantismus wollte anfangs die Kirche mumifizieren, in das Kindesalter des apostolischen Zeitalters hineinbannen und sie nicht mehr wachsen lassen. Dieser Standpunkt, der die Dogmen gleichsam versteinern wollte, ist jetzt vom wissenschaftlichen Protestantismus aufgegeben, der aber leider in ein anderes Extrem geraten ist: in steten Fortschritt ohne konservative Sorge für frühere Leistungen. Dadurch ist ein maßloses Fortschreiten entstanden, der stets aufbaut und zugleich das Vergangene stürzt, also unfruchtbar bleibt. Die Kirche hält in bewundernswerter Weise die Mitte ein zwischen Fortschritt und Liebe zur Vergangenheit. Jedes Dogma ist der Kirche nur eine neue leuchtende Sprosse, auf welcher sie sich in ihrer Erkenntnis höher emporschwingt, ohne auszuruhen oder gar zu erlahmen.

Diese konservative Treue und fortschrittliche Tendenz ist deutlich in der Entwicklung der marianischen Dogmen zu erkennen.

Der von uns schon genannte französische Apologet Bougaud schildert uns begeistert diese Tätigkeit der Kirche, indem er von dem Artikel des Apostolikums ausgeht: „Ich glaube an Jesum Christum, geboren aus Maria der Jungfrau". „Ein kurzer Ausspruch, welcher indes unzählige Fragen aufwirft: Ist Maria in der Tat Jungfrau? Ist sie wahrhaft Mutter? Ist sie Mutter Gottes? Wie ist sie zugleich Jungfrau und Mutter? O Heilige, o Kirchenlehrer, o Bischöfe, o Mütter, saget uns, was eure Betrachtungen euch offenbart haben! Diese erste Arbeit dauert durch vier Jahrhunderte und endet mit einer feierlichen Debatte, auf welche eine heißersehnte und mit Jubel begrüßte Definition folgt. Maria wird von der Kirche als Mutter Gottes verkündet.

Ist das alles? Bei weitem nicht. Es ist erst der Ausgangspunkt. Wer war die jungfräuliche Mutter, welche Gott, die unendliche Reinheit, in ihrem Schoße, auf ihren Armen, an ihrem Herzen getragen hat? Hat sie auch nur eine einzige läßliche Sünde begangen, begehen können? Heilige Seelen, betrachtet, betrachtet genau! Forschet mit dem Glauben, mit der Liebe, mit der hl. Schrift, mit der Vernunft. Diese zweite Arbeit dauert elf Jahrhunderte, erzeugt in allen Seelen die Gewißheit über die vollkommene Sündenlosigkeit Mariens, und das Konzil von Trient erklärt, um dem frommen Drange der Gläubigen gerecht zu werden, daß Maria von jeder, selbst der geringsten persönlichen Sünde frei war.

Wenn aber Maria während ihres ganzen Lebens rein war, was ist da von ihrer Empfängnis zu sagen? War sie mit der Erbsünde behaftet? Ist eine solche Makel mit der Gottesmutterschaft vereinbar? Man geht in der heiligen Betrachtung weiter. Man forscht tiefer über die erhabenen Worte: Natus ex Maria Virgine, und denselben entströmt wie ein blendender Lichtstrahl das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis". [1])

So wuchsen die Dogmen langsam, ohne Übereilung; die Kirche geht mit einer majestätischen Ruhe und zugleich ohne jeden Stillstand zu Werke.

Wird die Kirche hier stehen bleiben? Unmöglich! Schon mehr und mehr beschäftigen sich die Spekulationen der Geister mit der Frage nach der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel.

Wenn nicht alles täuscht, scheint die Vorsehung es gefügt zu haben, daß die heilige Kirche wohl das wichtigste Beweisstück für diese Krönung der marianischen Dogmen in die Hand bekommt, nämlich Gewißheit über das Grab der heiligen Jungfrau.

Waren die bisherigen Mariendogmen reine Konsequenzen aus den dogmatischen Grundlagen der Offenbarung, so würde dieses letzte Dogma von der leiblichen Aufnahme außer den dogmatischen Erwägungen, denen die Kirche bisher gefolgt ist, auch, wie uns scheint, die endgültige Lösung der Frage nach dem Grabe Mariens zur Voraussetzung haben.

Wenn die Wissenschaft diese wichtige Frage zur Zeit nicht abschließend beantworten kann, so glauben wir auf Grund äußerst merkwürdiger Ereignisse, die vorwiegend unser deutsches Vaterland berühren, annehmen zu dürfen, daß die Vorsehung selber in wunderbarer Weise die Beantwortung dieser Frage in die Hand genommen hat.

Die letzte Instanz der Kirche ist der Papst. Er entscheidet nicht bloß über spruchreife Glaubenskonsequenzen, sondern er wacht auch über aufkeimende Betrachtungen, rottet sie entweder in der Wurzel aus oder segnet ihren Reifeprozeß. Es ist daher für uns eine große Ermutigung, zu wissen, daß die jetzt folgenden Mitteilungen zur Kenntnis des jetzigen Papstes Pius X. gekommen sind, der sich lebhaft für dieselben interessiert, sie segnet, in sein Gebet einschließt und zum Weiterforschen auffordert.

[1]) Bougaud, Christentum und Gegenwart III, 25.

* * *

Dritter Hauptteil.

Panagia-Kapuli.

Erstes Kapitel.

Anna Katharina Emmerich.

1. Wir stehen vor der Betrachtung menschlich nicht zu erklärender Tatsachen, nämlich des intellektuellen Wunders, daß am 13. August 1822 nach den genauen Angaben einer frommen, ungebildeten Jungfrau eine bis dahin gänzlich in der Literatur unbekannte Gegend bei Ephesus und ein in derselben befindliches unbekanntes Häuslein als das Wohnhaus der heiligen Jungfrau beschrieben wurde, ferner, daß auf Grund dieser Aufzeichnungen vom 29. Juli 1891 ab durch wissenschaftliche Kommissionen ganz hervorragende Entdeckungen und Ausgrabungen in der angegebenen Gegend stattgefunden haben.

2. Zur Würdigung der überaus überraschenden Begebenheiten besprechen wir kurz die Bedeutung der sog. Privatoffenbarungen. Es ist eine auf unumstößlichen geschichtlichen Tatsachen beruhende Überzeugung sowohl des Judentums als des Christentums, daß außer der Schöpfung eine besondere Mitteilung Gottes an die Menschen, die Offenbarung genannt, ergangen ist. Die Annahme dieser übernatürlichen Offenbarung wird bekämpft vom Naturalismus, welcher die Welt als ein in sich geschlossenes Ganzes betrachtet, das nur nach immanenten Gesetzen sich entwickelt und eine göttliche Einwirkung nicht duldet, dann vom Deismus, welcher Gott um die Welt sich nicht kümmern läßt, schließlich vom Rationalismus, welcher jede göttliche Wirkung auf die menschliche Erkenntnis und damit eine unmittelbare, positive, eigentliche

Offenbarung leugnet. Aber schon die Vernunft sagt, daß weder von seiten Gottes noch von seiten des von Gott geschaffenen, belehrbaren Geistes des Menschen noch hinsichtlich mitzuteilender Wahrheiten eine Unmöglichkeit für eine solche Offenbarung vorliegt.

Der erste Mensch erschien auf Erden zugleich als körperlich vollendetes und geistig reifes Wesen. Schon an der Spitze der hl. Schrift steht ein Bericht über eine außerordentliche Belehrung des ersten Menschen in einer Vision. „Gott sandte", so berichtet uns die Bibel, „über Adam einen tiefen Schlaf"[1], ehe Eva erschaffen wurde. „Es war nicht jener Schlaf, welcher eine Schwäche der menschlichen Natur bildet: es war jener geheimnisvolle, übernatürliche Schlaf, welchen man (Ekstase) nennt, in welchem die Seele über sich selbst erhoben und verloren, die niederen Fähigkeiten sozusagen schlummern läßt, und die Augen schließt, um besser zu sehen."[2] In diesem Zustande erkannte Adam genau, was Gott tat; er gewann also auf wunderbare Weise neue Kenntnisse durch innere göttliche Erleuchtung. Das Judentum tritt mit der ganzen Autorität seiner Geschichte dafür ein, daß Gott auf die verschiedenste Weise den Patriarchen und Propheten der vorchristlichen Zeit übernatürliche Mitteilungen gab. Überhaupt ist der Glaube an die Offenbarung ein Gemeingut aller Völker. Die griechischen Philosophen schrieben der Gottheit die Belehrung der Menschen über Kunst und Gewerbe zu und suchten mühsam die Trümmer der Uroffenbarung zusammen.

Die Apostel waren die außerordentlich berufenen, unmittelbar gesendeten, inspirierten und unfehlbaren Organe der höchsten, durch Christus gewordenen Offenbarung. Neue Offenbarungen, die als neues Glaubensgut für die ganze Kirche bestimmt sind, finden nicht mehr statt. Die Nachfolger der Apostel haben nur die Aufgabe, das depositum fidei, den von den Aposteln geerbten Glaubensschatz treu zu hüten und immer tiefer zu erkennen. Das Christentum ist die letzte und vollendete Offenbarung, die absolute Religion, über welche hinaus kein Fortschritt möglich ist. Eine weitere Entwicklung der in der Offenbarung gegebenen Kenntnis findet erst im Jenseits in der Anschauung Gottes statt.[3]

Deshalb ist von vornherein festzustellen, daß Privatoffenbarungen nicht zum Glaubensgut der Kirche gehören.

[1]) Gen. 2, 21. — [2]) Bougaud III, 168. — [3]) Vergl. Hettinger, Apologetik 577.

3. Der Heiland stützt seine Autorität ganz besonders auf die Wunder, wenn er sagt: „Wenn ihr mir nicht glaubet, so glaubet den Werken.“ [1] Um seiner Kirche den Irrlehren gegenüber einen besonderen Glanz zu verleihen, verhieß er ihr als unnachahmliches Charakteristikum eine Anzahl Charismen, d. i. außerordentliche Gnadengaben des heiligen Geistes mit den Worten: „Es werden aber denen, die da glauben, diese Wunder folgen: In meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, in neuen Sprachen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tötliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden.“ [2] Der hl. Paulus nennt die einzelnen Charismen der Urkirche näher: „Über die Geistesgaben will ich euch nicht ohne Belehrung lassen... Es sind jedoch verschiedene Gnadengaben, allein derselbe Geist... Einem jeden aber wird die Offenbarung des Geistes zum Nutzen gegeben. Dem einen wird durch den Geist das Wort der Weisheit verliehen, dem anderen aber die Rede der Wissenschaft nach demselben Geiste, einem andern Glaube in demselben Geiste, einem andern Gnadengabe zu Heilungen in dem einen Geiste, einem andern die Gabe Wunder zu wirken, einem andern Weissagung, einem andern Unterscheidung der Geister, einem andern mancherlei Sprachen, einem andern Sprachenauslegung. Dieses alles aber wirkt ein und derselbe Geist, einem jeden zuteilend, wie er will.“ [3] Die Gabe der Weissagung ist „die Gabe, Dinge zu erkennen und anderen mitzuteilen, die der natürlichen Kenntnis des Menschen verschlossen sind. Als Propheten werden in der Apostelgeschichte erwähnt: Barnabas, Simon Niger, Lucius von Cyrene, Manahen, ferner Agabus und selbst einige Frauen. Ihre Mitteilungen betrafen nicht bloß die Zukunft, sondern auch das Innere des Menschen und Aufschlüsse über den Glaubensinhalt... Als Zweck erscheint die Belehrung, Erbauung, Aufmunterung und Tröstung der Gläubigen... Paulus erklärte diese Gabe (der Prophetie) als die wichtigste und wünschenswerteste und zieht sie der Sprachengabe weit vor (1. Kor. 14, 1, 5). Sie muß auch in den ersten Zeiten der Kirche häufig gewesen sein, so daß sie als ein eigenes, aber außerordentliches kirchliches Amt erklärt werden darf, während sie später seltener wurde, ohne jedoch

[1] Joh. 10, 38. — [2] Mark. 16, 17 ff. — [3] 1. Kor. 12, 1—11.

irgendwann völlig zu verschwinden."[1]) „Die Fortdauer der Charismen in der Kirche wird von vielen Vätern der ersten Jahrhunderte bezeugt... Englmann (Die Charismen, Regensburg, 1848, 158) führt aus dem vierten Jahrhundert 13 Zeugnisse von Vätern für diese Fortdauer an. Aber auch aus den folgenden Jahrhunderten bis auf unsere Zeit liegen beglaubigte Zeugnisse hierfür in den Lebensbeschreibungen der Heiligen (Acta Sanctorum etc. ed. Bollandus) und in den Kanonisationsakten vor. Viele Beispiele über diese Fortdauer der Charismen in der Kirche sind gesammelt in der christlichen Mystik von Görres II. 187—233".[2])

Die Kirche steht im Einklang mit der heiligen Schrift und den Vätern auf dem in der Tat großartigen Standpunkt, daß in ihr fortwährend von Jahrhundert zu Jahrhundert Wunderbares sich ereignet, ja sie geht soweit, daß sie für die Beatifikation und Kanonisation eines Dieners Gottes je zwei, nach kritischster Prüfung zweifellos nachgewiesene Wunder fordert. Bei der Konstatierung dieser Charismen im Leben der Heiligen muß jede Leichtgläubigkeit ausgeschieden werden; wie jede andere historische Tatsache müssen sie eben *bewiesen* werden, und die Beweisgründe müssen um so durchschlagender sein, je wichtiger die Konsequenzen sind, die sich aus den Charismen für die Kirche ergeben. Es genügt in der Tat nicht, wie unsere modernen Rationalisten es tun, auf den a priori angenommenen Grundsatz sich zu stützen: „Wunder sind unmöglich" und dann einfach mit Spott über die Charismen der Kirche zur Tagesordnung überzugehen. Mögen sie dieselben solange als „natürlich" erklären, als es geht; sehr oft kommt aber die Grenze, wo Natürliches und Übernatürliches scharf voneinander geschieden sind.

4. Die heilige Schrift belehrt uns: „Und danach — im Christentum — will ich meinen Geist über alles Fleisch ausgießen, daß weissagen euere Söhne und Töchter... und eure Jünglinge werden Gesichte schauen. Ja, auch über meine Knechte und Mägde will ich meinen Geist ausgießen in all jenen Tagen".[3]) Sie gibt auch die Richtlinien zur Beurteilung der „Weissagungen" an: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, denn viele falsche Propheten sind ausgegangen in die Welt"[4]), und: „Wer geschwinde glaubt, ist leichtsinnig und wird Schaden leiden".[5])

[1]) K. L. 3, 83 mit den Hinweisen auf die Belegstellen. — [2]) Ibid. 88. — [3]) Joel 2, 28 f. — [4]) 1. Joh. 4, 1. — [5]) Sir. 19, 14.

Anderseits heißt es: „Wer weissagt, redet für Menschen zur Erbauung, zur Mahnung und Tröstung". „Wer weissagt, erbaut die Kirche Gottes".[1] „Verachtet die Weissagungen nicht. Prüfet alles; was gut ist, behaltet!"[2]

5. „Privatoffenbarungen sind übernatürliche, göttliche Kundgebungen, welche nach Abschluß der für die ganze Menschheit bestimmten göttlichen Offenbarung einzelnen Personen zuteil werden."[3] Zwar enthalten dieselben übernatürliche Mitteilungen über Tatsachen und Lehren, aber sie sind von der Offenbarung durchaus und wesentlich verschieden. Sie sind entweder für einzelne Menschen bestimmt, oder sollen einzelne Wahrheiten aus dem vorhandenen, unveränderlichen Glaubensschatz heller beleuchten, auf Vergessenes, Unbeachtetes aufmerksam machen, neue Studien anregen oder Mißverständnisse beseitigen helfen. Daher schreibt der hl. Thomas: „Zu allen Zeiten hat es solche gegeben, welche den Geist der Prophetie besaßen, zwar nicht um eine neue Lehre hervorzubringen, sondern um den menschlichen Handlungen Weisungen zu geben".[4]

Die Kirche hütet sich vor zwei Extremen. „Es gab und gibt echte, von Gott in übernatürlicher Weise dem Menschengeist mitgeteilte Privatoffenbarungen; folglich ist es ein Irrtum, solche prinzipiell zu verwerfen; es gab und gibt aber auch falsche Visionen, welche aus phantastischen Einbildungen oder aus diabolischen Einflüssen stammen."[5] „Es wäre unkritisch, alles, was Privatoffenbarung heißt, zu verwerfen, wie es unkritisch ist, derartige Aussagen ohne näheres Zusehen in Bausch und Bogen zu glauben.... Die Kirche ist nie als unfehlbare Lehrerin der Heilswahrheit für irgend eine Privatoffenbarung positiv eingetreten ... aus dem einfachen Grunde, weil sie es nicht kann. Denn Privatoffenbarungen als solche liegen außerhalb des der Kirche übertragenen Glaubensinhaltes. Wohl aber ist es öfters geschehen, daß eine kirchliche Behörde, der zwar keine göttliche, aber eine hohe menschliche Autorität zukommt, sich zu Gunsten von Privatoffenbarungen ausgesprochen hat."[6]

Die kirchliche Approbation verbürgt nicht, daß der Inhalt der Privatoffenbarungen in allem wahr und sicher sei, sondern

[1] 1. Kor. 14, 3 f. — [2] 1. Thess. 5, 21 f. — [3] K. L. 10, 422. — [4] S. Th. II. II. 9, 174, a. 6. — [5] K. L. 16, 422. — [6] Michael S. J., Geschichte des deutschen Volkes III, 204 f.

besagt nur, daß nichts darin gegen die Glaubens- und Sittenlehre verstoße. „Hieraus folgt", bemerkt Benedikt XIV., „daß man ohne an seinem katholischen Glauben irgend welchen Schaden zu nehmen, den besagten Offenbarungen seine Zustimmung verweigern darf, wofern es mit Bescheidenheit, nicht ohne vernünftige Gründe und ohne Verachtung geschieht."[1]) Sie beanspruchen keinen anderen Glauben als den, welchen man einem glaubwürdigen, redlichen Menschen schenkt.

Privatoffenbarungen veranlassen für Beatifikationen und Kanonisationen in der Regel nicht geringe Schwierigkeiten, „eben weil sie vorher durch das Feuer strenger Prüfung müssen erprobt werden, ehe die Verhandlungen über die heroischen Tugenden und Wunder beginnen können."[2])

6. Wohl seit Jahrhunderten hat niemand in solchem Maße das „Charisma der Weissagung" d. i. die Gabe überirdischer Erkenntnisse besessen wie die gottselige Anna Katharina Emmerich, dieses wundersame Kind des Münsterlandes († 9. Februar 1824 in Dülmen). Wir setzen die Kenntnis ihres in heroischer Weise der Gottes- und Nächstenliebe geweihten, an außerordentlichen, wunderbaren Gnadengaben so reichen Lebens voraus und verweisen nur auf ihre zweibändige Biographie von P. K. E. Schmöger sowie auf ihre bis zu den letzten Ereignissen durchgeführte Lebensgeschichte von P. Thomas Wegener.[3])

Nach dem Abschluß des Bischöflichen Eingangsprozesses in Münster, dessen Akten im Juni 1899 nach Rom gegangen sind, ist in Rom von der Ritenkongregation die Beatifikationsangelegenheit in Angriff genommen worden. Es ist selbstverständlich, daß die Prüfung der bei der Ritenkongregation durch den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München eingelieferten umfangreichen Manuskripte, die sich auf die Visionen beziehen, seitens einer eidlich verpflichteten Kommission jahrelange Untersuchungen erfordert, ob nichts darin gegen die katholische Glaubens- und Sittenlehre verstößt.

Im Dezember 1904 erschien im Laumann'schen Verlage, Dülmen, in zweiter Auflage eine von uns herausgegebene Zusammenstellung der Mitteilungen der gottseligen Emmerich über

---

[1]) De canoniz. etc. II, 32. — [2]) K. L. 10, 427. — [3]) 4. Aufl. mit Illustrationen, 404 S. Dülmen 1902.

die heilige Jungfrau Maria,[1]) worin wir zugleich die Bedeutung A. K. Emmerichs für die Kirche und für unsere Zeit darzulegen suchten. Wir entnehmen diesem Buche einige Stellen, die auf das Charisma des überirdischen Schauens Bezug nehmen.

Die vorzüglichste Veranlassung zu der allgemeinen Aufmerksamkeit und Verehrung, welche diese hochbegnadigte, westfälische Jungfrau auf dem ganzen Erdkreis gefunden hat, sind ihre „Gesichte" oder Privatoffenbarungen gewesen. Anna Katharina Emmerich besaß von Jugend auf eine überirdische Klugheit und Weisheit. Bei einer Beschreibung der armen Hütte, wo sie geboren wurde, fügt Klemens Brentano die Worte bei: „Hier in dieser finstern, armen Nacht voll Unordnung und Unbequemlichkeit war dieses feine, reine, lichtvolle, geistreiche Wesen geboren und erzogen; da und nirgends anders erhielt es seine Unschuld in Gedanken, Worten und Werken" (Schmöger, Leben, 2. Auflage II, 4). „Ihr Vater Bernhard fand nach des Tages Arbeit seine liebste Erholung darin, daß er sein kluges Kind auf die Knie nahm und sich von ihm erzählen ließ: „Annthricken" — pflegte er zu sagen — „nun bist du in meinem Kämmerchen, nun erzähle mir etwas!" Da erzählte sie ihm ganz lebhaft die Bilder, welche sie von den Begebenheiten des alten Testaments geschaut, so daß er, in Tränen ausbrechend, fragte: „Kind, woher hast du das?" Sie aber antwortete: „Vater, das ist ja so! Das sehe ich ja so!" Dann wurde er still und fragte nicht weiter" (S. 22). „Ich habe mich nie wundern können", sagte sie später, „wie Johannes von den Blumen und den Tieren in der Wüste so vieles gelernt hat; denn mir ist schon als Kind jedes Blatt, jedes Blümchen wie ein Buch gewesen, in dem ich lesen konnte. Bei jeder Farbe, jeder Gestalt und Form fühlte ich ihre Bedeutung und Schönheit, wenn ich aber davon erzählen wollte, da wurde ich verlacht. Wenn ich in das Freie kam, da konnte ich mich mit allem unterhalten" (S. 43). Ging ich mit meinen Eltern auf das Feld, so war ich immer in Gesichten, so war ich nie auf Erden. Alles hier war wie ein dumpfer, wirrer Traum; das andere aber war Klarheit und himmlische Wahrheit." Sie hatte als Kind die feste Überzeugung, alle Menschen hätten dieses

[1]) Maria, die hl. Jungfrau usw. Für das christliche Volk zusammengestellt, zugleich mit den Ergebnissen der Wissenschaft verglichen. XXXII und 454 Seiten.

innere Schauen und war ganz überrascht, wenn jemand ihr widersprach. Manche derartige Erlebnisse schlossen dem schüchternen Kinde den Mund, aber die „Gesichte" blieben. Im ganzen hat sie nur vier Monate eine Dorfschule besucht, der ein alter Bauer vorstand. „Von Natur war sie so fröhlichen Sinnes, wie ein reines, schuldloses, mit Gott und den Heiligen so wunderbar vertrautes Kind nur immer sein konnte. Unter der hohen, fein gewölbten Stirn leuchteten hellbraune Augen, deren milder Glanz die Klarheit erhöhte, von der ihr ganzes Wesen umflossen war. Das dunkle Haar war von Stirne und Schläfen ungeteilt zurückgekämmt, in Flechten gefaßt und um den Scheitel geschlungen. Ihre helle, feine Stimme und die Raschheit der Rede verrieten die Lebhaftigkeit des Geistes, und leicht sprach der Mund von Dingen, die dem Kreise, in dem sie lebte, geheimnisvoll und rätselhaft erschienen; doch milderte schnell die einfältige, demütige Schüchternheit den Eindruck wieder, den ein plötzliches Auftauchen ihrer hohen Gaben hervorbringen mochte" (S. 39). Der edle Graf Friedrich Leopold Stolberg, der sie am 22. Juli 1813 besuchte, schildert den Eindruck, den ihr geistvolles Wesen auf ihn machte, also: „Anna Katharina, welche in der Kindheit Vieh gehütet und gerne Arbeit verrichtet hat, spricht mit zarter Stimme und drückt sich über die Religion in edler Sprache, welche sie nicht im Kloster lernen konnte, nicht nur mit Würde und Bescheidenheit, sondern mit erleuchtetem Geiste aus. Ihr geistvoller Blick, ihre heitere Freundlichkeit, ihre lichthelle Weisheit und ihre Liebe atmen aus allem, was sie sagt." Ähnlich drückt sich auch ihr Pfarrer, der Dechant Rensing, aus: „Was sie von den Gegenständen, die in der Ekstase ihren Geist beschäftigen, mir erzählt, ist oft so erhaben, daß ich mich darüber verwundere und doch so kindlich einfältig, daß es kein Nachsinnen, keine Absichtlichkeit verrät ..., im ganzen der schönste Abdruck einer engelreinen, in Gott vertieften, nur mit der Ehre Gottes und dem Heile der Menschen beschäftigten Seele." (Aus einem Briefe an den Generalvikar Klemens August von Droste-Vischering).

Höher als die Visionen steht ihre Demut, womit sie dieselben ansah; sie hat weder sich selbst für etwas Besonderes gehalten, noch ihren „Gesichten" einen anderen als menschlich gebrechlichen Wert beigelegt.[1]) Wir begegnen aber einmal bei ihr einer tiefen Auf-

[1]) Maria, die hl. Jungfrau usw. XIII ff.

fassung ihrer Mitteilungen, wo sie als vom Heilande gesagt angibt: „Ich gebe dir diese Gesichte nicht für dich . . ., sondern sie sind dir geschenkt, damit du sie auffassen lassest; du mußt sie mitteilen; es ist jetzt nicht die Zeit, äußere Wunder zu wirken. Ich gebe dir diese Gesichte und habe es jederzeit so getan, *um zu zeigen, daß ich bei meiner Kirche bin bis zum Ende der Tage.* Die Gesichte allein aber machen niemand selig; du hast Liebe und Geduld und alle Tugend zu üben." — Und weiter: „Ich habe heftig gebetet, Gott möge mir doch die Gesichte nehmen, daß ich die Verantwortung des Wiedererzählens verlöre. Aber ich erhielt keine Erhörung, und wie gewöhnlich, daß ich alles, was ich zustande bringen könne, erzählen müsse, und wenn ich auch verspöttet würde." — „Die vielen Mitteilungen aus dem Alten und Neuen Testamente und die Bilder aus dem Leben der Heiligen waren mir alle durch die Barmherzigkeit Gottes gegeben, nicht allein zu meiner Belehrung, denn vieles konnte ich nicht fassen, sondern zur Mitteilung, *um vieles Verschlossene und Versunkene wieder zu erwecken.* Es ist mir dies stets wieder befohlen worden. Ich habe es auch so gut erzählt, so gut ich konnte." (*Schmöger*, Leben der gottsel. Emmerich II, 48, 49.)

7. Unter der Voraussetzung, daß die Vision der gottseligen Emmerich eine echte, von Gott kommende war, erhebt sich die Frage, ob sie uns auch unverfälscht übermittelt worden ist. Grundsätzlich ist hier zu bemerken, daß Gott manche unschuldigen Irrungen zuläßt, damit solche Privatoffenbarungen in keiner Weise mit den in der hl. Schrift und der Überlieferung enthaltenen Offenbarungen auf gleiche Stufe gestellt werden. Auch bei der gottseligen Emmerich ist das reiche Gold wunderbarer Erkenntnisse manchmal mit den Schlacken menschlicher Gebrechlichkeit vermischt. Wie oft vernehmen wir ihre Klage, daß die geschauten Bilder so überreich, der menschliche Geist so schwach und unvollkommen sei, es zu fassen; daß sie dieses und jenes durch Krankheiten oder sonstige Störungen verwechselt oder vergessen habe und es „nicht mehr ordentlich hervorbringen könne". So interessant und anregend es daher auch sein mag, die Angaben der gottseligen Emmerich mit den Ergebnissen der theologischen Wissenschaft zu vergleichen, so ergibt sich doch aus unseren Erwägungen, daß in strittigen Punkten die begründeten Meinungen der Gelehrten in keiner Weise durch die etwa gegenteilige Ansicht der

Gottseligen ihren Wert verlieren: die theologischen Meinungen bewahren ihre volle Freiheit.

8. Anna Katharina Emmerich war von Jugend an bis zu ihrem Tode der Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit. Fast jeder, der längere Zeit in ihrer Gegenwart weilte, legte ein Tagebuch über sie an oder schrieb sonst seine Beobachtungen nieder, sodaß wir über sie sehr viele Nachrichten besitzen, die vielfach noch nicht im Druck erschienen sind. Ihrer ganzen Umgebung war ihr Schauen über die Personen der heiligen Schrift wohl bekannt. Dr. Franz Wilh. Wesener, der bei der sel. Emmerich seinen Glauben wiedergefunden und als Arzt sie sehr oft besuchte, beteuert in seinem Tagebuche mehreremale feierlich vor Gott, daß er ehrlich nur das berichte, was er gehört und gesehen. Über ihr Schauen bemerkt er einmal ausführlicher: „Ihre Schauungen waren eine bis ins kleinste Detail eindringende und nach dem Kirchenkalender fortlaufende Geschichte des Lebens unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. Verwundern muß man sich, wenn man vernimmt, wie lebendig sie den Herrn lehren und wirken sieht; aber Staunen ergreift einen, wenn man sie die Personen, die der Herr seines Umganges würdigt, mit Namen nennen, ihre Geschlechter, Gewerbe und Wohnorte angeben, die Örter, Häuser und Gegenden nennen und beschreiben hört, wo der Herr von einem Tag zum andern sich befand, und Züge aus seinem Leben erzählt, wovon man nirgendwo eine Spur findet". Wesener hatte großes Interesse für ihre geistvollen Gedanken und Aussprüche, deren sein Tagebuch sehr viele enthält. Am 1. Mai 1813 bedauerte er in einem Zwiegespräch mit ihr über Leidenschaften und Selbstbeherrschung, „daß wir nicht eine genauere Geschichte der früheren Lebensgeschichte Jesu besäßen. Darauf sagte sie mir, sie wisse alles haarklein, als wenn sie alles selbst gesehen hätte. Auch die Geschichte der Mutter Jesu wisse sie ganz genau". . . . „Sie versprach mir beides zu erzählen". Die Tagebücher Weseners enthalten an verschiedenen Stellen bruchstückliche Mitteilungen darüber. Die Aufgabe, diese Mitteilungen möglichst vollständig aufzuzeichnen, hatte Klemens Brentano, der am 24. September 1817 zum ersten Male in Dülmen erschien. Durch seine Begegnung mit der gottseligen Emmerich ward die innere Umwandlung Brentanos ganz vollendet; er führte in Dülmen und überhaupt bis zu seinem Tode ein äußerst strenges, musterhaftes

Leben. Er war in der Tat aus einem Saulus ein echter Paulus geworden. „Er arbeitete in Dülmen in reinster Meinung als an einer heiligen Sache". (Aus einem Brief von P. Jgn. Jeiler). Er sah die Visionen für einen überaus kostbaren Himmelsschatz an. Brentano schrieb die Mitteilungen auf die kirchliche Autorisation des strengen Generalvikars Klemens August, des späteren Erzbischofs von Köln, hin unter Umständen nieder, in denen ständig die schärfste Kontrolle lag, besonders unter der Aufsicht des P. Limberg und des berühmten Overberg, welcher zur Mitteilung der Gesichte der Begnadigten täglich zwei Stunden festsetzte. Brentano hat nie die gottselige Emmerich geistig beeinflußt: er schrieb höchst gewissenhaft die ihm unbekannten — er besaß gar keine theologische, noch weniger eine archäologische Bildung — Angaben der Seherin nieder, deren überaus zarte Gewissenhaftigkeit nicht die geringste Beeinflussung ertragen hätte. Er bedauerte stets, daß er nicht so alles der Welt bieten konnte, wie er es vernahm. „Das Beste davon ist so zart", sagt er, „wie die Staubgemälde auf Schmetterlingsflügeln". „In die Bilder etwas hineintragen, konnte ich nicht, denn ich hörte nichts, als nur unbekannte Dinge". „Zu meiner Schande muß ich sagen, daß ich von allen diesen Dingen gar nichts weiß".[1])

9. Über die Zuverlässigkeit der schriftlichen Wiedergabe der „Gesichte" durch Klemens Brentano liegen zwei Schriften vor, nämlich P. Diel-Kreiten S. J. „Lebensbild des Klemens Brentano" und P. Thomas Wegener O. S. Aug. „Anna Katharina Emmerich und Klemens Brentano", worin der vollgültige Beweis geliefert wird, daß es ein großes Unrecht ist, wenn man Brentano vorwirft, er habe mit „dichterischer Freiheit" die „Gesichte" wiedergegeben oder gar absichtlich verfälscht. Auch die Toten haben ein Recht, nicht verleumdet zu werden.

Die Absicht Brentanos, alles möglichst getreu wiederzugeben, ist indessen keine absolute Gewähr dafür, daß sich die menschlichen Schwächen in den schriftlich fixierten Schauungen nicht auch zeigen, sodaß sog. „Schwierigkeiten" entstanden sind. Was diese „Schwierigkeiten" angeht, so hätten wir deren mehr erwartet. Bedenken wir doch, daß die gottsel. Emmerich nicht so inspiriert war, wie die Verfasser der heiligen Schrift, deren Offenbarungen

[1]) Vergl. Wegener, A. K. Emmerich und Klemens Brentano, Dülmen 1900, S. 117, 125, 127.

den Charakter der Unfehlbarkeit haben. Es konnte hier etwa acht Quellen des Irrtums geben: daß sie das eine oder das andere Mal nicht genau schaute, daß sie etwas nicht richtig verstand, daß sie sich an etwas nicht mehr genau erinnerte, oder daß sie sich über etwas nicht genau aussprach. Der Gegenstand, das Bild der Vision, kommt von Gott; im übrigen aber ist die Begnadigte sich selbst, ihren menschlichen Fähigkeiten überlassen. Der Aufschreiber anderseits konnte sich trotz des besten Willens verhören, etwas unrichtig verstehen, etwas vergessen und etwas ungenau niederschreiben. Es konnte selbst seine Phantasie hier und da mit tätig sein, zumal, da von den Mitteilungen soviel verloren ging, und er manches bruchstücklich erhaschen mußte. Vielleicht wird auch dieses und jenes, was scheinbar als konkrete Tatsache uns entgegentritt, nur symbolisch zu verstehen sein. Und trotzdem: Wo sind schwere Irrtümer der gottseligen Emmerich? „Schwierigkeiten" können dann entstehen, wenn man etwas aus dem Texte herausreißt oder oberflächlich betrachtet. Dieselben verschwinden in der Regel bei näherem Zusehen oder Vergleichen mit den anderen dazugehörigen Mitteilungen. Manches erscheint in der Tat neu und eigenartig, bisherigen Anschauungen — zwar nicht in Glaubens- und Sittensachen — zuwider, sodaß man im ersten Augenblick geneigt sein könnte, „Irrtümer" anzunehmen. Wir haben aber immer mehr die Überzeugung gewonnen, daß die gottselige Emmerich nur bei den gründlichsten Studien bestehen kann. Zur Beurteilung sehr vieler Mitteilungen fehlt noch jeder wissenschaftliche Apparat; viele „Gesichte" werden wohl wegen ihrer gänzlichen Originalität vollständig unkontrollierbar bleiben. Wir stehen auf dem Standpunkt: was sich als echtes Gold erweist, nehmen wir dankbar an; was wissenschaftliche Kritik absolut als irrtümlich nachweisen würde, lassen wir als Spreu fallen. So ist es in der Tat eine unschuldige Verwechslung, wenn sie einmal gelegentlich Jakobus den Ältern um das Jahr 48 noch als lebend erwähnt, ein andermal aber vor dem Jahre 48 ausführlich sein Martyrium beschreibt und für das Jahr 48 einen Jünger schaut, der die Stelle des Jakobus vertritt. Selbst der hl. Paulus hat nach der Apostelgeschichte sich einmal in einer Person geirrt, da er vor dem hohen Rate zu einem der Anwesenden, welcher ihn auf den Mund zu schlagen befahl, sagte: „Gott wird dich schlagen, du übertünchte

Wand“.... „Die aber dabei standen, sprachen: Den Hohenpriester Gottes lästerst du? Und Paulus sprach: Ich wußte nicht, Brüder, daß es der Hohepriester ist.“[1])

10. Durch Stellung und Wissenschaft hervorragende Männer haben mit bewundernder Verehrung von der gottseligen Emmerich und ihren Mitteilungen gesprochen und diese begnadigte Jungfrau begrüßt als einen seltenen Stern am christlichen Sternenhimmel, wie er nur nach Jahrhunderten aufsteigt, ihre „Gesichte“ bezeichnet als ein reiches noch wenig geprägtes Goldlager.

Die Zeugnisse sind von uns zusammengestellt worden in dem oben genannten Marienleben. Aus der reichen Zahl heben wir kurz einige hervor. Eine Anzahl Bischöfe haben mit Freuden die Herausgabe der „Gesichte“ begrüßt und nichts darin gefunden, was gegen die katholische Glaubens- und Sittenlehre verstößt.[2])

Der gelehrte Professor Friedrich Windischmann, später General-Vikar der Erzdiözese München-Freising, trat mehreremale mit rückhaltloser Anerkennung für Anna Katharina Emmerich ein, besonders in den Historisch-politischen Blättern 1858, Band I, S. 713 ff. Seine letzte literarische Arbeit war eine ausführliche Abhandlung, welche die Einleitung zu dem „Leben Jesu“, im Auszuge von Schmöger herausgegeben, bildet. Wir erwähnen nur kurz daraus: „Die unnachahmliche Objektivität des Schauens ohne Reflexionen der Schauenden ist ein schlagender Beweis der Echtheit. Darum diese manchmal fast ermüdenden Beschreibungen der Personen, ihres Aussehens, ihrer Kleidung, ihrer Wohnungen, ihrer Lebensgewohnheiten. Daher diese Schilderung der Städte und Dörfer, der Wege und Reisen, der Gegenden, Berge, Flüsse und Seeen. Daher dieses ganze archäologische Detail. Es hat den providentiellen Zweck: einmal die Unmöglichkeit der Erfindung von seiten der Seherin und ihres Schreibers unwiderleglich darzulegen (denn wie wäre der ausgezeichnetste Gelehrte imstande, ein Bild von solcher Lebendigkeit zu entwerfen?); dann aber der hier in historischester Treue auftretenden und handelnden Person Christi einen ebenso wahren historischen Hintergrund zu geben.“ „Überhaupt ist die jede kombinierende Erfindung ausschließende

[1]) Apostelgesch. 23, 2—5. — [2]) Das arme Leben und bittere Leiden unseres Herrn usw., herausgegeben von Schmöger, Regensburg 1896, I. p. V ff. und Maria, die hl. Jungfrau usw., Dülmen 1904, XVI und XXI.

Originalität dieser „Gesichte" eine ihre Echtheit bekundende Eigentümlichkeit."

Der große Görres schreibt im zweiten Bande seiner Mystik: „Nicht bloß auf die Passion haben sich ihre Gesichte beschränkt, sondern drei Jahre hindurch folgen sie dem Herrn durch alle seine Wege, Schritt für Schritt über alles Palästina, die Natur des Landes, Ströme, Berge, Wälder, bewohnte Orte, die Einwohner, ihre Wohnstätten, Sitten und Gebräuche, Kleidung und Lebensweise: alles geht in den klarsten und anschaulichsten Bildern an ihr vorüber. . . . Das Ganze schließt sich in ein gewaltiges, religiöses Weltepos zusammen, das, vom Himmel zur Erde spielend, mit den Weltaltern sich gliedert und mit den Zeitaltern sich untergliedert, und wie es also, ein weltumkreisender Ozean, aus verborgener Quelle hinströmt, an der Oberfläche die Pracht seiner Ufer und den ausgelegten Reichtum spiegelnd, innen aber durchsichtig bis zum Grunde den Blick in die Wunderwelt der Tiefe und den innern Zusammenhang der Dinge öffnend, im ganzen das wunderbarste, reichste, umfassendste, tiefsinnigste und ergreifendste Gesicht, das sich irgend je in dieser Art mystischer Auffassungsweise gebildet, vor dem anschauenden Sinne aufführt."

Der bekannte Schriftsteller und Gelehrte Dom Prosper Guéranger, Abt von Solesmes, schreibt in einer Vorrede zum „Leben Jesu" von der gottseligen Emmerich also: „Was bei Anna Katharina überrascht und zur Zustimmung hinreißt, ist der unerschöpfliche Reichtum, welcher den menschlichen Anstrich von diesem Werke des Lebens Jesu tilgt. . . Diesem unerschöpflichen Wunderwerke gegenüber kann man sich nicht enthalten zu sagen: Digitus Dei est hic — das ist der Finger Gottes."

Domherr A. Urbas aus Laibach urteilte also: „Ich nahm zu der Geographie und den Reisebeschreibungen Palästinas meine Zuflucht, um die Richtigkeit der Angaben zu kontrollieren, und je mehr Vergleiche ich machte, desto mehr wurde ich zu der Überzeugung gedrängt, daß Katharina Emmerich über das heilige Land, über die Gebräuche der Juden usw. mehr Kenntnis hatte als alle Geographen und Archäologen der ganzen Welt. Durch fortgesetztes Studium machte ich die Erfahrung, daß manches, was sich mir anfangs wie ein unüberwindlicher Berg in den Weg legte und viele Beschwerde machte, bei später vorkommender Ergänzung sich nur als ein Nebel darstellte, der sich bei aufgehender

Sonne auflöst, und sich dann gleichsam eine neue paradiesische Landschaft enthüllte."[1])

Prof. Dr. theol. und phil. H. Grotemeyer, ein gelehrter Orientalist und Bibelforscher, gab 1900 und 1902 „Studien zu den Visionen der gottseligen Augustinernonne Anna Katharina Emmerich" heraus. Er beschließt seine wissenschaftlichen Vergleiche der „Gesichte" mit dem Buche Judith und dem biblischen Bericht über den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem mit den Worten: „Falls der unbefangene Leser den aus den Gesichten der seligen Emmerich gewonnenen Resultaten beipflichtet, kann er sich wohl nicht der Überzeugung verschließen, daß die arme, stets leidende, aller Schriftkenntnis wie aller Gelehrsamkeit entbehrende Ordensfrau auch die obigen Mitteilungen nicht aus eigenem Borne schöpfte, sondern höherer Eingebung verdankte und auch hier längst Versunkenes wieder ans Tageslicht zu bringen hatte".

Derselbe Gelehrte fragte im Münsterschen Pastoralblatt 1896, S. 24: „Sollte jemand noch zweifeln, so möchte ich ihn ersuchen, und hierin liegt ein letzter Beweisgrund, das Leben Jesu nach den Gesichten der gottsel. Emmerich genauer anzusehen und dann auf die Frage zu antworten, ob unter allen Bibelforschern der Gegenwart einer ist, der auch nur annähernd eine so umfassende und sichere Kenntnis von Palästina zur Zeit Christi besitzt, als sich in diesen Gesichten bekundet. Einzelne Irrtümer und Widersprüche, auf die er stößt, wird er der menschlichen Schwachheit um so lieber zu gute halten, als er im ähnlichen Falle gleiche und größere Nachsicht auch für sich in Anspruch nehmen würde, falls er, wie die fromme Seherin, sein Wissen ohne alle literarischen Hülfsmittel, bloß aus dem Gedächtnis vortragen müßte".[2])

Im deutschen Hausschatz X. Jahrg. S. 383 finden wir folgendes Urteil, unterzeichnet von Dr. Ed. Tr. „Brentano wäre mit allen ihm zu Gebote stehenden geographischen und historischen Hülfsmitteln nicht imstande gewesen, ein solches Werk, wie das „Arme Leben und bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi und seiner heiligsten Mutter Maria" von P. E. G. Schmöger, Verlag von Fr. Pustet in Regensburg 1881, auch wenn er einen Ritter und Humbold an Erfahrung, Genie und Wissenschaft übertroffen hätte, zu liefern! Jeder, der dasselbe aufmerksam und unbefangen

[1]) Vergl. Maria, die hl. Jungfrau usw. XXIV. — [2]) Ibid. XXV.

d. i. ohne Vorurteil liest, wird meine Aufstellung bestätigen und wiederholen, und zwar um so mehr, je mehr Kenntnisse er in der Profan- und heiligen Geschichte sich erworben und je näher er den Schauplatz der betreffenden Vorgänge und Schilderungen kennen gelernt hat. Denn es handelt sich vor allem um das Land Palästina, auf dessen Oberfläche nicht nur die wichtigsten Ereignisse der Welt- und Menschengeschichte seit der Urzeit sich abgespielt haben, sondern wo auch die verschiedensten Rassen und Völkerstämme gehaust und sich vermischt haben, wo insbesondere seit Moses unzählbare Städte, kleine und größere Ortschaften gegründet, zerstört und wieder erbaut worden. — Man denke z. B. nur an die oftmaligen Veränderungen, die auf der Area der Stadt Jerusalem allein in dieser Weise vor sich gingen! Und dieses alles im Auge behaltend, wird jeder aufmerksame Leser von den so ansprechenden und gleichsam sich selbst erklärenden und bestätigenden Schilderungen des Lehr- und Lebenswandels unseres Herrn und Erlösers staunen müssen über die ebenso lebendigen als anschaulichen landschaftlichen, bis ins Kleinste gehenden Ortsbeschreibungen aus jeder Epoche von der Zeit der Patriarchen bis zu den Tagen der Unterwerfung Palästinas unter die Weltherrschaft Roms, in welchen die historischesten und gebildetsten Völker der Welt — Griechen, Römer und Juden — erschienen. Wo ist der Topograph, wo ist der Ethnograph, sei es in Berlin oder im ganzen deutschen Kaiserreiche, der auch nur Annäherndes zu leisten versprechen könnte?"

Wir selbst haben einmal versucht, in kritischer Weise einer Anzahl „Mitteilungen" nachzugehen, und berichteten darüber in unserem „Marienleben": „Um die Echtheit ihres Schauens und die Genauigkeit ihrer Angaben zu prüfen, sind, soweit die Zeit und die Hilfsmittel es erlaubten, die Angaben der gottseligen Emmerich mit den Resultaten der Wissenschaft verglichen worden. Es sind zu diesen Vergleichen möglichst einwandfreie Werke gebraucht worden. Besondere Dienste leisteten hierbei u. a. das monumentale, neue Kartenwerk über Westpalästina: Western Palestine Exploration Fund Map, sowie Ritters umfangreiche Erdkunde. Gewiß hätten diese Studien noch vielseitiger und vollkommner sein können, aber das Gebotene wird wohl hinreichen, um den vorurteilslosen Leser zu überzeugen, daß hier ein intellektuelles Wunder vorliegt, und manche Mitteilungen hier geboten

werden, die menschlich nicht erklärt werden können. Der Gesamteindruck wird gewiß sein, daß die gottselige Emmerich eine Geographin und Archäologin ersten Ranges ist.“ [1])

Ein als Orientalist und Epiker bekannter Schriftsteller schrieb uns am 15. Dez. 1904: „Ich bin von der ganzen Tiefe der Visionen der Nonne von Dülmen überzeugt, einerseits aus religiösen, dann aus wissenschaftlichen und zuletzt aus poetischen Gründen. Anna Katharina Emmerich hat alles so geschaut, so gesehen, so beschrieben, daß dies keine Halluzination sein kann... Man beachte die epische Kraft, die in den Visionen liegt! Es ist das gewaltigste Epos, das sich hier abspielt, so poetisch, so sonnenhell, daß es keine Phantasie sein kann.“ Es wird dann besonders geschildert, wie packend und sinnig zugleich eine Anzahl Mitteilungen aus dem Leben Mariens seien.

1906 erscheint im Verlage von Bernklau in Leutkirch, Würtemberg, ein etwa 700 Seiten umfassendes Werk: „Hom, der falsche Prophet aus noachitischer Zeit“, von A. Freiherrn v. Ow, welches eingehende Studien bringen wird über die Mitteilungen der gottseligen Emmerich bezüglich der Wanderung der Ur-Arier nach Zentralasien, über Hom, die teilweise Rückwanderung Diemschids, die Ursprache, die ägyptische Chronologie, über Joseph und Aseneth, über die Bundeslade und ihren geheimnisvollen Inhalt, über die Beziehungen Homs zum Brahmanismus und Buddhismus. Das Werk bringt eine äußerst große Anzahl wissenschaftlicher Parallelen zu den Angaben der gottsel. Emmerich.

11. Was die Schauungen der gottseligen Emmerich über das Leben Mariens angeht, so können wir auf Grund eingehenderer Studien versichern, daß dieselben durch und durch originell, ohne jede literarische Vorlage sind. Die von der Schwester gebrauchten Bücher, Betrachtungs- und Gebetbücher, werden im Emmerichhause fast vollzählig aufbewahrt. Es sind meistens auf die Exercitien des hl. Ignatius sich stützende Andachtsbüchlein. Obwohl unter der Hinterlassenschaft sich kein P. Martin von Kochem befindet, könnte man auf Grund seiner sonstigen Verbreitung an-

[1]) Ibid. XXX f. — Wir werden in einer weiteren Schrift eine ganze Anzahl der überraschendsten, intellektuellen Wunder auf topographischem Gebiete nachweisen. Die gottselige Emmerich ist besonders den Palästinaforschern des 19. und 20. Jahrhunderts in einer dem ungläubigen Gelehrten unerklärlichen Weise vorausgeeilt.

nehmen, sie habe diesen gekannt. Aber Schriften dieses Verfassers können in keiner Weise mit dem Emmerichschen Marienleben verglichen werden, da erstere nur die allgemein bekannten Traditionen aus den Vätern, zugleich die damals bekannten Apokryphen und Stücke aus den Schriften der hl. Brigitta enthält. Wir haben ferner aufmerksam die Marienapokryphen durchzulesen gesucht, um Anklänge zu entdecken: das sogen. Protoevangelium Jakobi, die Historia de nativitate Mariae et de infantia Jesu (Pseudo-Matthäus), das Evangelium de nativitate, welches aus dem Pseudo-Matthäus, dem Protoevangelium und dem kanonischen Evangelium zusammengestellt und wörtlich in die im Mittelalter berühmte Legenda aurea des Jacobus de Voragine aufgenommen ist, dann das arabische Kindheitsevangelium, die Kindheitsgeschichte des Herrn von Thomas, dem israelitischen Philosophen, die Geschichte von Joseph, dem Zimmermann.[1]) Manches war zur Zeit Emmerichs noch nicht ediert oder befand sich in abgelegenen, fremdsprachlichen Werken. Das bei der gottseligen Emmerich so charakteristische und archäologische Detail fehlt bei sämtlichen Apokryphen, die sich am liebsten an der Schilderung kindischer Wundergeschichten ergötzen. Die Ausbeute dieser vergleichenden Studien war sehr gering und bezog sich auf einige Namen z. B. Joachim und Anna, die aber auch sonst in der Kirche die Eltern der hl. Jungfrau genannt werden. Dann erscheint im Evangelium Nativ. Mariae die Idee von einer Opferung Mariens, die goldene Pforte, die opferfreudige Gesinnung Joachims und die durch die Vorsehung bewirkte Auslosung des hl. Joseph unter den Bewerbern Mariens. Doch können ja auch in den Apokryphen immerhin einige Goldkörner historischer Wahrheit sein, was besonders vom Protoevangelium infolge seines hohen Alters gilt. Der hl. Augustinus sagt deshalb: „In den Apokryphen zeigt sich hier und da Wahres."[2]) Sind auch einzelne Anklänge an die Apokryphen vorhanden, die unter der Annahme des Schauens leicht ihre Erklärung finden, so verschwinden diese doch gegenüber den tausenden originellen geographischen, archäologischen Zügen und individuellen Szenen bei der seligen Emmerich,

---

[1]) Teils nach J. C. Thilo, Codex apocryphus, teils nach Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen. — [2]) „In apocryphis invenitur aliqua veritas" (De Civ. Dei l. 15, c. 23).

sodaß man von einer absoluten Originalität der „Gesichte" sprechen kann.

12. Für den Katholiken liegt die Hauptbedeutung der gottsel. Emmerich in ihrem reinen, heiligmäßigen Leben, wie es durch die eidlich erhärteten Zeugenaussagen in dem umfangreichen, bischöflichen Aktenmaterial vorliegt. Die Visionen selbst kommen erst in zweiter Linie in Betracht und haben nur relativen Wert, da sich der Inhalt derselben in letzter Beziehung auf die Ehrlichkeit Brentanos stützt. Anders würde es sich verhalten, wenn Anna Katharina Emmerich ähnlich wie Maria von Agreda ihre Betrachtungen selbst aufgeschrieben hätte. Wir stehen den „Mitteilungen" deshalb viel freier gegenüber, als engherzige Kritiker glauben könnten. Sie sind uns einerseits weder die phantasievollen Erfindungen eines Belletristen, anderseits auch nicht ein „fünftes Evangelium", wie eine, längst begrabene Verdächtigungen ausgrabende, unkritische Schmähschrift sie nannte.

Wir lesen die Visionen mit gehobenem Interesse als die Betrachtungen einer demütigen, unschuldigen, wahrheitsliebenden und zugleich in sichtbarer Weise hochbegnadigten Jungfrau und lassen die Kraft und heilige Poesie der plastischen Darstellung auf uns rein erbaulich wirken. Was uns neu darin erscheint, überlassen wir der Wissenschaft, die darüber gründlich und vorurteilslos nachforschen mag. Sollte etwas einmal als offenbar falsch sich erweisen, so würde dies weder die Lauterkeit der Gesinnung unserer Jungfrau in Frage stellen noch dem Gesamtwerte der „Mitteilungen" wesentlichen Abbruch tun, sondern als entschuldbare Wirkung menschlicher Gebrechlichkeit erscheinen. Wenn man wegen einiger menschlicher Schwächen ein Buch verwerfen dürfte, dann blieb ja kaum ein Buch auf Erden vor dem Verdammungsurteil bewahrt. Wo aber die Wissenschaft im einzelnen Falle etwas als menschlich unerklärbar in den Visionen nachweist, da verstärkt dieses Resultat lebendig den Gesamteindruck derselben, daß sie höheren als rein menschlichen Ursprung haben.

P. Peter Paul Rigler O. Teut. († 1873) hatte für sich eine Anzahl Punkte zusammengestellt, hinsichtlich derer er mit Mitteilungen der gottsel. Emmerich nicht harmonierte. Er hat indessen — vielleicht absichtlich — seine Kritik dem Druck nicht übergeben. Die Auffassung der „Mitteilungen" bezüglich des Ursprungs mehrerer alttestamentlicher Bücher war ihm zu frei; die

Meinung, daß es alttestamentliche Prophezeiungen gebe, die zu sinnlich ausgedrückt und verstanden würden, erschütterten ihm den Inspirationsbegriff. Gewiß weht durch die Mitteilungen manchmal ein kritischer Geist, der manchen traditionellen Anschauungen widerspricht. Über die Tragweite des Inspirationsbegriffs besteht aber gerade heutzutage eine lebhafte Diskussion;[1]) die katholische Kirche war stets weit entfernt von der lutherischen Lehre, der sog. Verbalinspiration, welche die Bibel gleichsam monophysitisch vergöttlicht und das Menschliche im Alten Testamente ganz ignoriert. Dann wirft Rigler Fragen auf in bezug auf Mitteilungen, die so eigenartig sind, daß wohl die bedeutendsten Theologen die eingehendsten Spezialstudien machen könnten, ohne vielleicht zu vollständiger Klarheit darüber zu gelangen (z. B. Bundeslade, Melchisedech). Bei aufmerksamer Durchsicht des Textes ist der Jüngling von Naim nach Emmerich nicht scheintot, sondern tot; die Seele ist indessen noch nicht in das Reich der abgeschiedenen Geister eingetreten. Ist es gegen die Würde Mariens, von ihr anzunehmen, daß sie später noch zu tieferer Erkenntnis der Gottheit Jesu gelangte, wenn es schon von der Verkündigung heißt: „Die heilige Jungfrau wußte, daß sie den Messias, den Sohn des Höchsten, empfangen habe? All ihr Inneres war ihrem Geistesauge erschlossen"?[2]) Nach der Rede zu Kapharnaum, wo Jesus „deutlicher als je" über das Geheimnis der Menschwerdung geredet, heißt es: „Ich sah Maria in ihrer Kammer betend und in der innern Anschauung des englischen Grußes, der Geburt und der Kindheit Jesu, ihrer Mutterschaft und seiner Kindschaft. Sie sah ihr Kind als den Sohn Gottes und ward dermaßen von Demut und Ehrfurcht überwältigt, daß sie gleichsam von innerer Rührung zerfloß usw."[3]) Wichtiger war der Vorwurf, in den Visionen befände sich mehreremal „Unschamhaftes". Die unschuldige Emmerich hat in ihren Visionen auch einiges über natürliche Vorgänge, über uneheliche Verbindungen und über unanständige Kleidungen in Arglosigkeit mitgeteilt. Sie schaute das Leben, wie es war, und Brentano hielt sich für verpflichtet, nichts von dem auszumerzen, was er vernommen hatte. Das im Volke verbreitete „Bittere Leiden" bietet nichts besonders

[1]) Eingehender handelt hierüber Dr. N. Peters, Die grundsätzliche Stellung der kathol. Kirche zur Bibelforschung. Paderborn 1905, 84 S. — [2]) Maria, die hl. Jungfrau usw., S. 142. — [3]) Ibid. 361.

derartiges, auch nicht das Leben Jesu im Auszuge. Das „Marienleben" haben wir selbst auch nach dieser Beziehung einer Durchsicht unterzogen, um die ängstliche Zartheit leicht geärgerter Seelen zu schonen. Was die Gesamtausgabe der Visionen angeht, welche die bekrittelten Stellen enthält, so wünschen wir, daß das umfangreiche Werk nur in Kreise gelange, die Prüderie und echte Unschuld zu unterscheiden wissen.

Ohne dem in Wirklichkeit sehr frommen P. Rigler einen Vorwurf machen zu wollen -- nur um überhaupt übertriebene Ängstlichkeit zu treffen — erinnern wir an ein Wort von Alban Stolz: „Ich erkenne in solcher subtilen Verschämttuerei nur Gleisnerei oder eine verderbte Seele, die durch ernste Bezeichnung natürlicher Vorkommnisse schon zu unreinem Spiel der Vorstellungen sich erweckt fühlt".... „Dem Reinen ist alles rein — dem Unreinen aber Versuchung".[1]) Bei den Heiligen findet sich eine uns mitunter überraschende Offenheit.

Es folgen dann noch eine Anzahl „Widersprüche gegen den Wortlaut der hl. Schrift", welche indessen exegetische Bagatellen und mehr scheinbare als wirkliche Widersprüche sind, sodaß mehrere Gelehrte, darunter zwei Professoren aus dem Jesuitenorden, sich darüber äußerten, es stehe sehr gut um die Sache Emmerichs, wenn die Kritik nichts Wichtigeres gefunden habe. Widersprüche gegen Glaubens- und Sittenlehren sind, wie schon öfters von kompetenten Beurteilern der gottseligen Emmerich hervorgehoben wurde, nicht vorhanden. Seien wir also gerecht sogar — der seligen Emmerich gegenüber, und legen wir nicht den strengen Maßstab der kanonischen inspirierten Schriften an ihre Mitteilungen. In welche Lage würde die theologische Wissenschaft geraten, wenn sich absolut keine menschlichen Schwächen hier zeigten! Durch die kleinen „Menschlichkeiten" steht uns die Emmerich menschlich näher, und wir verwerfen sie deshalb ebensowenig, als man eine Schiffsladung verschüttet, wenn sich hier und da einige tauben Körner unter dem Weizen befinden.

Die Bedenken P. Riglers sind, ohne daß sein Name genannt wurde, der Hauptsache nach in der nach seinem Tode erschienenen Emmerich-Biographie (z. B. bezüglich ihres Verlangens, daß die Gesichte aufgezeichnet würden) von P. Schmöger und besonders

[1]) Erziehungslehre 1891, S. 22 f.

in der umfangreichen Einleitung der vierten Auflage der Gesamtausgabe der Visionen[1]) aus der Feder von P. G. Wiggermann in allgemein-theoretischer Weise berücksichtigt worden. Weitere Aufklärungen lieferten die Studien von Prof. Dr. Grotemeyer.

P. Fr. Raffl O. Fr. Min. hielt es für geraten, die Ansichten des P. Rigler in der „Katholischen Kirchenzeitung", Salzburg 1898 in Nr. 53—57 zu veröffentlichen, worauf in Nr. 69—72 eine Entgegnung folgte.

Nirschl macht aus P. Peter Paul Rigler O. Teut. zwei „geistliche Zensoren", nämlich einen P. Peter und P. P. Rigler![2]) So ist es denn erklärlich, wenn P. Barnabé infolge einer neuen Flüchtigkeit schließlich von einem Verdikt, „einer Zensur von drei Franziskanern" spricht![3]) Indessen hat kein kirchlicher Vorgesetzter weder dem einen noch dem anderen Schriftsteller den Titel „Zensor" gegeben, und es muß betont werden, daß die Mitteilungen der gottseligen Emmerich bisher noch frei sind von jeder kirchlichen Zensur.

13. Von den Freunden der Jerusalemer Legende ist auf den Gegensatz hingewiesen worden, der zwischen Anna Katharina Emmerich und der ehrwürdigen Maria von Agreda (1602—1665) bezüglich des Lebensendes Mariens besteht. Wenn auch das heiligmäßige Leben der spanischen Schriftstellerin außer allem Zweifel steht, so hat die Kritik doch das Recht, ihre Angaben über die hl. Jungfrau zu prüfen. Görres urteilt in seinem Werke „Die christliche Mystik" über das Buch, welches Maria von Agreda unter dem Titel „Geistliche Stadt Gottes" verfaßte, folgendermaßen: „Ohne Zweifel ist eine große mystische Anschauung in diesem Buche ausgelegt; sein spekulativer Teil ist mit einem für eine Frau bewundernswerten Tiefsinn durchgeführt, und sein historischer schildert, wenn auch ohne Aufwand sonderlicher Phantasie, doch bisweilen mit großer Anschaulichkeit die einzelnen Umstände und Ereignisse. Was jedoch die Form betrifft, so läßt sich freilich nur wenig zu ihrem Lobe beibringen." Görres tadelt dann die „steife Geziertheit" und die „falsche Emphase" und die „Weitschweifigkeit" des Buches. Es wird dann auf den Widerspruch hingewiesen, den die „Geistliche Stadt Gottes" bei der Pariser Universität, bei der Indexkongregation und überhaupt in Gelehrten-

[1]) Regensburg, Pustet 1896. — [2]) N II, 117. — [3]) Tombeau de la St. Vierge p. 15.

kreisen gleich nach ihrem Erscheinen fand. „Es ergibt sich bei unparteiischer Prüfung der ganzen, in den Streitschriften geführten Untersuchungen über den Inhalt jenes Buches, daß es von einzelnen in ihr nachgewiesenen Irrungen keineswegs freizusprechen ist. Einmal steht es nämlich in einer bedenklichen Verwandtschaft des Inhaltes mit den beiden Apokryphen De nativitate b. Virginis Mariae und De infantia Jesu. . . . Es zeigen sich dann weiter einzelne mit der Chronologie nicht zu vereinbarende Angaben . . ., während andere ebenso schwer mit den geographischen Örtlichkeiten sich vertragen lassen, und noch andere historische von Dingen, die sich im Leben des Heilandes und seiner Mutter zugetragen, sich kaum in die Folge schon bekannter Ereignisse einfügen wollen. Noch anderes, was bei Gelegenheit des Aufenthaltes in Ägypten sich begeben, und was später nach der Auffahrt sich zugetragen — außerdem, daß es allem historischen Takte widerspricht — will auch mit der bekannten Geschichte sich nicht einen, ja wird einmal ausdrücklich von ihr verneint, wie z. B. die Erzählung von der Zerstörung des alten Tempels in Ephesus, der doch nach Angabe des Plinius 20 Jahre später noch gestanden. Ebensowenig wollen einzelne physische Angaben mit einer gesunden Naturanschauung und einzelne physiologische mit der Ökonomie des Lebens sich vertragen; sodaß das Buch, indem es der wissenschaftlichen Beschränktheit seiner Zeit diesen Tribut bezahlt, eben dadurch verrät, daß es neben der Wurzel, die es in dem Gebiete der Vision getrieben, auch eine andere in die irdischen versenkt, und darum der Sicherheit und der Zuverlässigkeit entbehrt." [1])

Prüfen wir einmal den „historischen Takt" der auf das Lebensende Mariens sich beziehenden Mitteilungen. Die in der Apostelgeschichte genannten, bald nach dem Pfingstfeste sich erhebenden Verfolgungen führt sie, wie überhaupt alle Verfolgungen, in eingehender Weise auf die Pläne der Hölle zurück, während die Entwicklung der geschichtlichen Verhältnisse nicht berücksichtigt wird. Um den Verfolgungen zu entgehen, will Johannes mit der hl. Jungfrau im Jahre 40 sich nach Ephesus begeben. Vier Tage vor der Abreise tragen tausend Engel die hl. Jungfrau nach Saragossa in Spanien zum hl. Jakobus dem Älteren.

Während Maria im Evangelium stets als die schweigsame Jungfrau erscheint, da nur wenige Worte der Nachwelt über-

[1]) Die christliche Mystik 1837, II, B., 352 ff.

liefert sind, hält die hl. Jungfrau bei Maria von Agreda lange Reden in umständlichster Breite. Auf der Reise singen die Engel schon die mittelalterlichen Gesänge: Ave Regina, Salve Sancta Parens, Salve Regina und Regina coeli laetare. In Saragossa angelangt, befiehlt Maria dem Jakobus, dort, ehe er zum Martertode nach Jerusalem zurückkehre, ihr zu Ehren einen Tempel zu bauen. Danach stände also die älteste Marienkirche in der spanischen Stadt! Von dort hätte sich alsbald die Marienverehrung in ganz Spanien verbreitet — noch zu Lebzeiten Mariens. Zu Schiffe bald in Ephesus angekommen, tut Maria sofort durch ihre bloße Gegenwart soviel Wunder, daß man „ein paar Bücher notwendig hätte, um alle zu beschreiben." Sie nimmt ihre Wohnung in der Stadt selbst, bei einigen alten zurückgezogenen, armen Frauen; Johannes erhält in demselben Hause ein Zimmer. Den Kalender ihrer Zeit versetzt Maria von Agreda ganz in die urchristliche Zeit. Von Ephesus aus schickt die hl. Jungfrau Engel an die Apostel mit Aufträgen, so z. B. einen Engel, der des Nachts den Petrus aus dem Gefängnis befreit, einen anderen zu Herodes Agrippa, der den Tyrannen mit totbringender Krankheit schlägt. Diesem Agrippa werden auch die Taten seines Oheims Herodes Antipas zur Last gelegt: daß er der Ehebrecher gewesen, Johannes hingerichtet und Jesum verspottet habe! — Johannes predigt den Worten der Apostelgeschichte widersprechend um das Jahr 40 in Ephesus den Heiden; Ephesus erscheint bei Maria von Agreda nur als heidnische Stadt! Die hl. Jungfrau katechesiert die Neubekehrten und wirkt viele Wunder. Sie besucht Kranke und die Hospitäler! — Die Namen derer, die sie bekehrte, sind nebst den dort durch sie gewirkten Wundern so zahlreich, daß mehrere Bände nicht genügen würden, sie aufzuzählen. — Die Gründung des Tempels der Diana sei durch die Amazonen geschehen, kriegerische Weiber, welche dort die Gegenden und Reiche eroberten!! Die Schriftstellerin beruft sich hier auf die Sagen und kennt, wie sie ausdrücklich gesteht, die Berichte der Historiker. — Die hl. Jungfrau befiehlt den Dämonen, die den Tempel bewohnten, in die Hölle hinabzusteigen, während ein Engel von ihr den Auftrag erhält, den Dianentempel zu zerstören[1]) und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Dies ge-

[1]) Der Tempel wurde nach der Geschichte im Jahre 262 zerstört!

schieht, und von den vielen, die im Tempel waren, werden nur neun von der hl. Jungfrau bezeichnete Mädchen gerettet. — Da Petrus aus dem Gefängnis gerettet wird und an „einen anderen Ort" geht, begibt er sich aber nicht nach Rom, sondern bleibt in Kleinasien! — Es entsteht der Streit bezüglich der Beschneidung der Heidenchristen, weshalb das Apostelkonzil berufen wird. Petrus schreibt an Maria einen Brief, der wörtlich mitgeteilt wird, worin sie eingeladen wird, nach Jerusalem zu kommen, da dort jetzt alles ruhig sei! Der Brief trägt den Stil der Zeit der Maria von Agreda. Da Petrus die Reise wünscht, erklärt Johannes es als Pflicht, daß sie beide von Ephesus nach Jerusalem sich begeben. — Maria hatte in Ephesus eine geistliche Genossenschaft gegründet, die aus 73 Frauenspersonen bestand. — Das Apostelkonzil findet nicht im Jahre 51 sondern hier schon im Jahre 42 statt! Petrus stellt auf ihm den Antrag, es möchten vier das Evangelium schreiben. Im Jahre 42 schreibt Matthäus das erste, nachdem er mit Maria den Plan durchgesprochen; Markus im Jahre 46 tut dies gleichfalls, schreibt sein Evangelium auf hebräisch und übersetzt es in Rom in die lateinische Sprache! — Maria bleibt in Jerusalem und beschäftigt sich mit Handarbeiten für die Apostel, die von ihr uniforme Kleider erhalten. — Nach dem Apostelkonzil errichtet Petrus in Antiochia seinen Pontifikalsitz: ganz im Widerspruch mit den Nachrichten bei Eusebius und der ganzen Tradition! — Was das eigentliche Lebensende Mariens angeht, so ist ganz unschwer zu erkennen, daß der lateinische Transitus B, also der Pseudo-Melito, wenigstens dem Inhalte nach ihr vorgelegen hat. Die Schilderung ist eigentlich nichts anderes als eine Paraphrase des apokryphen Berichtes. Drei Jahre vor ihrem Tode wird Maria benachrichtigt von Gabriel und anderen Engeln, die mit Palmen und Kronen kommen. – Maria erhält während der letzten Jahre viele Besuche von Gläubigen und wirkt in Jerusalem soviel körperliche Wunder, daß man sie nicht zählen kann! (Maria von Agreda kennt offenbar die Zustände in Jerusalem nicht!) — Vor dem Tode Mariens erbleicht die Sonne, die Vögel trauern, und die Tiere der Wildnis kommen wie in Schmerz zu Maria hin. — Die Apostel werden hier nicht von Wolken, sondern von Engeln getragen. — An Maria war keine Spur des Alters zu sehen; sie war durch ein ihr allein zustehendes Privilegium stets unverändert im Aussehen! — Die

zwei Kleider, die wir aus den Apokryphen kennen, werden auch hier zwei armen Frauen vermacht. — Die Apostel weinen oft und viel. — Jetzt erscheint Christus mit den Engeln im Cönakulum; alles ist voll Musik, Lobliedern und Wohlgerüchen! — Die Bewohner Jerusalems eilen in Menge herbei! — Maria starb Freitags drei Stunden nach Mittag, 70 Jahre alt. — Bei ihrem Tode verfinstert sich die Sonne, die Natur trauert, und Jerusalem gerät in Bewegung. Drei damals in der Todsünde Gestorbene werden aus dem Jenseits wieder ins Leben zurückgeschickt, um ein neues Leben zu beginnen! — Viele Kranke werden dort geheilt! — Zwei Frauen erhalten den Auftrag, den Leichnam zu besorgen, können aber vor lauter Lichtglanz den Leib nicht finden![1]) Der Leib soll infolgedessen nicht berührt werden. — Engelchöre singen das Ave Maria und das später entstandene: virgo ante partum, virgo in partu, virgo post partum! — Es werden, wie in den Apokryphen, viele Lichter angezündet. — Zahlreiche Gläubige aus Jerusalem helfen das Begräbnis vorbereiten; alle Einwohner Jerusalems kommen zum Begräbnis; vielleicht blieb, wie unsere Berichterstatterin sagt, kein Jude oder Heide in der Stadt, da alle das ungewohnte Schauspiel sehen wollten. — Der Zug geht mitten durch die Stadt nach dem Tale Josaphat! Tausend Engel mit himmlischer Musik begleiten den Zug! Die Propheten und Väter steigen vom Himmel herab, gleichfalls Joachim und Anna, Joseph und Elisabeth. Zahlreiche Kranke wurden auf dem Leichenzug geheilt, mehrere Juden und Heiden bekehrt. Die Menge ist entzückt von den Wohlgerüchen und der himmlischen Musik. — Die Engel helfen mehr beim Begräbnis als die Apostel. — Die Apostel und Jünger wollten am Grabe ausharren, bis die Musik aufhöre. Sie bekehrten und tauften dort. — Die Auferweckung Mariens vollzog sich in der Stille, Sonntags ganz früh; Maria lag solange im Grabe wie der Heiland. — Da die wunderbare Musik aufhörte, öffnen Johannes und Petrus das Grab und finden bloß ein Gewand und das Schweißtuch! Ein Engel steigt herab und hält ganz ähnlich wie im Evangelium bei der Himmelfahrt des Herrn eine Rede an die Apostel, tröstet sie und fordert sie auf, wieder in den Ländern predigen zu gehen!

[1]) Transitus B bei Tischendorf Apocal. Apocr. 130.

Maria von Agreda paraphrasiert in ihrer spekulativen Weise die hl. Schrift und verwebt die Apokryphen in ihre Darstellung hinein. Etwas Neues, Originelles ist in dem Berichte über den Tod Mariens nirgendwo zu entdecken; nichts, was menschlicher Erfindungskraft unzugänglich wäre. Die außerordentlich zahlreichen konkreten archäologischen und geographischen Einzelheiten, die bei Anna Katharina Emmerich erscheinen, fehlen gänzlich. Damit ist letztere wissenschaftlich kontrollierbar, während die erstere in der Welt der Spekulation und der Phantasie lebt.

1681 wurde die „Geistliche Stadt Gottes" von Papst Innocenz XI. verurteilt. Diese Zensur wurde aber am 9. November desselben Jahres suspendiert und zwar besonders auf Drängen des spanischen Königs. „Supersedendum duximus, quamvis sacrae huius Inquisitionis ratio et stylus aliter suaderent" heißt es in der Entscheidung des Papstes.[1]) Im Januar 1734 trafen vier neue Zensuren durch die römischen Examinatoren das Buch, welche erklärten: a. es ist unmöglich, daß alles, was die „Geistliche Stadt" enthält, von Gott geoffenbart wurde; b. dieses Buch ist ganz einfach das Werk des menschlichen Geistes; c. das Buch enthält sehr viele Ungereimtheiten, die im Widerspruch mit der hl. Schrift und der allgemeinen Tradition sich befinden. — Klemens XIV. erklärte am 12. März 1771: Tacendum de causa propter librum. Ähnlich hat Leo XIII. im Jahre 1886 sich ausgesprochen.[2]) Der offizielle römische Promotor warf im Jahre 1771 „Maria von Agreda mehr als 20 unbestreitbare Irrtümer in Geschichte, Geographie und Physik vor, ohne von vielen anderen zum wenigsten mutmaßlichen Irrtümern zu reden. Er machte auf 42 Irrtümer aufmerksam, die mit dem katholischen Glauben, mit der Doktrin der Kirche und der allgemeinen Annahme der Theologen und der Gläubigen im Widerspruch stehen".[3]) Es ist auch aufmerksam gemacht worden auf die zehn Jahre der Vorbereitung für die erste Niederschrift des Buches; ferner auf P. Andreas de la Torre (einen Mann von bedeutender theologischer Gelehrsamkeit), der zwanzig Jahre lang der Gewissensführer der Schwester war, sodaß auch in dieser Beziehung menschliche Irrtümer in die Schriften eindringen konnten. — Bei Maria von Agreda muß man im Auge be-

[1]) T. 99. — [2]) T. 99 f. — [3]) Ibid. 102.

halten, daß sie selbst für alle Irrtümer die Verantwortung tragen muß, während bei Anna Kath. Emmerich die Verantwortung für die unveränderte Wiedergabe der Mitteilungen auf Klemens Brentano ruht. Hierin liegt aber ein fundamentaler Unterschied.

Trotz all dieser kritischen Erwägungen bleibt bestehen, daß die Schriften der Ehrwürdigen Maria von Agreda die Lobsprüche verdienen, welche ihr in reichem Maße zuteil geworden sind. Dom Prosper Guéranger wies darauf hin, wie Katharina Emmerich und Maria von Agreda sich gegenseitig ergänzen: die erstere schildert das äußere, sichtbare Leben des Heilandes und seiner heiligen Mutter und läßt das innere mehr erraten; die andere dringt mit himmlischer Weisheit in das innere verborgene Gnaden- und Tugendleben ein und schildert die Auszeichnungen Mariens, die den menschlichen Blicken entrückt sind. „Ich hege", sagt der genannte Gelehrte, „aufrichtige Verehrung für alles, was authentischer Weise von Anna Katharina Emmerich kommt; die Heiligkeit ihres Lebens ist unbestreitbar, und sie hat den Vorzug, unsere Zeitgenossin zu sein. Sie ist der Ehrw. Maria von Agreda überlegen in künstlerischer Beziehung, wird jedoch von dieser übertroffen in betreff der Idee. Die göttliche Vorsehung, scheint es, wollte jedem Jahrhundert je nach dessen Charakter dienen".[1])

14. Die tausenden konkreten archäologischen und geographischen Einzelheiten stempeln die Mitteilungen der gottf. Emmerich zu einem unnachahmlichen intellektuellen Wunder. Viele dieser Züge reizen geradezu wegen ihrer Neuheit und frappierenden Sicherheit, womit sie auftreten, zu einer wissenschaftlichen Nachprüfung. In hervorragendstem Maße ist dies geschehen mit ihren Angaben über das Lebensende Mariens, und es sind Resultate zum Vorschein gekommen, die mehr und mehr das Interesse der ganzen christlichen Welt fesseln werden. Anna Katharina Emmerich verlegt als erste in der ganzen Welt den Schauplatz der letzten Lebensjahre und des Todes Mariens auf eine Hochebene stark 3 Stunden südlich von Ephesus. Dort befinde sich ihr Wohnhaus und auch ihr von den Aposteln unkenntlich gemachtes Grab, welches noch zu Tage kommen werde.

[1]) L'Univers 1858, N. 332.

Die Schilderungen sind ganz originell, ohne Beeinflussung durch den apokryphen Transitusbericht, einfach, natürlich, würdig und imstande, Klarheit in viele Dunkelheiten zu bringen.

Für diese konkreten Angaben gibt es in der ganzen Literatur keine Vorlage und kein Pendant. Die zwei kurzen, knappen, dabei unbestimmt gehaltenen Angaben, daß Johannes auf einem Berge bei Ephesus ein Haus besessen habe, sind erst infolge der wissenschaftlichen Nachprüfung der Visionen aus Gregor von Tours und Willibald hervorgeholt worden. Weder A. K. Emmerich noch Kl. Brentano konnten aus alten Reiseberichten schöpfen, da man alle genau kennt, die über Ephesus und Umgegend geschrieben haben. „Man gehe der Reihe nach die Berichte der Pilger und Reisenden durch, die Ephesus besuchten: Sankt Willibald 723 bis 726, Sämulf (1102—1103), Rudolf Kirchherr von Sudheim (oder Suchen; 1335—1341), John de Maundeville gegen 1336, S. du Loir (1639—1641), J. Spon und G. Wheler (1675—76), P. de Tournefort 1702, R. Pococke 1738, R. Chandler (1764 bis 66), Comte de Forbin 1817—18, Prokesch Ritter von Osten 1829 und die folgenden; man forsche in den Missionsberichten von Jos. Stöcklein's Neuem Weltblatt und sehe in allen Lehrbüchern der Erdkunde nach: vergebens sucht man die Quelle, aus der diese Beschreibung geschöpft sein könnte. Nicht durch diese Berge, sondern die Meeresküste entlang führte der Weg der Pilger und Reisenden, und die Forscher waren zu sehr mit den Ruinen des alten Ephesus beschäftigt, als daß sie sich um das arme Bergvolk und seine Andachten[1]) hätten kümmern können."[2]) Kein Europäer hat in den letzten Jahrhunderten seinen Fuß in die unwegsame Gebirgswildnis der Umgebung von Ephesus gesetzt. Wie wenig Beziehungen Brentano zum Orient und überhaupt zu theologischem Studium hatte, zeigen folgende Daten. Geboren zu Frankfurt am Main am 8. Sept. 1778, erhielt er zunächst eine unreligiöse Erziehung bei seiner Tante in Koblenz; von 1786—1789 besuchte er das Gymnasium daselbst, wo die in der Revolutionszeit herrschende Aufklärung ihm alle Ehrfurcht gegen die Kirche raubte. Als elfjähriger Knabe, mit der Bildung eines Quartaners, wurde er im elterlichen Hause in Frankfurt Hand-

[1]) Bezieht sich auf die Lokaltradition an dem von A. K. Emmerich angegebenen Orte! — [2]) P. L. Fonck S. J. in Zeitschrift für kathol. Theologie 1898, III, 525, ferner T. 243 f.

lungslehrling. Der talentierte Knabe hatte aber an der „Kaufmannschaft" gar kein Interesse und begab sich 1794 auf ein Jahr nach Bonn, wo er Latein studierte. 1795 mußte er infolge des Drängens seines Vaters in Langensalza wieder als Kaufmannslehrling in einem Handelsgeschäft eintreten, kehrte aber bald voll Verdruß nach Hause zurück, sagte dort nach einem halben Jahre dem Kaufmannsstand endgültig Valet und begab sich 1797 nach Jena auf die Universität, wo er an Glauben und Charakter gänzlich Schiffbruch erlitt. Sein Studium war ein planloses Durcheinander; meistens widmete er sich der Literatur und Kunst, besonders dem Studium der verschiedenen Epochen der deutschen Literatur. 1803 ließ er sich von einem lutherischen Prediger mit einer geschiedenen Protestantin trauen und siedelte nach Heidelberg über. Von 1809—1814 treffen wir ihn in Berlin, Prag und Wien, literarischen Neigungen lebend, mit zerrissenem Herzen, Gott und der Kirche fremd geworden. 1815 begibt er sich wieder nach Berlin und gilt in den dortigen Salons als der geistreichste, anziehendste Mann und Gesellschafter. Er trug sich mit dem Gedanken, dort protestantisch zu werden, aber der Umstand, daß er zwei überzeugungstreue Katholiken kennen und schätzen lernte, den Mediziner Dr. Ringseis und den jungen Grafen Christian Stolberg hielten ihn von dem Schritte ab. In einer Abendgesellschaft teilte Graf Christian 1815 einen Brief seines Vaters Friedrich Leopold mit über einen Besuch bei Anna Katharina Emmerich, der viele Einzelheiten über ihre übernatürlichen Gaben enthielt. Auf niemand machte dieser Brief mehr Eindruck als auf Klemens Brentano. 1816 ist er noch voll religiöser Zweifel; 1817 legte er nach langen Jahren zum ersten Male wieder eine Beichte ab. In dem gleichen Jahre besuchte der Bruder unseres Klemens, Christian Brentano, die gottselige Emmerich. Tief ergriffen reist er von Dülmen nach Berlin, um auch Klemens zu einem Besuch bei ihr zu veranlassen. 1818 kommt er nach Dülmen und bleibt mit kurzen Unterbrechungen fünf Jahre daselbst. Dieser Aufenthalt war für ihn dauernd die Quelle der vielfältigsten schwersten Opfer. 1820—1823 schreibt er das Leben Jesu — vier Folianten. Von diesen geliebten Papieren kann er sich nicht mehr trennen und arbeitet fortwährend an Registern, um eine Übersicht über seine Manuskripte zu gewinnen — teils in Koblenz, teils in Frankfurt. 1833 erschien das „Bittere Leiden";

1834 siedelt er nach München über, wo Görres und andere hervorragende Gelehrte Einsicht in die Papiere nehmen. Brentano fing jetzt an zu altern und zu kränkeln, und seine Manuskripte kamen in die Hände Hanebergs. Er starb am 28. Juli 1842.[1] Eine Reise nach dem Ausland, geschweige denn nach dem Orient hat Brentano nicht gemacht — noch viel weniger Anna Katharina Emmerich.

15. Die Schilderungen der gottseligen Emmerich über das Lebensende Mariens setzen wir als bekannt voraus, da dieselben in mehreren Ausgaben der Visionen enthalten sind. In unserem 1904 herausgegebenen „Marienleben" umfassen dieselben Seite 412—448.[2] Die wichtigsten Stellen erscheinen indessen auch in den folgenden Kapiteln. Der jetzt folgende Text — mit Ausnahme der Anmerkungen, für welche wir selbst die Verantwortung übernehmen — ist eine autorisierte, getreue Übersetzung des vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Smyrna A. P. Timoni, Apostolischem Vikar von Kleinasien, herausgegebenen Werkes: Panaghia-Capouli ou maison de la Sainte Vierge près d'Éphèse, Paris 1896. Hieran schließen wir gleichfalls autorisierte Übersetzungen aus dem 1905 von P. Eug. Poulin, Superior der Lazaristen in Smyrna, veröffentlichten Werke: Le Tombeau de la Sainte Vierge à Éphèse. Infolge dieser protokollarisch dargestellten Nachforschungen haben wir es bald nicht mehr mit Visionen, sondern mit Tatsachen zu tun: Effectus probat prophetiam.

Zweites Kapitel.

Veranlassung zu den Entdeckungen.

„Wahrhaftig, der Herr ist an diesem Orte, und ich wußte es nicht." Gen. 28, 16.

Um die Mitte des Novembers 1890 kam ein Exemplar der Mitteilungen von Anna Katharina Emmerich über das Leben der heiligen Jungfrau in die Hände einiger Geistlichen von Smyrna.[3]

[1] Vergl. Wegener, Anna Katharina Emmerich und Klemens Brentano. — [2] Maria, die hl. Jungfrau usw. Dülmen 1904, II. Aufl. — [3] Die Katholiken Kleinasiens stehen unter der Jurisdiktion des Erzbischofs

Diese Geistlichen, man muß es offen gestehen, waren nichts weniger als für A. K. Emmerich und ihre angeblichen Offenbarungen eingenommen. Trotzdem haben sie das Buch gelesen. Ihr Erstaunen war aber groß, als sie statt der Träumereien, worauf sie sich gefaßt gemacht hatten, nichts fanden als Aufrichtigkeit, Treuherzigkeit, Redlichkeit und gesunden Menschenverstand. Sie teilten ihre Lektüre und ihre Eindrücke ihrer Umgebung mit. Lange und interessante Diskussionen wurden dadurch hervorgerufen; die Majorität kritisierte mit Humor und guter Laune; die anderen — nämlich die, welche das Buch gelesen hatten, erwiderten mit unermüdlicher Geduld, ohne indessen endgültig die sich erhebenden Fragen entscheiden zu können, daß man wenigstens drei gute Eigenschaften den Visionen von A. K. Emmerich nicht abstreiten könne: Ehrlichkeit, Frömmigkeit und Übereinstimmung mit den Angaben des Evangeliums.

Wir wollen die monatelangen Diskussionen beiseite lassen, um alsbald dazu zu gelangen, was die praktische Schlußfolgerung und das gänzlich unerwartete Schlußresultat bildeten.

In den beiden letzten Kapiteln (der französischen Ausgabe des Marienlebens) erzählt die Seherin, daß die hl. Jungfrau in Ephesus, oder vielmehr in der Umgegend von Ephesus, in einem vom hl. Johannes gebauten Hause gewohnt habe. Darauf schildert sie die kleinsten Einzelheiten in bestimmtester Weise nicht nur in bezug auf das Haus, sondern auch hinsichtlich der Umgebung und der Lage mit bezug auf die Himmelsrichtung, die Entfernungen usw.

Da man dies in Smyrna las, erhob sich bei beiden Parteien der Ruf: Das muß jetzt untersucht werden![1]) ... Es wurde beschlossen, alles in Augenschein zu nehmen. Man konnte in der Tat sich keine bessere Veranlassung wünschen, entweder die Seherin gleichsam auf frischer Tat als Fälscherin zu entlarven, oder bis zur Evidenz die vollkommene Übereinstimmung festzustellen.

Der zweifelsüchtigste unter den Gegnern — bei weitem nicht der unfähigste, ein sachliches Urteil abzugeben — wurde

---

von Smyrna. — Heute führt eine Eisenbahn von Smyrna nach Ajasoluk, dem Bahnhof des Trümmerfeldes Ephesus. — Panagia-Kapuli, die entdeckte Stätte, liegt in der Luftlinie über 70 Kilometer von Smyrna entfernt.

[1]) Die im französischen Text gesperrt gedruckten Stellen werden hier ebenso hervorgehoben.

zum Leiter der Expedition bestimmt. Dieser nahm nun einen anderen Priester mit sich, einen alten Kämpfer von 1870 und fast gerade so ungläubig wie er selbst, dann noch einen Diener für das Gepäck und einen Eisenbahnbeamten. Man reiste ab mit dem festen Entschlusse, die ganze Gebirgsgegend zu durchstöbern, um genau festzustellen, daß es dort nichts gebe und um ein- für allemal, wie der Leiter der Untersuchung sagte, diesen Träumereien des Mädchens ein Ende zu machen. Wir werden sehen, wie geradezu das Gegenteil davon eintrat.

Es war an einem Montag, am 27. Juli 1891, am Feste der heiligen Anna nach dem römischen Kalender. In Ephesus schloß sich ein fünfter Reisegefährte an, ein wackerer, schwarzer muselmännischer Haudegen, ein Jäger von Profession, Mustapha genannt, welcher das Gewehr auf der Schulter, den Hirschfänger an der Seite, die Aufgabe hatte, die kleine Truppe mitten ins Gebirgsland zu führen und sie, wenn es nötig sein sollte, gegen die unheimlichen Herumstreicher zu schützen, deren es in diesen Gegenden nicht wenige gibt.

Der erste Tag wurde dazu verwendet, um Erkundigungen einzuziehen und um die unmittelbare Umgegend von Ephesus auszuforschen. Am zweiten Tage ging man von 4 Uhr morgens bis abends gegen 10 Uhr rings um das Gebirge in einem Umkreis von 6 bis 7 Meilen,[1]) um das Gelände kennen zu lernen und das zu untersuchende Gebiet näher abzugrenzen.

Am dritten Tage, am 29. Juli, an einem Mittwoch, am Feste der hl. Martha, begab man sich entschlossen ins Gebirge, den Kompaß in der Hand, gradaus in der von Anna Katharina Emmerich angegebenen Richtung. Man müßte sich von den Mitgliedern der Expedition einmal selbst erzählen lassen, wie schwierig der Aufstieg ins Berggelände war, wie sie hinaufstiegen auf abschüssigen Bergpfaden, die kaum passierbar waren, und dabei brannte auf sie eine glühende Sonnenhitze. Alle hundert Schritte halten sie erschöpft an, setzen sich zur Erde nieder, um wieder zu Atem zu kommen und um ein wenig auszuruhen; dann erheben sie sich wieder, gehen ein wenig vorwärts und müssen bald von neuem Halt machen. Einmal streckt sich einer von der Gesellschaft, der vor Ermattung nicht mehr weiter konnte,

[1]) = $^3/_5$ deutsche Meile oder eine Wegstunde.

gänzlich entmutigt auf den Boden nieder und erklärt, daß er lieber sterben als weiter gehen will. Endlich gegen elf Uhr gelangen sie auf eine Hochebene, auf welcher sich ein Tabakfeld befindet, worauf einige Frauen beschäftigt sind. Zu jeder anderen Zeit hätte der Anblick dieser Frauen, dieses bebauten Feldes ihre Aufmerksamkeit ganz bestimmt auf sich gezogen. Aber in dem Zustande der Ermattung, erschöpft und abgespannt wie sie waren, halb tot von Durst und Hitze, haben sie nur einen Gedanken und nur einen Ruf: „Wasser! Wasser!"

„Wir haben kein Wasser mehr", sagen die guten Frauen, „aber da unten bei dem Monastiri gibt es eine Quelle". Mit der Hand zeigen sie nach einer Baumgruppe in einer Entfernung von zehn Minuten. Sie eilen dorthin.

Aber wie groß ist ihr Erstaunen, als sie, der Quelle sich nähernd, einige Schritte vor sich unter großen Bäumen versteckt die Ruinen eines alten Hauses oder einer Kapelle entdecken!

Plötzlich durchfährt ein Gedanke ihre Seele. Dieses Feld, welches sie eben durchquert haben .... diese alte Ruine .... diesen Namen, den man ihr gibt „Panagia-Kapuli",[1]) „Pforte der hl. Jungfrau" .... diese senkrechten Felswände .... dieser Berg dahinten .... das Meer vor ihren Augen ... ??? Wie! Sollten sie, ohne es zu wissen, auf das Haus gestoßen sein, welches sie suchen? ... Ihre Gemütsbewegung ist lebhaft. Schnell! Man muß sich überzeugen!

Katharina Emmerich sagt, daß man von der Höhe des Berges, der schützend hinter dem Hause liegt, Ephesus erblicken kann, von der anderen Seite das Meer vor Augen hat, welches näher als Ephesus selbst ist.[2])

[1]) „Panagia", griechisch = die allheilige oder heiligste Jungfrau; „capu", türkisch = Tor; „li" hinweisend. Also: „Unserer lieben Frauen Pforte", „Wohnung der hl. Jungfrau". So wird und wurde seit Menschengedenken das Häuslein von den türkischen und griechisch-schismatischen Bewohnern der abgelegenen Berggegenden genannt. Nirschl behauptet (N II, 50) unwahrer Weise, diese erste Expedition hätte dem Häuslein diesen Namen gegeben: „Sie glaubten das gesuchte Wohnhaus Marias gefunden zu haben. Sie gaben ihm daher den Namen „Panagia-Kapuli""! P. Fonck erkundigte sich in Smyrna und Ajasoluk eingehend nach diesem Umstande, vernahm aber, daß dies der seit jeher gebräuchliche Name des Heiligtums bei den Bewohnern der Berge war. — [2]) Maria, die hl. Jungfrau usw. S. 412: „Marias Wohnplatz war, wenn man von Jerusalem kommt, etwa 3½ Stunden vor Ephesus auf einem Berge zur Linken. Dieser Berg fällt schief ab gen Ephesus, welches man,

Sie vergessen Ermattung, Hitze und Durst. Man steigt und klettert eiligst und kommt auf der Höhe des Berges an. Kein Zweifel mehr! Siehe, zur Rechten liegt Ajasoluk,[1]) der Prion[2]) und die Ebene von Ephesus, die sich hufeisenförmig um den Prion ausdehnt; siehe, zur Linken das Meer ganz nahe mit der Aussicht auf die Insel Samos! (Siehe Tafel II und die Karte „Umgegend von Ephesus" S. 336/37.)

Es wäre schwierig, die heftige Gemütsbewegung und die Freude unserer Kundschafter zu schildern. Doch handelte es sich jetzt für sie darum, sich nicht durch den ersten Anschein gefangen nehmen zu lassen. Sie mußten sich über alles zuvor genau unterrichten, ehe sie irgend ein bestimmtes Urteil fällen, besonders ehe sie in der Öffentlichkeit davon sprechen konnten.

Die beiden folgenden Tage wurden dazu verwendet, Haus, Terrain, Himmelsrichtung, die Umgebung usw. zu studieren. Nach zwei Tagen kritischer Studien stand ihre Überzeugung fest. Sie kehrten darauf nach Smyrna zurück und teilten Freunden und Gegnern ihre überraschenden Entdeckungen mit.

Fünfzehn Tage später, am 13. August, begab sich eine zweite Expedition nach der angegebenen Gegend, um die Berichte der

von Südost kommend, an einem Berge wie dicht vor sich liegen sieht, das sich aber ganz herumzieht, wenn man weitergeht." „Eine kleine Strecke Weges hinter diesem Hause stieg die Höhe des Berges felsig zu dessen Gipfel heran, von welchem man über die Hügel und Bäume hinaus auf Ephesus und das Meer mit seinen vielen Inseln sieht. Der Ort liegt hier näher am Meere als Ephesus." S. 424: „Ich kam in das Haus Marias, etwa drei Stunden von Ephesus."

[1]) Ajasoluk, ein kleines Türkendorf, Eisenbahnstation, liegt etwa 20 Minuten von dem Trümmerfeld des alten Ephesus. Der Aufstieg von Ajasoluk bis Panagia auf dem neuen kurzen Wege dauert 2 Stunden. Die gottselige Emmerich beschreibt den alten Weg. Der Name des Ortes wird teils von „hagios theologos" abgeleitet, also auf den hl. Johannes zurückgeführt, teils von den christlichen Bewohnern von Kirkindsche (16 km in der Luftlinie von Ephesus, versteckt in den Bergen liegend), welchen der Boden in und um Ajasoluk gehört, als „heilig Wasser" erklärt. Eine andere Deutung findet den Namen des hl. Lukas, dessen Grab in der Gegend gezeigt wird, in Ajasoluk wieder. Vergl. „Stimmen aus Maria Laach" 1896, Heft 10, S. 473 und P. C. 89. — [2]) Auch Pion genannt, aus Marmorfelsen bestehend, welcher südlich von Kaystros, nordöstlich vom Berge Koressus, nördlich vom Bulbul-Dagh, auf dem die Wohnung Mariens liegt, inmitten des Trümmerfeldes von Ephesus sich erhebt. Ephesus lehnt sich an diesen Berg an und „zieht sich" um den Pion rechts und links, wie auch die gottselige Emmerich konstatierte, „herum". Der Bulbul-Dagh mit einer Höhe von 610 m ist der einzige Punkt, von dem die von der Seherin angegebene Aussicht auf Ephesus und das Meer möglich ist!!

ersten nachzuprüfen. Die Mitglieder derselben stellten die volle Begründung von all dem fest, was die ersteren gemeldet hatten, ja, sie konstatierten noch neue, günstige Einzelheiten, welche das erste Mal noch nicht aufgefallen waren.

Vom 19. bis zum 25. August begab sich eine dritte Expedition dorthin, die zusammengesetzt war aus dem Leiter der ersten und fünf gebildeten Laien. Diese dritte Expedition blieb eine ganze Woche daselbst und beschäftigte sich mit Messungen, Zeichnen und Photographieren, um mit möglichster Genauigkeit jeden, wenn auch unbedeutenden Umstand festzustellen. Nach einer sechstägigen derartigen Arbeit kehrten sie nach Smyrna zurück mit Plänen, Karten, Maßen, Zeichnungen, Photographieen und vorzüglich mit der bestimmtesten Gewißheit, daß man alles gefunden hatte und daß man anderswo nichts zu suchen hatte.[1])

Seitdem sind ununterbrochen viele Besucher in Panagia-Kapuli gewesen, meistens Katholiken, aus allen Nationen und Berufsklassen: Franzosen, Engländer, Italiener, Belgier, Untertanen des Sultans usw. usw.; Priester, Ordensleute, Professoren, Kaufleute, Beamte, Ingenieure, Offiziere der Marine, Publizisten usw.

Einige der hervorragendsten Besucher waren nicht damit zufrieden, ihre Zustimmung mündlich auszusprechen; deshalb hinterließen sie schriftliche, mit ihren Namen unterzeichnete Zeugnisse, worin sie frei und frank ihre persönliche Überzeugung aussprachen.

Endlich hat auch das Haupt der Erzdiözese gesprochen, indem der Erzbischof durch sein eigenes Zeugnis gewissermaßen den früheren Zeugnissen der anderen Besucher eine kirchliche Bestätigung

[1]) Schon 1881 hatte ein französischer Priester Don Jul. Gouyet infolge der Lektüre der Visionen sich nach Ephesus begeben und dort privatim Untersuchungen angestellt, die von Erfolg gekrönt waren. Doch fanden seine Ergebnisse wenig Beachtung und gerieten in Smyrna bald in Vergessenheit. (Stimmen aus Maria Laach l. c. 482.) An der in der Schrift des hochwürdigsten Erzbischofs von Smyrna oben geschilderten mehrfachen protokollarischen Untersuchung war Gouyet nicht im geringsten beteiligt; derselbe reiste erst im Jahre 1896 auf die Kunde der Nachforschungen wieder nach Smyrna und Ephesus. Man muß sich daher sehr darüber verwundern, wenn Nirschl immer an einer Schrift von Gouyet herumkritisiert und diesen als den Träger der ganzen Bewegung darstellt — allerdings in der durchsichtigen Tendenz, um dem wuchtigen Schriftstück des Erzbischofs möglichst zu entgehen (N II, Einleitung IV, dann 1, 2, 7, 49, 116). Die Tätigkeit Gouyets wird nirgends in den Protokollen erwähnt.

gab und durch den offiziellen Charakter seines Wortes das Siegel der Wahrheit und Authentizität aufdrückte.

Donnerstag, den 1. Dezember 1892 begab sich Mgr. Timoni, der Erzbischof von Smyrna, zu dessen Erzdiözese Ephesus gehört, selbst mit 12 hervorragenden Laien und Geistlichen, nach Panagia-Kapuli, um sich persönlich von der Genauigkeit der Berichte zu überzeugen, die ihm von verschiedenen Seiten zugegangen waren. Nachdem er alles aufmerksam mit eigenen Augen betrachtet hatte, erkannte Se. Erzbischöfliche Gnaden, wie alle vorhergehenden Besucher, die unleugbare Ähnlichkeit zwischen Panagia-Kapuli und dem Hause an, welches von A. K. Emmerich beschrieben wird.

Es sind jetzt (März 1896) bald fünf Jahre seit der ersten Entdeckung verflossen. Fast jeder Tag brachte neue Studien, neue Besuche und neue Nachforschungen, aber alle schlossen damit, die Ergebnisse der vorhergehenden zu bestätigen.

Nach all diesen Studien, all diesen Besuchen und all diesen Nachforschungen, nach all den teils privaten, teils offiziellen Bestätigungen denken wir, daß man nicht mehr zu zweifeln braucht und daß die Zeit gekommen ist, um der christlichen Welt zu sagen: Ist nicht das Haus, welches man gefunden hat, jenes, in welchem die heilige Jungfrau während ihres Aufenthaltes in Ephesus gewohnt hat?

Drittes Kapitel.

Die Entdeckungen.

„Als Johannes nach Ephesus reiste, nahm er Maria mit sich; dort eilte die glückselige Mutter aus diesem Leben zum Himmel empor". Benedikt XIV.

1. Der Weg nach Panagia-Kapuli.

Wenn man den Bahnhof von Ajasoluk verläßt, um sich nach den Trümmern von Ephesus zu begeben, schreitet man unter (den Pfeilern einer alten römischen) Wasserleitung einher und gelangt alsbald auf die Straße, die nach Scala Nuova (am Meere) führt.

Wir folgen dieser Straße zehn Minuten lang bis zum letzten, links gelegenen Hause nahe bei einem Quellbrunnen und einer kleinen, zerfallenen Moschee, verlassen dann diesen Weg und schlagen zwischen Brunnen und Moschee den gepflasterten Weg ein, der diesseits des Brunnens in die Straße (nach Scala-Nuova) mündet: es ist, so sagt man, der Reiseweg des Altertums nach Tralles, Hierapolis, Jerusalem. (Siehe Karte „Umgegend von Ephesus" und Tafel III.)

Ist man diesem Wege eine Zeitlang nachgegangen, so trifft man auf einmal rechts einen ziemlich breiten Fußpfad, der direkt aufs Gebirge zuführt. Dieser Pfad geht quer durch die Ebene, führt nahe an dem Gymnasium[1]) vorbei, windet sich steil zur Höhe des Berges hinauf und holt auf dem Gipfel des ersten Ausläufers des Gebirges den Weg nach Panagia-Kapuli ein. Mit diesem Bergpfad kürzt man den Weg um eine gute Viertelstunde ab und genießt zugleich eine schöne Aussicht. Dieser Weg ist bei schönem Wetter zu empfehlen. Im allgemeinen aber geht man besser zunächst auf dem oben genannten Wege gradaus südwärts. Nach Verlauf einer halbstündigen Wanderung in südlicher Richtung kommt man an einen zweiten Brunnen, der sich an einen Hügel anlehnt, dessen Rücken der Schuppen einer Schäferei einnimmt. Hier teilt sich der Weg: nach Süden führt die alte Straße weiter, während nach Westen ein neuer Weg sich abzweigt.

Wenn wir den alten Weg weiter einschlügen, nämlich den, welchen A. K. Emmerich beschreibt und welcher auf die Hochebene ausläuft (worauf das Haus steht), so würden wir weiter südwärts gehen bis zum unteren Ende der Ebene, dann die „schmalen Pfade"[2]) aufsuchen müssen; dann würden wir in dem Gebirge einen langen Umweg machen, um dessen Höhe zu erreichen und würden alsdann über die Hochebene an dem Schlosse[3]) vorbei nach einer stark dreistündigen Wanderung, wovon A. K. Emmerich spricht, an dem Hause der heiligen Jungfrau anlangen.

---

[1]) Antike Bildungsstätte, besonders für körperliche Sport- und Turnübungen, dann für Musik und Rhetorik, zugleich Ort für Wettkämpfe und Bäder. Das Gymnasium von Ephesus ist wie das von Hierapolis noch sehr gut erhalten. — [2]) Maria, die hl. Jungfrau usw. 413: „Südlich von Ephesus ... führen schmale Pfade auf einen Berg, der wild bewachsen ist, und gegen die Höhe des Berges zu ist eine hügelige, auch bewachsene Ebene von etwa einer halben Stunde im Umfange." — [3]) „Es ist hier in der Nähe ein Schloß usw." 413.

Man benutzt indessen heute diesen alten Weg nicht mehr, da ein neuer schneller und bequemer zum Ziele führt.

Hat man den Hügel und den Brunnen erreicht, so verläßt man den alten Weg, der sich jetzt ein wenig nach Westen neigt und schlägt gleich nach rechts einen durch dichte Gräser und Kräuter führenden Pfad in der Richtung auf das Gebirge zu ein. Nach etwa hundert Schritten gelangt man an das trockene Bett eines ehemaligen Bergstromes. Man geht dann nach rechts dem Flußbett nach, als ob man nach Ephesus zurückkehren wollte. Bald gelangt man zur Linken an einen Hohlweg, welcher zwischen zwei Einfriedigungen oder Erdhügeln seinen Anfang nimmt. In zehn Minuten führt der Weg uns zur Höhe des Berges gerade an die Stelle, wo der neue Weg nach Panagia mündet.

Bei diesem ersten Abschnitt der Reise ist nun folgendes besonders zu beachten:

a) Die Richtung des Weges von dem ersten Brunnen bis zum zweiten und noch mehr die vom zweiten bis zu den „schmalen Bergpfaden" führt beständig nach Süden. Es stimmt also buchstäblich, was Katharina Emmerich sagt: südlich von Ephesus führen Bergpfade nach der Höhe des Berges.

b) Die Lage des Gebirges. Dasselbe liegt zur Rechten, wenn man von Norden nach Süden kommt, also zur Linken, wenn man von Süden nach Norden reist. Dadurch findet eine andere Angabe ihre Bestätigung: Mariens Wohnplatz war, wenn man von Jerusalem kommt, etwa $3\frac{1}{2}$ Stunden vor Ephesus auf einem Berg zur Linken."[1])

c) Die Gestalt und Form des Gebirges. Wenn man vom Gymnasium aus nach dem abschüssigen Gebirge hinblickt, welches (im Süden von Ephesus) mit der Höhe des Koressus endigt, so wird die Bemerkung von A. K. Emmerich klar: „dieser Berg fällt schief ab gegen Ephesus."

Man möge auch einmal im Süden gegen das Ende der Ebene hin, wo die alten Bergpfade die Straße verließen, die Bergpartie des Kara-Kaïa prüfen und sich fragen, ob nicht die Bezeichnung „wild bewachsen"[2]) paßt.

d) Katharina Emmerich spricht auch von einem „wunderbar geschlängelten Flüßchen", welches sie zwischen dem

[1]) Maria, die hl. Jungfrau usw. 412. — [2]) Ibid. 413.

Wohnort Mariens und der Stadt bemerkt hat. Strabon erwähnt zwei heutzutage verschwundene Wasserläufe, welche damals diese Partie der Ebene bewässerten, den Marnas und Selinus, die dem von A. K. Emmerich genannten Flüßchen entsprechen könnten. Indessen kann man auch auf folgendes aufmerksam machen: heutzutage durchfurchen vier bis fünf Bergströme dieses Tal. Diese reißenden Bergströme kommen alle aus der Richtung des Schienenweges der Eisenbahn im Osten und wenden sich nach Westen, als wollten sie das Gebirge umspülen. Notwendig machen sie auf einen Beobachter, der auf dem Kamm des Berges steht, den Eindruck, daß sie zwischen dem Gebirge und der Stadt fließen.[1])

Doch kehren wir zu dem Fuße des Berges zurück, wohin der neue Weg nach Panagia uns geführt hat. Noch eine Stunde Weges, höchstens in fünf Viertelstunden sind wir beim Hause der hl. Jungfrau angelangt.

Wir wollen uns nicht damit aufhalten, die Windungen des Bergpfades in der unteren Berghälfte zu beschreiben, auch nicht die

---

[1]) Tchihatchef spricht (l. c. 15) von der Eigentümlichkeit der Flüsse Kleinasiens, daß sie ihre Richtung ändern. „Nicht selten wird der Fluß in einen Sumpf verwandelt, oder er verschwindet gänzlich." Dann aber hängt der Bestand der Flüsse von dem Bestande der Gebirgswaldungen ab; wo diese verschwinden, da verschwinden auch die Quellen. Der genannte Schriftsteller schildert S. 80 ff. den grellen Gegensatz zwischen Vergangenheit und Jetztzeit in Kleinasien. Die „königlichen Wälder" Mysiens und Lydiens sind verschwunden. „In Kleinasien war das Werk der Entwaldung in stetem Fortschritt begriffen"; das Eindringen der Hirtenvölker versetzte den Waldungen schließlich den Todesstoß. Die Gebirgsgegend südlich von Ephesus ist gleichfalls entwaldet (T. 210). Im südlichen Spanien sind noch erst in den letzten Jahrhunderten Flüsse verschwunden, seitdem die Berge ihre Waldkronen verloren haben. „Das gänzliche Versiegen wasserreicher Quellen infolge des Abtreibens der waldgekrönten Höhen Griechenlands, der Schweiz, Österreichs, Frankreichs, Spaniens usw. ist bekannt." (M. Bisle, Zeugnisse aus der Natur 1897, S. 188.) Besonders ist Italien in dieser Beziehung gestraft worden, dessen Apenninen jetzt nackt und öde in die Luft starren. Der einst so wasserreiche, breite Jordan im hl. Lande ist ein schlammiger, weit engerer Strom geworden, seitdem die Zedernwälder des Libanon gelichtet worden sind. Auf der Insel Madeira ist der Fluß Soccorides zu einem unscheinbaren Bächlein zusammengeschrumpft. (Dr. Kuntze.) Berücksichtigt man die Notiz von Strabon bezüglich des Marnas und Selinus, so muß man sich fragen: Wie kam A. K. Emmerich zu der merkwürdigen Angabe über das „wunderbar geschlängelte Flüßchen", zumal da noch trockene Flußbette sich jetzt dort zeigen? Liegt hierin nicht wieder eine Probe ihres historischen Schauens vor, da jetzt nur Gießbäche (torrents) die Gegend durchströmen?

Bergrücken, die man erklimmen oder umgehen muß, gleichfalls nicht die herrlichen Aussichten, die fast stets sich darbieten, von hier aus nach der Ebene von Ephesus, nach dem Prion, der Selimsmoschee, dem alten Schloß, nach Ajasoluk, der Wasserleitung, der Eisenbahn und in die Gebirgswelt hinein — von dort aus in der Ferne nach dem Kaystros, nach den selinusischen Seen, nach dem Meere und dem alten Hafen von Panormos; in der Nähe nach dem äußersten Ende des Koressus, den Feldern von Arvaïa und nach der ganzen einst durch ihre Wälder und die Grotte der Latona berühmten Gegend.

Beeilen wir uns, ans Ziel zu kommen! Einige hundert Schritte jenseits von einer ungeheueren Schlucht findet man die Grenzen für menschlichen Besitz, dann folgt eine Steigung mit kreisförmigen, fast vergrabenen Resten eines alten Gebäudes, dann ein Plateau, darauf ein Abstieg und zwar der letzte! Plötzlich bemerkt man an einer Krümmung des Weges in einiger Entfernung zur Linken eine Pappel, die stolz ihr Haupt zum Himmel erhebt. Nahe bei dieser Pappel erblicken wir eine Baumgruppe, etwas weiter ein Haus. Das ist Panagia-Kapuli.

2. Die Lage.

Was bei Panagia-Kapuli alsbald überrascht, das ist die stille Anmut, der Reiz der Landschaft. Alles ist dort wie in stiller Andacht, alles so lieblich! Am äußersten Ende des Tales in einem zurückgezogenen Winkel erheben sich fünf bis sechs prächtige Platanen, die ihre mächtigen Äste ineinanderschlagen; rings um sie, von einem Baume zum andern schlingen sich die riesenhaften Arme einer wilden, hundertjährigen Weinrebe.

Im Schatten dieser Platanen und der wilden Rebe liegt das Haus der hl. Jungfrau einfach und ehrwürdig da.

Hinter dem Hause in nächster Nähe steigen Felswände empor; es ragt dort der Bulbul-Dagh oder der Nachtigallenberg in die Höhe. Rechts nach Süden schließt eine Reihe Hügel die Fernsicht ab; links nach Norden sind die letzten Abhänge des Bulbul-Dagh, welche am Saum des Weges endigen, indem sie sich ein wenig nach Osten wenden. Nach Nordwest erblickt man einen großen, alleinstehenden, rundlichen Hügel, zwischen den beiden Wegen nach Ephesus und Arvaïa; sein Anblick läßt uns den Kalvarienberg vor die Seele treten.

Vornan, wenigstens hundert Schritte entfernt, eine tiefe Schlucht, welche bei dem Schlosse anhebt und bis nach Arvaïa hinabsteigt. Diesseits des Hohlweges einige bebaute Gartenanlagen, jenseits ein Gebirgsausläufer, welcher bis an die Schlucht stößt.

Über uns der Himmel; von einer Seite und nur von hier allein, zwischen dem rundlichen Hügel und der Schlucht, eine schmale Aussicht nach dem Meere auf Samos hin, dessen tausende Spitzen zu gewissen Stunden des Tages durch eigentümliche Lichteffekte die Illusion erwecken, als ob eine unermeßliche Anzahl Inseln aus den Wellen emportauchten.[1]) Am Fuße der kleinen Terrasse, auf welcher das Haus liegt, sprudelt fortwährend eine Quelle, die mit ihrem Gemurmel die Einsamkeit belebt und das Wasser für den täglichen Bedarf spendet.

In der Tat! Sind die Vorstellungen und Gedanken richtig, die wir gewöhnlich bezüglich des verborgenen Lebens der hl. Jungfrau nach der Himmelfahrt des Herrn haben — sie war gleichsam tot für die Erde und lebte nur in Sehnsucht nach dem Himmel — so gibt es wohl kaum eine Einsamkeit, die besser ihren innersten Stimmungen entsprochen und gefallen hätte.[2])

3. Das Haus.

Um von vorn herein alles möglichst klar, bestimmt und vollständig anzugeben, wollen wir unter fünf Gesichtspunkten alles zusammenstellen, was von dem Hause gesagt werden muß: 1. Lage

[1]) Maria, die hl. Jungfrau usw. 413: „Eine kleine Strecke Weges hinter diesem Hause stieg die Höhe des Berges felsig zu dessen Gipfel heran, von welchem man über die Hügel und Bäume hinaus auf Ephesus und das Meer mit seinen vielen Inseln sieht." Die gottselige Emmerich schaut aus der Vogelperspektive und schildert alles, wie es dem Augenschein vorkommt. Sie hat ja als ungebildetes Landkind gar keine geographischen Studien gemacht. „Dieser Gipfel, gleich hinter dem Hause, den die Seherin bezeichnet, ist der einzige Punkt in diesen Bergen, von wo aus man zugleich Ephesus und das Meer überschaut." P. L. Fonck S. J. als Augenzeuge in Stimmen aus Mar. Laach l. c. 484. Derselbe konstatiert gleichfalls wie die anderen Besucher, daß die felsigen Bergspitzen der Insel Samos, von dem Gipfel des Bulbul-Dagh aus gesehen, oft den Eindruck von „vielen Inseln" machen, wenn Wolken und Nebel die tiefen Täler dazwischen bedecken. — [2]) A. K. Emmerich charakterisiert die Gegend ganz zutreffend: „still und einsam", „unbesucht", „wild bewachsen", „mit vielen fruchtbaren, anmutigen Hügeln", „wild und doch nicht wüst, mit vielen zerstreuten Bäumen", „mit Felsen und kleinen Sandflächen". (Maria, die hl. Jungfrau usw. 413 ff.)

und Richtung, 2. Form und Gesamtanlage, 3. Maße, 4. Beschaffenheit der Mauern und Bauzeit, 5. Gegenwärtiger Zustand.

I. Lage und Richtung.

Über die Lage ist schon im vorhergehenden Texte hinreichend genug gesprochen worden. Wir fügen nur noch hinzu, daß allem Anschein nach der Fuß des Berges abgegraben oder geebnet worden ist, um einen festen Aufwurf herzustellen, welcher dem Hause als steinichtes Fundament dient. Die Richtung in bezug auf die Himmelsgegend ist genau gewählt: von Westen nach Osten. Der Ausgang ist nach Westen, zum Meere hin gelegen, der hintere Teil nach Osten und dem Bulbul-Dagh, die rechte Seite nach Süden und die linke Seite nach Norden.

II. Form und Gesamtanlage.

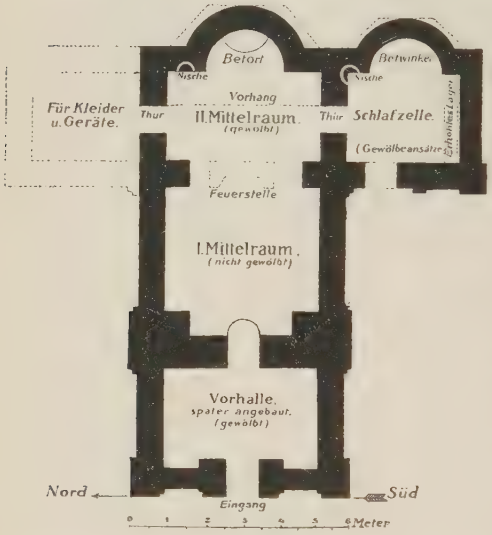
Wir wollen die Beschreibung von A. K. Emmerich voraufschicken. Man kann dann mit leichterem Verständnis und mit größerem Interesse dem folgen, was wir auf Grund der Prüfung an Ort und Stelle mitteilen.

„Das Haus Mariens war von Steinen, viereckig[1]) und an der hinteren Ecke rund oder eckig[2]) Die Fenster waren hoch oben angebracht; das Dach war platt. Es war in zwei Teile geteilt durch den in der Mitte angelegten Feuerherd.[3])

„Der vordere Teil des Hauses war durch leichte, bewegliche Wände von Flechtwerk an beiden Seiten der Feuerstelle von dem Raum hinter der Feuerstelle getrennt“.... „Links und rechts neben der Feuerstelle ging man durch leichte Türen in den hintersten, finstersten, halbrund oder im Winkel endenden Raum des Hauses.“ „Alle Wände waren mit Holzflechtwerk bekleidet und die Decke von den Seiten heran gewölbt.“ „Das äußerste runde Winkelende dieses Raumes, durch einen Vorhang abgeschlossen, bildete den Betort Mariens“.... „Rechts von diesem Gebetsraum, an einer Nische in der Mauer lehnend,

[1]) Im Manuskript steht: „viereckt“ (Original-Manuskript vom 13. August 1822). — [2]) Die gottselige Emmerich spricht nach dem Manuskripte Brentanos wenigstens fünfmal von der Rückseite des Hauses und hebt stets den merkwürdigen Umstand hervor, daß dieselbe „rund oder eckig“ sei, das Haus „halbrund oder im Winkel“ endige, daß es an der Rückseite eine „halbrunde oder dreiseitige Form“ habe. (Vergl. Maria, die hl. Jungfrau usw. 414, 415, 431.) — [3]) Ibid. 414.

stand die Schlafstelle[1]) der heiligen Jungfrau und dieser gegenüber zur Linken eine Zelle, worin ihre Kleider und Geräte bewahrt wurden. Von einer dieser Zellen zu der anderen hing ein Vorhang nieder und schloß den zwischen ihnen liegenden Betort ab". . . . „Die Schlafzelle der heiligen Jungfrau lehnte mit der Rückseite an der mit einem Teppich behängten Mauer; die beiden Seitenwände waren leicht von Splint oder Bast in abwechselnder Naturfarbe nach einem Muster geflochten. Die vordere Wand, (des Schlafkämmerchens), enthielt in der Mitte die leichte, sich doppelt nach innen öffnende Türe. Die Decke dieser Zelle war auch von Flechtwerk und lief von den vier Seiten oben wie in ein Gewölb zusammen". . . . „Das Lager Mariens, mit einer Seite an der Mauer stehend, war ein anderthalb Schuh hoher hohler Kasten von der Breite und Länge eines schmalen Brettes".[2])

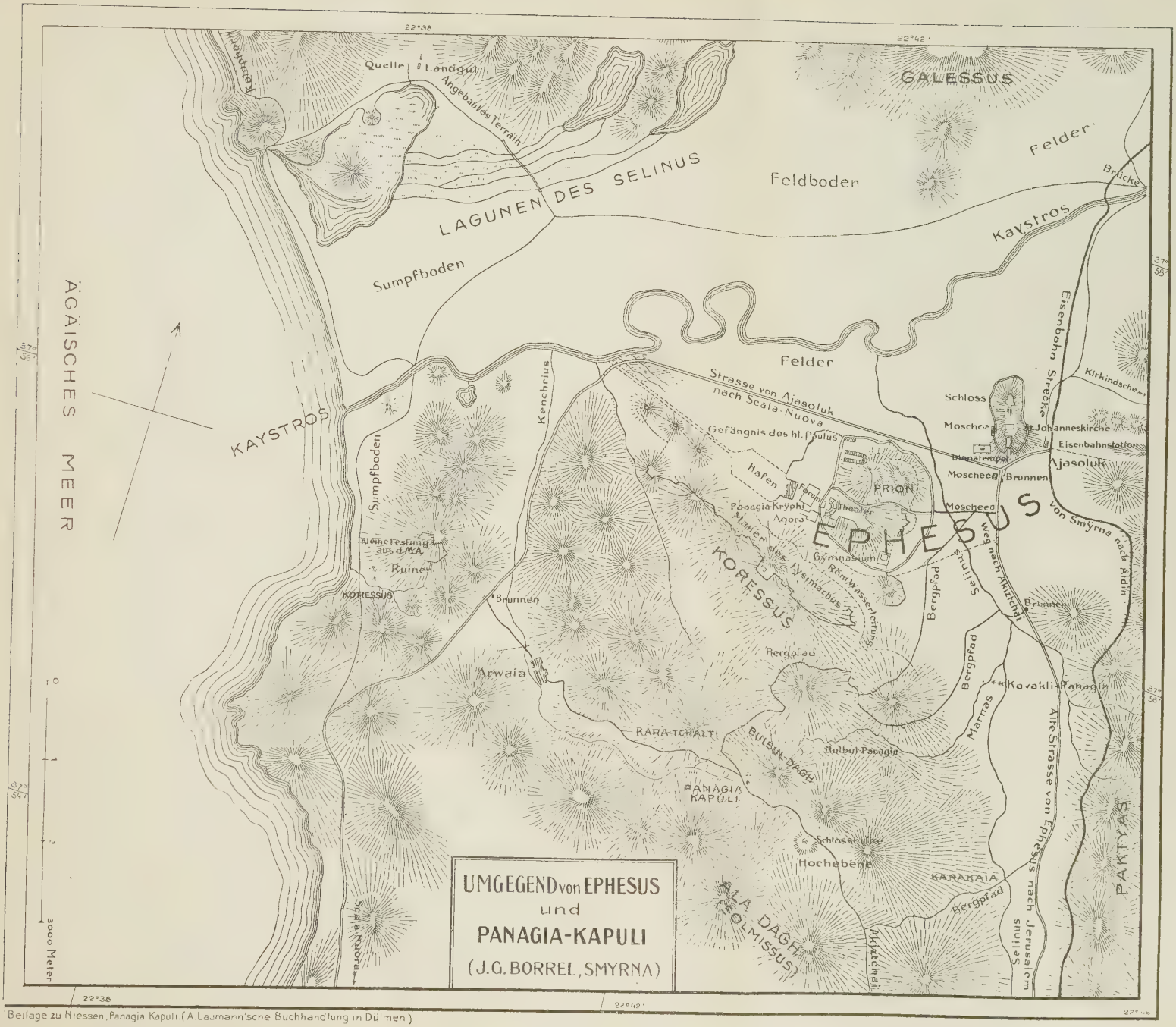


Katharina Emmerich spricht auch von einem zweiten Gebetsorte in ihrem Schlafkämmerchen, welcher sich nahe an ihrem Lager befindet. (S. 436 f.)

Dies ist die Beschreibung von Katharina Emmerich. Sie fügt hinzu, daß nach dem Tode der heiligen Jungfrau das Häuslein von den Aposteln in eine Kirche umgewandelt wurde (S. 447).

Katharina Emmerich hat nach ihren Visionen beschrieben. Wir lassen jetzt folgen, was an Ort und Stelle zu sehen ist. (Vergleiche die Abbildung des Grundrisses im Text).

[1]) Seite 428 „Kämmerchen" genannt; auch erscheint mehrmals der Name „Schlafkämmerchen" in der großen Ausgabe von Schmöger: S. 1122 f. Die gottselige Emmerich nennt dem klösterlichen Gebrauche entsprechend den Schlafraum gern „Schlafzelle". — [2]) Maria, die hl. Jungfrau usw. 417.



Beilage zu Niessen, Panagia Kapuli. (A. Laumann'sche Buchhandlung in Dülmen)

1. Ein Haus in Hausteinen mit Partien in Ziegelsteinen.[1])

2. Dasselbe besteht aus einem rechteckigen größeren Raum, dem eine Vorhalle voraufgeht und welcher rechts und links am hinteren Ende mit zwei Seitenanbauten (chambres) versehen ist. Viereckig ist der ganze Längsraum. Viereckig sind auch die Seitenzimmer. Deshalb kann man gewiß von dem Hause sagen, daß es „viereckig" ist.[2])

3. „An der hinteren Ecke[3]) rund": Die hintere Mauer bildet nach außen zwei runde oder halbkreisförmige Vorsprünge.

4. . . . oder „eckig". . . „im Winkel". . . „dreiseitig": Keine Spur von Winkelformen! Drei Jahre lang haben wir uns mit allerlei Vermutungen darüber beschäftigt. Eines Tages kam uns der Gedanke, den Schutt hinter dem Hause fortzuräumen, den die Jahrhunderte aufgehäuft hatten. Aber wie groß war unser Staunen und unsere Freude, als am 23. August 1894, an einem Freitage, die Hacke der Arbeiter in einer Tiefe von 90 cm ein vollendetes Oktogon zu Tage brachte! Dieses Oktogon liegt seitdem offen da und beweist den kritischen Geistern, daß Katharina Emmerich gerade so klar das schaute, was in der Erde verloren lag, als das, was sich über der Erde befand.[4])

---

[1]) In Kleinasien und im ganzen Orient überhaupt sind die Wohnungen sehr viel aus Holz und Lehm gebaut. — [2]) Das Original-Manuskript hat „viereckt" = mit viereckigen Räumen versehen. — [3]) Das Original-Manuskript hat noch genauer: „an dem hinteren Ende". — [4]) Das Erzbischöfliche Protokoll vom 1. Dezember 1892 enthält die Worte: „Die Rückseite dieses Teiles endigt wirklich in einer großen Nische, welche einen runden Vorsprung nach außen bildet. . ." Das Protokoll konnte von der dreiseitigen Winkelform noch nichts sagen, eben weil damals dieselbe noch im jahrhundertalten Schutt begraben lag und nur der obere Vorsprung mit seiner runden Form sichtbar war. Die türkische Regierung verbot damals infolge einer Agitation der griechisch-schismatischen Geistlichkeit von Smyrna zunächst weitere Ausgrabungen. In den katholischen Kreisen Smyrnas legte man den betreffenden Worten, an welchen sich auch Nirschl besonders gestoßen hatte, schon vor der Ausgrabung große Bedeutung bei, ohne indessen eine genügende Erklärung für das „dreiseitig" „im Winkel" zu erwarten. Wie groß war daher die Überraschung am 23. August 1894! P. Fonck berichtet als Augenzeuge über diese Rückwand: „Nach dem Besuche des Häusleins von Panagia-Kapuli verstehen wir diese scheinbar schwer begreifliche Bemerkung sehr leicht und wissen, wie genau sie dem Befunde entspricht: . . . nach außen tritt diese Nische zwar, von ferne gesehen, wie ein Halbkreis hervor, zeigt jedoch bei näherem Zusehen genau drei Seiten und Flächen, welche die Winkel eines Achtecks einschließen. . . . So wirft gerade diese kleine, scheinbar so ganz nebensächliche Bemerkung der Seherin ein helles Licht

Tritt man ins Häuslein ein, so findet man zuvörderst eine Vorhalle, welche von drei wirklichen oder scheinbaren Türeinfassungen durchbrochen ist. (Siehe Titelbild und Tafel IV, 1.)

Diese Vorhalle stammt aus späterer Zeit als der Bauzeit des Hauses. Wir werden später darauf zurückkommen.

Durch diese Vorhalle tritt man in das eigentliche Haus und zwar in seinen Hauptraum ein.

5. Dieser Teil des Hauses setzt sich aus zwei deutlich voneinander geschiedenen Räumlichkeiten zusammen.

6. Zunächst gelangt man in einen fast quadratischen Raum, welcher nichts besonders Bemerkenswertes bietet, außer einigen Spuren von alten Gemälden an dem unteren Ende der Mauern, dann zwei quadratische Stützpfeiler, die in den beiden Winkeln der Türseite stehen und als Strebemauern für diesen Teil des Gebäudes zu dienen scheinen.

7. Hinter diesem ersten Raume schließt sich ein zweiter an, dessen Hintergrund mit einer Nische oder einem Halbkreis endigt. Dieser zweite Raum ist nicht so lang wie der erste, ebenfalls nicht so breit und von ganz anderem Aussehen. Er ist nicht so breit, weil die viel dickeren Mauern nach innen hervortreten und nach jeder Seite einen Vorsprung machen. Das Aussehen ist ein ganz anderes: a) wegen der Nische oder des Betortes, womit der Raum abschließt; b) wegen der Seitenmauern, welche nach jeder Seite einen großen Bogen bilden; c) wegen der Dachform, welche offenbar ein Gewölbe gewesen ist. (Tafel IV, 2.)

8. Zur Rechten des zweiten Raumes befindet sich der Schlafraum der heiligen Jungfrau. (Tafel V, 1.)

9. Dem Schlafraum gegenüber, links vom Betraum, finden wir einen zweiten Raum für Kleider und Geräte.

---

auf die Genauigkeit ihrer Beschreibung (Stimmen aus Maria Laach 1896, 10, 486; Wissenschaftl. Beilage zur Germania 1897/98 Nr. 8). Diese dreiseitige Form zeigte sich auch bei dem Vorsprung an der Nische in der Mauer des Schlafkämmerchens. Die beiden Nischen „schließen nach außen in den alten Fundamenten und Mauern mit drei gleichen Seitenflächen ab, die in gleichem Winkel zueinander stehen und genau die Seiten und Winkel eines Achtecks abgeben würden“... „dreiseitige oder, wenn man will, achteckige Außenseiten der Nische“ (Stimmen aus Maria Laach l. c. 479 f.). Es liegt also kein Widerspruch seitens der Kommission vor, wenn sie zuerst die „runde“ und dann die „dreiseitige“ Form konstatiert, sondern eine frappierende Bestätigung der Angaben von A. K. Emmerich. (N II, 50).

10. Würde man einen Vorhang von dem rechten Seitenraum zum linken ziehen, so würde der zwischen ihnen liegende Betort ganz abgeschlossen sein.

Doch betrachten wir das Schlafkämmerchen der hl. Jungfrau einmal näher!

11. Im Hintergrunde befindet sich die nackte Mauer. Aber in dieser Mauer zeigt sich in einer Höhe von etwa 48 bis 50 cm über dem alten Fußboden eine Vertiefung, die 2,50 m lang und 67 cm breit ist, mit einem Vorsprung von 10 bis 12 cm. In dieser Vertiefung befand sich das Lager der hl. Jungfrau, und auf diesem Vorsprung ruhte sie[1]).

12. Rechts in der Ecke führt eine Tür nach außen, das übrige ist Mauerwerk.

13. Links gleich beim Eintritt in das Schlafkämmerchen in dem Mauerwinkel ist eine Nische; es folgt Mauerwerk, dann in der Mitte der Betwinkel, welcher sich nahe bei der Schlafstätte der hl. Jungfrau befindet.

14. Auf der gleichen Seite erblickt man 14 quadratförmige Löcher, alle von derselben Ausdehnung, 15 cm tief in die Mauer reichend; 7 befinden sich in der Höhe des Betwinkels und der Nische, 4 unten und zwar alle in gerader Linie. Sind dies vielleicht die Löcher, welche beim Bau des Hauses für das Baugerüst benutzt worden sind? Oder hatten dieselben den Zweck, die Balken zu halten, an welchen die Holzbekleidung befestigt war, von welcher Katharina Emmerich spricht? Wir sind geneigt, dies anzunehmen.

15. In drei Mauerwinkeln des Kämmerchens bemerkt man die Reste eines alten Kreuzgewölbes.

16. Der Ausgang vorn nach dem Mittelbau befindet sich unter einem großen Bogen.[2])

---

[1]) P. Fonck S. J. erwähnt, wie schön u. a. die vorhandene Lagerstätte, die dazu noch das von der Seherin angegebene Maß, „1½ Schuh hoch" hat und „mit der Rückseite an die Mauer lehnt", zu der Beschreibung von A. K. Emmerich paßt. „Ihre Maße ... entsprechen ganz „„der Breite und Länge eines schmalen Brettes"". Das erhöhte steinerne Lager bildet gleichsam eine in die Mauer eingelassene Lagerstätte. Vergl. Beilage zur Germania Nr. 8; Stimmen aus Maria Laach l. c. 487. — [2]) Schon P. Fonck hat eingehend auf die Willkür hingewiesen, womit Nirschl nach den Angaben der gottseligen Emmerich einen Plan konstruiert hat, der teilweise mit den Funden auf dem Bulbul-Dagh in Widerspruch steht. Der französische Text sagte vom linken Seitenbau, er sei „enfouie

17. Die Kleiderzelle ist mit Schutt und Erde bedeckt. Man sieht davon nur noch im Innern des Mittelbaues den Bogen, unter welchem sich der Eingang befand, nach außen noch in der Nähe des kürzlich entdeckten Oktogons eine Mauerecke.

---

sous terre". Infolge der falschen Übersetzung „in die Erde gesunken" machte Nirschl auf den Widerspruch aufmerksam, daß nach A. K. Emmerich doch links und rechts zwei Seitenräume vorhanden sein müßten: „Um den Widerspruch zu erklären, daß von einem linken Anbau an der vorderen Seite des Hauses zur Zeit gar nichts mehr sichtbar ist, bemerkt die Kommission: „„Er ist in die Erde versunken."" Allein wie ist dies möglich, da der Boden Felsengrund ist usw."? (N I, 29.) Als nun darauf aufmerksam gemacht wurde, der Ausdruck bedeute: der linke Anbau sei zusammengestürzt und mit Felsgestein und Erdschutt überdeckt, fand jetzt Nirschl in dem Vorhandensein zweier Anbauten einen Widerspruch. Er drängte Schlafzelle, Betort, Betwinkel, Kleiderzelle, den großen Vorhang, die Nischen und den Wohnraum der hl. Jungfrau in den einen Raum hinter dem Feuerherde zusammen, wodurch eine ganze Reihe Widersprüche mit der gottseligen Emmerich entstehen. Seine Argumente sind folgende: 1. Der Umstand, daß A. K. Emmerich mehrfach für den Schlafraum „Schlafzelle" sagt. Diese Bezeichnung war der gänzlich ungebildeten Schwester aus ihrer neunjährigen Klosterzeit geläufig; von ihr ist nicht die technische Ausdrucksweise eines Architekten zu erwarten. Indessen braucht sie auch den Ausdruck „Kämmerchen". Noch ehe diese Diskussion entstanden war, hatte der Herausgeber der Visionen, P. C. E. Schmöger, mehrmals den Ausdruck „Schlafkämmerchen" benutzt. Auch P. Fonck weist auf die Ausdrücke „Kämmerchen" und „Schlafkämmerchen" hin (Wissenschaftl. Beilage zur Germania 1897/98, Nr. 8), was um so mehr zu beachten ist, als durch seine Vermittlung nach den Entdeckungen bei Ephesus genau der Wortlaut der Manuskripte Brentanos eingesehen wurde. Die Seherin braucht das Wort Schlafzelle im engeren Sinne für das mit einer ausgespannten Decke verborgene Ruhelager selbst und im weiteren Sinne für das kleine Schlafkämmerchen. Die gottselige Emmerich unterscheidet aber in bestimmtester Weise die Schlafzelle, deren Wände sie genauer beschreibt, von dem mit Decken und Teppichen verhüllten Lager! (Maria, die hl. Jungfrau usw. 417.) Wenn man Schlafzelle und Lager, wie Nirschl es tut, identifiziert, so kommt man alsbald in Widersprüche mit den Mitteilungen der Seherin.

2. Im vorderen Teil des Hauses, gleich beim Eintritt, waren bewegliche Schlafzellen: „In diesem vorderen Raume . . . sah ich zu beiden Seiten kleine Zellen durch zusammengestellte, geflochtene Schirme gebildet. Sollte dieser Teil des Hauses als ein größerer Saal dienen, so wurden diese Schirme, welche bei weitem nicht zur Decke reichten, auseinandergenommen und beiseite gestellt. In dieser Zelle schliefen die Magd Mariens und andere Frauen, die sie besuchten." (S. 415, auch 425). Aber diese Beweglichkeit der „Zellen" läßt höchstens einen Analogieschluß auf das Lager Mariens selbst zu, nicht aber auf die Wände des „Kämmerchens".

3. „Ich sah sie (Maria) in ihrem ganz weiß überspannten Schlafzelt im Raume hinter dem Feuerherde zur Rechten auf einem niederen,

III. Maße.

Betrachtet man das Haus von außen und in seiner Gesamtanlage, so kommt es einem ziemlich groß vor. Tritt man aber in das Innere ein, so ist man über die geringe Ausdehnung

ganz schmalen Lager liegen." (S. 424.) Dieser Satz ist das Hauptargument Nirschls, daß das Lager Mariens im Mittelraume und nicht in dem ersten Seitenbau gestanden habe. Aber besagt der Satz das in der Tat? Die Beschreibung ist gewiß an dieser Stelle etwas knapp, aber widerlegt sie nicht die ganze Argumentation Nirschls? Der rechte Raum ist doch der „Raum hinter dem Feuerherd zur Rechten"!

4. A. K. Emmerich unterscheidet genau zwischen dem Betort in der Nische des Mittelraumes und dem Betwinkel in der Nische des rechten Anbaues. (S. 446.) Nirschl identifiziert aber willkürlich Betort und Betwinkel. Da nun das Lager nahe bei dem Betwinkel stand, so „beweist" Nirschl, daß die Schlafstätte Mariens im Mittelraum stand und ein eigener Seitenbau nicht vorhanden war! Dies sind die „Argumente" Nirschls, worauf er seinen „Plan" vom Hause Mariens nach den Mitteilungen von A. K. Emmerich und seine Behauptungen über vorhandene Widersprüche aufbaut. Beobachtet man den Text des Marienlebens näher, so findet man trotz der leider etwas knappen Angaben deutlich die Schlafzelle als eigenen Raum geschildert.

a. Im Manuskripte heißt es: „Links und rechts neben der Feuerstelle ging man durch leichte Türen in den hintersten, finstersten, halbrund oder im Winkel endenden Raum des Hauses, welcher sehr angenehm und reinlich verziert war. Das äußerste runde oder Winkelende dieses Raumes, durch einen Vorhang abgeschlossen, bildete den Betort Mariä." Dieses runde oder Winkelende, dieser Gebetsraum, ist also die Hauptnische der Wohnung. Aber Katharina Emmerich fährt fort: „Rechts von diesem Gebetsraum, an einer Nische in der Mauer lehnend, stand die Schlafzelle der heiligen Jungfrau." (Wissenschaftl. Beilage zur Germania l. c. Nr. 8; Maria, die hl. Jungfrau usw. 415—417.) Also ist nach den Worten der Seherin, wie auch das Häuslein von Panagia-Kapuli zeigt, eine zweite Nische vorhanden, woran sich die jetzt noch vorhandene Lagerstätte lehnt. Wie Nirschl beide Nischen als eine einzige bezeichnen konnte, ist unbegreiflich, zumal da A. K. Emmerich beide auch sonst noch und zwar die größere als „Betort", die kleinere als „Betwinkel" unterscheidet. Während in der größeren stets ein Altärchen stand, errichteten die Apostel in der kleineren erst nach dem Tode Mariens „einen kleinen Altar". (S. 436 f.)

b. A. K. Emmerich bezeichnet die Rückwand des Schlafkämmerchens als eine „mit einem geflochtenen Teppich behängte Mauer". (S. 417.) „Die vordere Wand, mit einem Teppich überspannt, enthielt in der Mitte die leichte, sich doppelt nach innen öffnende Tür" (ibid.). Und da hat Nirschl im „Katholik" (1897, 321) geschrieben: „Die Beschreibung schweige von einer Türe" aus dem Schlafraum in den Mittelbau. Von diesen beiden mit Teppichen überhängten Mauern des Schlafgemachs unterscheidet A. K. Emmerich zwei leichte, von Splint oder Bast geflochtene Stellwände, zu Seiten der Ruhestätte. — Eine dritte Wand des Raumes ist die uns schon bekannte, welche, an „eine Nische lehnend", den „Betwinkel" der hl. Jungfrau enthält. Infolgedessen sind von dem

ganz überrascht. Es stimmt genau, wenn K. Emmerich nur von einem kleinen Gebetsraum, einer kleinen Wohnung, einem Häuslein spricht.

Der ganze Mittelraum hat, die Mauern eingerechnet, 5,60 m Breite und 9,60 m Länge ohne die Vorhalle, 13 m mit der Vorhalle.

Der Schlafraum der hl. Jungfrau hat gleichfalls von außen gerechnet 4 m Breite und 4,50 m Länge, das Oratorium miteinbegriffen. Man kann annehmen, daß der Raum für Kleider und Geräte als Pendant dem Schlafraum in seinen Ausdehnungen entsprach.

Messen wir aber das Innere, so erhalten wir für die Schlafkammer der hl. Jungfrau nur 3 m Breite und 3,25 m Länge, für den Mittelbau 4,25 m Breite und 8,50 m Länge ohne Vorhalle, mit der Vorhalle aber 11 m.

Schlafgemach uns drei Wände genannt, während für die Erwähnung der vierten kein Anlaß vorlag. Auch ist die Decke mit Flechtwerk versehen und zeigt die Form eines „von vier Seiten zusammenlaufenden Gewölbes, also eines Kreuzgewölbes, wie es auch vom Mittelraum heißt: „Alle Wände waren mit Holzflechtwerk bekleidet, und die Decke von den Seiten heran gewölbt." (S. 415.) Was heute noch vom rechten Seitenbau in Panagia-Kapuli vorhanden ist, entspricht genau den Angaben der gottseligen Emmerich.

Leicht verständlich ist auch, wie ein 4 m langer Vorhang — nicht, wie Nirschl meint, ein Vorhang von 10 m, der durch die Mauer hätte hindurchgehen müssen (!) — von der Schlafzelle zur Kleiderzelle hing und den Mittelraum in zwei Teile teilte: in den Gebetsraum und den Arbeitsraum Mariens.

Die gottselige Emmerich sagt, das Häuslein von Nazareth sei dem von Ephesus ähnlich gewesen. Die Maße stimmen auffallend überein. Für den rechten Seitenbau finden wir ein Pendant in der „Grotte der Verkündigung". „Wenn man wollte, könnte man außerdem in der an die erste anstoßenden zweiten „Grotte des hl. Joseph" zu Nazareth auch einen dem zweiten Anbau entsprechenden Teil des hl. Hauses finden." (Wissenschaftl. Beilage zur Germania l. c. Nr. 8.)

c. S. 418 heißt es: „Die hl. Jungfrau trat, ganz in ein weißes Gewand gehüllt, auf den Arm ihrer Magd gestützt, aus ihrer Schlafzelle heraus.... Johannes und sie begaben sich nach dem Gebetsorte." Es wird dann weiter das in demselben befindliche Tabernakel mit Kreuz geschildert. Nach Nirschl lag dies alles in einem Raume fast zusammen! Die hl. Jungfrau brauchte sich nicht mehr alsdann dorthin zu begeben, da sie ja schon da war.

d. S. 426: „Ich sah, daß ihr Petrus nach dem Gottesdienst das hl. Sakrament wieder reichte. Die Apostel (nämlich elf) bildeten zwei Reihen vom Altar bis zu ihrem Lager.... Die Schirme um das Lager

Im ganzen beträgt die äußere bebaute Bodenfläche 110 qm, während der Innenraum nur 65 qm enthält.

Wenn man diese Wohnung mit gewissen orientalischen Wohnungen vergleicht, so erscheint sie verhältnismäßig groß, selbst luxuriös, besonders wenn man bedenkt, daß die vier Räumlichkeiten nur für zwei Frauen bestimmt waren: für Maria und für eine Magd.

IV. Beschaffenheit der Mauern und Bauzeit.

Wie das Haus jetzt dasteht, enthält es ältere Bestandteile, die als ursprünglich erscheinen, und mehr oder minder jüngere Bestandteile. Man braucht kein großer Gelehrter zu sein, um eine verschiedene Baukonstruktion in den Mauern zu erkennen. Offenkundig sind diese Mauern mehrmals ausgebessert worden. Wir erklären uns inkompetent, zu bestimmen, wann und wie dort ausgebessert wurde, welcher Art diese allgemeinen oder kleineren Reparaturen waren. Indessen darf man sagen, daß an dem Bauwerk, wie wir es vor uns haben, sich fünferlei Mauerverband unterscheiden läßt.

---

der hl. Jungfrau waren von allen Seiten offen." Wie wäre eine solche Anordnung nach Nirschls Plan möglich?

e. Nach dem Plane von Panagia-Kapuli ist auch begreiflich, wenn es von einem gemeinsamen Gottesdienst der Apostel heißt: „Die hl. Jungfrau konnte nicht auf den Altar sehen, aber sie saß während der heiligen Handlung immer in tiefer Andacht aufrecht auf ihrem Lager." (S. 436.) Die Apostel bringen in feierlicher Prozession das Allerheiligste zu dem nach „allen Seiten hin geöffneten" Lager Mariens. Das alles läßt sich nach Nirschl nicht erklären.

f. S. 436 wird weiter beschrieben, wie „in dem Betwinkel neben dem Lager der hl. Jungfrau" vor ihrem Tode durch die Apostel ein kleiner Altar errichtet wurde. Das Kreuz war aus dem Mittelraum in die Schlafzelle gebracht worden (S. 428). Man kann deutlich erkennen, wie Maria an dem Gottesdienst in diesem Betwinkel Anteil nehmen konnte. „Es kniete (während des Gottesdienstes) eine Frau neben dem Lager Marias, welche sie dann und wann aufrecht erhielt."

g. Bei den kurzen Angaben der Seherin und bei den mehrfachen Übereinstimmungen, welche zwischen dem oberen Mittelraum und dem Schlafgemach bestehen, — Übereinstimmungen, welche zum Teil noch heute sichtbar sind, — wäre es sehr erwünscht, durch sorgfältige Studien in den Manuskripten eventuell noch wichtige Nüancierungen zu finden. Indessen sind die Manuskripte seit drei Jahren in Rom für die Dauer des Seligsprechungsprozesses nur den vereideten Mitgliedern der betreffenden Kommission zugänglich. — Es erscheint uns zugleich fraglich, ob Brentano infolge der von A. K. Emmerich gebrauchten Worte: „Schlafzelle", „Kleiderzelle" sich selbst bezüglich der inneren Einrichtung des Häusleins ganz klar war.

1. An gewissen Stellen der Oberpartie der Mauern, ebenso an der Hauptnische oben ist eine Arbeit aus jüngerer Zeit erkennbar. Der Mauerverband ist regellos.

2. In der Mittelpartie findet man Ziegelstein und Hausstein, und zwar so, daß die Ziegelsteine die Hausteine einfassen.

3. In den beiden großen Türbogen der Seitenwände und in den Gewölbeansätzen der Vorhalle ist nur Ziegelstein verwendet und zwar, wie man sagt, derselbe Ziegelstein, wie am Gymnasium von Ephesus.

4. In dem kleinen Oratorium der hl. Jungfrau und in dem Oktogon fällt der Hausstein mehr auf als der Ziegelstein. Eine Reihe Hausteine wechselt dort mit einer Reihe Ziegelsteine ab.

5. Im unteren Teile der Mauern erscheinen nur Hausteine, die in der südwestlichen Partie die Form von kleinen Blöcken annehmen.

Wir wollen nicht mehr darüber sagen, um in keine archäologische Häresie zu verfallen. Indessen gestatten wir uns, auf einen Umstand hinzuweisen, der von Wichtigkeit ist.

Sachkundige haben mit großem Interesse einige charakteristische Eigentümlichkeiten hinsichtlich der Zusammensetzung (des Mauerverbandes, d. i. der Ziegel- und Hausteine und des Mörtels) hervorgehoben und darauf hingewiesen, daß dieselben Eigentümlichkeiten in genauer Identität sich beim Gymnasium von Ephesus zeigen. Daher ist der Schluß berechtigt, daß das Haus von Panagia-Kapuli aus derselben Zeit stammen kann wie dieses Gymnasium . . . also zurückgehen kann auf die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung.[1])

[1]) Als im Jahre 17 und 29 nach Christus ein Erdbeben die Stadt Ephesus schwer heimgesucht hatte, ließen die Kaiser Tiberius (14—37) und Klaudius (41—54) auf Staatskosten eine Anzahl Bauten aufführen, darunter auch das Theater und das Gymnasium, deren Trümmer noch heute zu sehen sind. „Manche Teile (von Panagia-Kapuli) zeigen ganz dieselbe Mischung von Ziegel- und Bruchsteinen, wie sie auch in den alten Ruinen von Ephesus häufig vorkommt. Namentlich sind die Türbogen und Gewölbeansätze im letzten Raum ganz aus denselben Ziegelsteinen und in derselben Weise erbaut, welche wir bei dem alten Gymnasium von Ephesus aus der Zeit des Kaisers Klaudius finden. Eine andere Ähnlichkeit zwischen diesem kleinen, armen Häuslein und einem Gymnasium hinsichtlich des Grundplanes und der ganzen Anlage existiert nicht." (Stimmen aus Maria Laach 1896, 478 f.) Nirschl hatte das Wort „construction" mißverständlich mit „Bauart" übersetzt und in einer breiten Polemik der Kommission vorgeworfen, sie

V. Gegenwärtiger Zustand.

Man wird sagen, daß heute das Haus nicht mehr genau in demselben Zustande ist, wie Katharina Emmerich es schaute, als es von der hl. Jungfrau bewohnt wurde. Fast zweitausend Jahre sind über dasselbe hingegangen; man muß deshalb Rücksicht nehmen auf die zerstörenden Wirkungen der Zeit und auf die nachbessernde Menschenhand.

Die erste bauliche Veränderung fand statt, als die Apostel, wie K. Emmerich erzählt, nach dem Tode der hl. Jungfrau das Wohnhaus in eine Kirche umwandelten. Damals verschwanden ohne Zweifel der Feuerherd und die beweglichen Stellwände, die den Mittelraum in zwei Teile einteilten. Vielleicht wurde auch

---

behaupte, das Häuslein sehe wie ein Gymnasium aus! Er bekämpft nur seine eigene, irrtümliche Auffassung, wenn er sagte: „Weder das griechische, noch das römische, geschweige denn das jüdische Wohnhaus hatte die Bauart eines Gymnasiums." (N I, 30.) In der zweiten Schrift polemisierte er gegen den Satz von P. Fonck: „Die Ziegel und die gehauenen Steine, der Mörtel, die Türbogen und die Gewölbeansätze sind ein sicherer Anhaltspunkt, um das Alter des ursprünglichen Baues zu bestimmen", weil so viel an dem Häuslein im Laufe der Jahrhunderte wiederhergestellt worden sei. (N II, 68.) — Diese Wiederherstellungen beweisen ein hohes Alter des Gebäudes, dann die große Verehrung und Sorge für dasselbe. Wenn nun in der Mittelpartie des Gebäudes im Innern, an der Außenseite aber in der unteren Partie sich charakteristische Übereinstimmungen mit anderen historisch bestimmbaren Gebäuden zeigen, ist da die Vermutung nicht berechtigt, daß das Häuslein ziemlich gleichzeitig mit dem Gymnasium entstanden ist, zumal da Panagia-Kapuli mit großer Pietät in früheren Zeiten behandelt worden ist? Die Ausbesserungen setzen voraus, daß man alles im ursprünglichen Zustande möglichst belassen wollte. Überdies sind die Mauern von Panagia so gebaut, daß ein Besucher erklärte, sie schienen für eine Ewigkeit bestimmt! Die modernen Wiederherstellungsarbeiten beziehen sich doch nur, wie der Bericht oben sagt, auf die oberen Partien! (Vergl. N II, 69.)

Wir wollen eine andere Einwendung Nirschls, die einige Seiten später vorgebracht wird, hier noch erwähnen. Der zweite Teil des Mittelraumes, der mit der großen Nische abschließt, sowie der rechte Seitenanbau zeigen Gewölbeansätze (vergl. oben 338 f.). Nun spricht A. K. Emmerich zwar nicht direkt von dem gemauerten Gewölbe, sondern sagt nur, daß alle Wände und die Decke „mit Holzflechtwerk bekleidet" waren. Sie sieht die Decke — wiederum ein volkstümlicher Ausdruck des schlichten Landkindes — „von den Seiten herum gewölbt" (S. 415); dann sagt sie, daß das Flechtwerk in dem Schlafkämmerchen „von den vier Seiten wie in ein Gewölbe zusammenlief" (S. 417). Schmiegt sich denn die Holzbekleidung nicht an die Wand- und Deckenform selbst an? Wie kann daher Nirschl sagen, daß „das von der Nonne beschriebene Wohnhaus keine Gewölbe hatte"? (N II, 76.)

damals die nach außen führende Tür des Schlafgemaches angebracht. Ebenso wurde vielleicht damals die Vorhalle hinzugefügt, die aus derselben Zeit stammt, wie das übrige Gebäude, wie dies aus der Baukonstruktion hervorgeht. Sicherlich wurde sie aber erst später angebaut, da sie nicht im Mauerverband mit dem ursprünglichen Bau zusammenhängt, sondern einfach unverbunden angesetzt worden ist.[1])

Eine zweite ziemlich beträchtliche bauliche Tätigkeit muß einige Jahrhunderte später stattgefunden haben, vielleicht in byzantinischer Zeit, um die Mauerpartien zu stützen, die einzustürzen drohten; vielleicht auch, um Mauerstücke, die eingefallen waren, wiederherzustellen.

Wie viele andere Ausbesserungen mögen noch in der langen Reihe von 20 Jahrhunderten aufeinandergefolgt sein! Indessen lassen wir das beiseite, wovon wir nichts wissen, um von unserer Zeit zu sprechen.

Während vieler Jahre, vielleicht Jahrhunderte hindurch war das Häuslein nichts anderes als eine verlassene Ruine in den Bergen, preisgegeben den Gewitterstürmen und den Regenschauern des Winters. Dach, Gewölbe, das platte Dach (des vorderen Mittelraumes), Terrassen sind im Verlauf der Zeit eingestürzt. Gänzlich ist auch der linke Anbau, der Raum für Kleider und Geräte eingestürzt. Zum Teil ist auch die westliche Mauer und die Südmauer des Schlafraumes der hl. Jungfrau eingestürzt; der Fußboden ist zerstört und verschwunden. Bis fast auf den kahlen Boden sind auch die Seitenwände des ersten Raumes mit den „hoch oben angebrachten Fenstern" zusammengestürzt. Endlich ist auch das Hauptoratorium zwischen den beiden Mauerwinkeln, die noch stehen geblieben sind, eingestürzt. Mitten durch einen großen Mauerriß der Hintermauer ragten die kräftigen Zweige eines großen Nußbaumes, der im Innern des Hauses seine Wurzeln versenkt hat, gerade an dem Platze, wo heute ein Altar steht.

Die zusammengestürzten Mauerstücke bildeten in dem Hause einen Trümmerhaufen, der bis zur halben Höhe der Mauern reichte

[1]) Die gottselige Emmerich schaut nur gleichsam als „Zeitgenossin"; ihre Aufgabe war mit der Schilderung des Todes der hl. Jungfrau und der unmittelbar sich daran anschließenden Ereignisse erledigt. Weil die Seherin nichts von der später angebauten Vorhalle meldet, sagt Nirschl (N II, 70): „Diese Vorhalle steht mit der Beschreibung in Widerspruch"!!

und durch die beiden großen offenen Türbogen sich nach außen ergoß. Vor dem Hause verwehrten Brombeersträuche und Buschwerk aller Art den Eintritt.

Bis zum Jahre 1864 hat das Haus dieses traurige, verwahrloste Aussehen gezeigt. Es sind kaum dreißig Jahre her, als ein Mann aus Kirkindsche[1]), der zur Bestellung des Bodens nach dem Bulbul-Dagh kam, es unternahm, zwar nicht die Ruine ganz wiederherzustellen, sondern nur die Trümmer daraus zu entfernen. Er schaffte den großen Nußbaum weg, reparierte die große Nische, räumte den Schutt aus dem Innern weg, stellte die Seitenmauern bis zur Höhe der anderen wieder her, durchbrach die Mauern um Fensteröffnungen zu gewinnen, schloß die großen Bogen, errichtete einen Altar, erneuerte die Terrasse, führte hier und da noch einige dringend nötige Reparaturen aus, machte die Zugänge frei und brachte eine armselige Tür vorn am Hause an.

Heute ist die Vorhalle ohne Dach und Gewölbe; sie hat nur einen Eingang, nämlich in der Mitte.

Gleichfalls ohne Dach und Gewölbe ist der Mittelraum, dessen Inneres vom Eintritt in den Vorderraum an bis zur Nische des zweiten Raumes ganz frei daliegt. Wir haben schon an anderer Stelle auf die Mauervorsprünge, die Bogen, die Nische und Gewölbeansätze aufmerksam gemacht, welche heute noch den zweiten Raum vom ersteren unterscheiden und deutlich die Grenzlinie beider Räume angeben.

Der gegenwärtige Fußboden liegt etwas höher als der alte. Um weniger Trümmer fortschaffen zu müssen und um sich die Arbeit etwas zu erleichtern, hat oben genannter Mann hinter der Eingangstür eine halbkreisförmige Mauer errichtet, um den Schutt aufzunehmen, den er nicht forttragen wollte. Vielleicht muß man etwa 50 cm von dem jetzigen Fußboden abtragen, um den alten Boden zu finden.

Wie schon gesagt, ist das, was vom Kleiderraum noch übrig ist, mit Schutt und Erde überdeckt. Der Schlafraum der hl. Jungfrau aber ist ziemlich erhalten. Zwar ist ein Teil der

[1]) Ein in den Bergen des Messogis einsam und verborgen liegendes griechisch-schismatisches Dorf, 16 km in der Luftlinie östlich von Ephesus gelegen, $2^1/_2$ bis 3 Stunden östlich von Ajasoluk, 5 Stunden von Panagia-Kapuli, mit 4000 Einwohnern.

Mauern eingestürzt, aber was noch stehen geblieben ist, ist genug, um zu erkennen, was dieser Raum vorstellen konnte. Nach innen steht die Mauer fast noch ganz, nach Westen und Süden ist sie bis zur Hälfte zerstört; die östliche Seite mit dem kleinen Oratorium (Betwinkel) hat fast gar nichts gelitten. Der Fußboden ist verschwunden. Es entspringt jetzt dort eine Quelle, gerade in der Mitte des Schlafraumes. Seit wann fließt die Quelle dort? Das ist schwierig zu sagen. Was aber auf jeden Fall als sicher erscheint, ist, daß sie jüngern Datums ist. Wir haben oftmals vor 1894 die Gelegenheit gehabt, sie zu sehen, nämlich bevor sie in zementierte Steine gefaßt war. Damals war es anders nichts als ein rohgestalteter Wasserausfluß zwischen Erd- und Steinhaufen, ohne Marmorreste, ohne Ziegelsteine, ohne Trümmer, mit einem Worte ohne irgend ein Anzeichen, daß sie einer langen Vergangenheit angehöre. Vielleicht darf man die Nachgrabung und Neufassung der Quelle den Briganten zuschreiben, die viele Jahre hindurch in der dortigen Gegend ihren Hauptaufenthalt hatten.[1]) Als die Quelle unten aufhörte, zu fließen, wie dies schon mehrmals infolge von Hindernissen geschehen ist, welche den Wasserablauf versperrten, ist man mit der Hacke in der Hand soweit nachgegangen, bis man das Wasser wiederfand.

---

[1]) Nirschl hatte (N II, 96) das là des französischen Textes auf das Haus selbst bezogen und die Bemerkung gemacht, der Herr Erzbischof Timoni und die Herren von Smyrna versichern uns, „daß die Ruine Panagia-Kapuli bis zum Jahre 1881 das Hauptquartier von Räubern gewesen, welche die ganze Gegend unsicher gemacht haben, daß sie eine Räuberhöhle gewesen ist". Er überschreibt sogar ein Kapitel: „Die Ruine, eine Räuberhöhle", ein anderes: „Der Gottesdienst in der Räuberhöhle" (N II. 95—102). Als P. Barnabé auch diese Einwendung nach Nirschl in seiner französischen Schrift vorbrachte, wurde ihm von P. Poulin offiziell erwidert: „Daß die Räuber eine Zeitlang ihren Hauptaufenthalt in der Gegend des Bulbul-Dagh hatten, das ist richtig. Aber daß sie sich in der Kapelle häuslich niedergelassen hätten, das haben wir weder sagen hören, noch sagen wollen. „Là", das heißt in der dortigen Gegend, in der Umgegend" (T. 24). E. J. 105 wird geschildert, wie ein fremder Reisender bis vor etwa 15 Jahren es überhaupt nicht wagen durfte, sich in die Berggegenden um Ephesus herum zu begeben. Die Räuber wagten sich sogar bis an die Tore von Smyrna, um zur Erpressung von Lösegeld reiche Personen aufzuheben und wegzuführen. (N II, 96.) Es ist dies wieder ein neues Argument dafür, daß kein Europäer die Stätte von Panagia-Kapuli gesehen hat.

Ein kleiner Graben, der von dem Bache unten nach der Quelle im Schlafgemache hinaufführt und seit 3—4 Jahren zu sehen ist, bestärkt uns in dieser Vermutung.

Wir wollen das Haus der hl. Jungfrau — einen der Hauptgegenstände der Visionen der Katharina Emmerich — nicht verlassen, ohne im allgemeinen auf die staunenswerte Übereinstimmung aufmerksam zu machen, welche besteht zwischen der Beschreibung, die vor fast 80 Jahren die Seherin von ihrem armen Stüblein aus gab und derjenigen, welche wir jetzt vor unseren Augen vorbeiziehen ließen.

Ohne Zweifel sind einige Details, die K. Emmerich nach ihren Visionen berichtet, nicht mehr vorhanden. Was aber überraschen muß, ist der Umstand, nicht, daß man dieses oder jenes unwichtige Detail nicht mehr vorfindet, sondern daß man nach fast zweitausend Jahren, nach den Zerstörungen, welche nach und nach die Zeit und die Menschenhand anrichtet, nach jahrhundertlangem Verfall und ebensolanger Verwahrlosung, noch all die charakteristischen Züge, welche die Seherin angibt, klar und bestimmt wiederfindet und nicht bloß diese großen Züge, sondern selbst eine Anzahl untergeordneter, das Ganze vervollständigender Einzelheiten. Wahrlich, wenn man das alles bedenkt, so muß man sagen: Hier ist etwas Wunderbares vorhanden.

Die Felsen und das Gebirge.

„Eine kleine Strecke Wegs hinter diesem Hause stieg die Höhe des Berges felsig zu dessen Gipfel heran, von welchem man über die Hügel und Bäume hinaus auf Ephesus und das Meer mit seinen vielen Inseln sieht. Dieser Ort liegt hier näher am Meer, als Ephesus, das wohl einige Stunden vom Meer sein mag.“[1])

Kaum zehn Meter hinter dem Hause erheben sich die Felsen. Erdmassen, die allmählich vom Gebirge herabgesunken sind, haben sich am Fuße der Felsen angehäuft; was aber von diesen noch zu sehen ist, genügt, um vollauf die Worte der Seherin zu rechtfertigen. Hinter den Felsen liegt gleich das Gebirge, dessen Gipfel man in einer Viertelstunde erreichen kann. Von diesem Gipfel aus sieht man in der Tat von der einen Seite Ephesus, welches um den Prion herum liegt, von der anderen Seite das Meer mit verschiedenen Inseln oder Halbinseln.

[1]) Maria, die hl. Jungfrau usw. 413.

Wichtig ist folgender Umstand: Es ist dies der einzige Punkt der ganzen Gegend, von wo man also, zu gleicher Zeit, Ephesus und das Meer erblicken kann. Die Höhe des Berges beträgt 610 m.

K. Emmerich sagt, daß der Ort näher am Meere liegt als Ephesus selbst. Von Ephesus bis zum neuen Hafen von Scala-Nuova sind nicht weniger als drei (französ.) Meilen. Von Ephesus bis zum Meere, nach dem alten Hafen hin, rechnet man in gerader Linie etwa 8 Kilometer. Von Panagia-Kapuli bis zum Meere, gleichfalls in gerader Linie sind kaum 4 Kilometer.

Das Schloß.

„Es ist hier in der Nähe ein Schloß, wo ein wie abgesetzter König wohnt.“[1])

15 Minuten vom Hause, genau in einer Entfernung von 1 km, wenn man nach Südost hinaufgeht, die Schlucht entlang, am Wege nach Akiztchai findet man das Schloß.

Seine Trümmer machen einen Hügel aus, der seinerseits wieder bedeckt und eingehüllt ist von Strauchwerk und Brombeerstauden. Gegen die Höhe des kleinen Berges, mitten unter den Stauden und Sträuchern kann man die wohlerhaltenen Reste der Mauern sehen, große Steinblöcke, die auf ein früheres, hervorragendes Bauwerk schließen lassen. Es war dies ohne Zweifel der Mittelbau des alten Schlosses; denn wenn man aufmerksam den Boden rings um diese Ruinen betrachtet, findet man Mauern, welche sich nach verschiedenen Richtungen in einer Dicke von 0,80 m und in einer Länge von etwa 40 m erstrecken.

Sachverständige machen darauf aufmerksam, daß die Steinblöcke des Schlosses durchaus an die alte Mauer des Lysimachus erinnern.[2])

Die Hochebene.

„Südlich von Ephesus führen schmale Pfade auf einen Berg, der wild bewachsen ist, und gegen die Höhe des Berges zu ist eine hügelige, auch bewachsene Ebene, von etwa einer halben Stunde im Umfange.“[3])

---

[1]) Maria, die hl. Jungfrau usw. ibid. — [2]) Vergl. oben 196. Die Ruinen des Schlosses tragen im Volksmunde merkwürdigerweise den Namen: Palaio Castro (T. 208 f.) (castrum: Lager, Kaserne, Hoflager.) — [3]) Maria, die hl. Jungfrau usw. 413.

Man kann noch heute von unten (aus der Ebene südlich von Ephesus) auf den alten Bergpfaden zu dieser Hochebene hinaufsteigen. Man kann aber schneller und mit weniger Mühe auf einem neuen Wege dorthin gelangen, wenn man an Panagia-Kapuli und dem Schlosse vorbeigeht. Diese Hochebene liegt 550 m über dem Meeresspiegel und ebenso hoch, einige Meter abgerechnet, über der Ebene von Ephesus. Sie hat eine Ausdehnung von 600 m Länge und 200—300 m Breite. Sie steigt von Osten nach Westen empor.[1])

„Es ist eine sehr einsame Gegend mit vielen fruchtbaren, anmutigen Hügeln, reinlichen Felshöhlen zwischen kleinen Sandflächen... Als Johannes die heilige Jungfrau hierher brachte, deren Haus er vorher hatte bauen lassen, wohnten schon mehrere christliche Familien und heilige Frauen in dieser Gegend, teils in Erd- und Felsenhöhlen, die mit leichtem Holzwerk zu Wohnungen ergänzt waren, teils in gebrechlichen Zelthütten. Sie waren schon vor der heftigen Verfolgung hierher gezogen. Da sie die Höhlen und Örtlichkeiten zur Zuflucht benutzten, wie die Natur sie darbot, so waren ihre Wohnungen einsiedlerisch, meist eine Viertelstunde voneinander getrennt und die ganze Ansiedlung hier in der Gegend glich einer zerstreuten Bauerschaft. Das Haus Mariens allein war von Stein."[2])

Es gibt nun dort keine christliche Ansiedlung mehr, keine reinlichen Grotten mehr, aber die Sandflächen sind geblieben, Würde man dort nachforschen, so würde man vielleicht auch dort, wie an anderen Stellen der Umgegend nicht nur manche Plätze finden, die geeignet wären, um dort Zelthütten zu bauen, sondern wohl noch mehr: Überreste, Trümmer, selbst Mauerstücke[3]), die beweisen, daß vor Zeiten diese Gegend in der Tat bewohnt gewesen ist.

Die schönen Anpflanzungen des ersten Jahrhunderts sind verschwunden.[4]) Die Hochebene hat aber nicht aufgehört, frucht-

[1]) Die Zeder gedeiht in Kleinasien noch auf Höhen von 2000 m. „Die Weinrebe reift noch auf Höhen von 1400 und 1800 m" an der westlichen Küste. Das Winterklima der Westküste entspricht dem Klima Italiens, besonders Norditaliens. (Nach Tchihatchef.) — [2]) S. 413. — [3]) Von weiteren merkwürdigen Ausgrabungen wird weiter unten die Rede sein. — [4]) A. K. Emmerich sieht dort „viele glattstämmige, pyramidenförmige, unten breitschattende Bäume". Kleinasien war reich an Zypressen-, Tannen- und Zedernwäldern.

bar zu sein; sie ist heute zum Teil bebaut und bringt Gerste, Tabak und wilde Birnen hervor.

Die höchstgelegene Partie im Westen allein ist unbebaut; sie ist mit Strauchwerk, Sandbeerbäumen und immergrünem Eichengehölz besetzt und bildet fast einen kleinen Wald.

Wir schließen hier mit unserer Beschreibung! Aber wieviel bliebe uns noch zu sagen auf Grund der Dokumente, die wir in den Händen haben! Doch die Zeit ist dafür noch nicht gekommen. Hoffen wir, daß eine letzte große Entdeckung nicht auf sich warten läßt, um die zu vervollständigen, welche bis jetzt gemacht worden sind. Alsdann können wir von dem übrigen noch sprechen und alles veröffentlichen, was wir gesammelt haben.

Viertes Kapitel.

Aktenmäßige Belege.

„Was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und unsere Hände betastet haben, ... das verkündigen wir euch." 1. Joh. 1. 1.

Unter dem Titel „Aktenmäßige Belege" führen wir dem geneigten Leser verschiedene Dokumente vor, welche über den Wert der Entdeckungen aufklären und ihm zum mindesten die Tatsächlichkeit derselben verbürgen.

1. Eine kurze Biographie von Katharina Emmerich, um die Persönlichkeit bekannt zu machen, deren Angaben der Ausgangspunkt der Untersuchungen und die eigentliche Veranlassung zu den Entdeckungen wurden.

(Da wir selbst — der Übersetzer — im ersten Kapitel des dritten Hauptteiles eingehender Katharina Emmerich besprochen haben, glauben wir davon absehen zu können, diese Partie des Buches zu übersetzen, zumal da sie nichts Neues bietet. Wir bringen anstatt dessen einen Originalbericht eines Mitgliedes der ersten Untersuchungskommissionen und seitdem hochverdienten Förderers der Sache von Panagia-Kapuli, des P. Heinrich Jung, eines geborenen Elsässers, Professor der alttestamentlichen Exegese,

am Propaganda-Kolleg in Smyrna. P. Thomas Wegener hat in freundlichster Weise uns den handschriftlichen französischen Bericht, der in der vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof herausgegebenen Broschüre nicht enthalten ist, zur Verfügung gestellt).

2. Bericht des P. H. Jung.

3. Protokoll über einen offiziellen Besuch, den der Erzbischof A. P. Timoni, Erzbischof von Smyrna, in Panagia-Kapuli gemacht hat.

4. Verschiedene Zeugnisse namhafter Persönlichkeiten, die Panagia-Kapuli gesehen und ihre Eindrücke mitgeteilt haben.

5. Ein offizielles Schriftstück, welches die Lokaltradition und den Glauben der Leute in der dortigen Gegend hinsichtlich des Aufenthaltes und des Todes der heiligen Jungfrau in Panagia-Kapuli feststellt.

I. Bericht des Professors P. H. Jung.

Bei der Abreise von Smyrna habe ich hartnäckig den Gedanken festgehalten, in bezug auf Topographie die Offenbarungen der Schwester A. K. Emmerich für irrtümlich zu halten; denn ich gestehe es, ich hatte wenig Vertrauen und bin überhaupt ein schlechter Verehrer von visionären Persönlichkeiten. Ich bin zurückgekehrt mit der vollsten Sicherheit, daß sich dort bis in die kleinsten Details zwischen den Angaben der Schwester und der Topographie der von ihr beschriebenen Orte eine vollkommene Gleichförmigkeit ergibt, und eine mathematische Genauigkeit zwischen dem, was sie über das Haus und über den Kreuzweg der hl. Jungfrau sagt, und demjenigen, was wir neu entdeckt haben.

Ich sage: Sicherheit — nicht aber: Vermutung; denn mir selbst mißtrauend, habe ich über die einzelnen Orte die Herren Poulin, Vervault, Héroquer, d'Andria und Borrel ausgefragt; wir sind strenge und unparteische Geometer und Ausforscher gewesen, da wir wie Männer handeln müssen, welche sich um keinen Preis der Lächerlichkeit aussetzen wollen.

Nach sechs Tagen, nachdem wir dort geforscht und Pläne aufgenommen hatten, gab der Postdirektor Borrel als der Referent unter uns das Endresultat von allem mit folgenden Worten ab: „Mag eine Million von Forschern hierher kommen: alle werden beim Weggehen sagen, daß nur ein Augenzeuge dieses so genau beschreiben konnte."

Es hat also diese Schwester Emmerich die Orte und die Sachen gesehen. Das ist augenscheinlich und dafür ist jeder Nachweis überflüssig; denn ein jeder kann, wie wir, hierher kommen, um sich von allem zu überzeugen.

Entweder hat sie mit den Augen des Geistes gesehen, und dann causa finita est. Dann ist hier nichts anderes als das Haus Mariens.

Oder sie hat sich und die anderen getäuscht, und dann ist Brentano ein Betrüger, der die — indessen genauen — Schilderungen von einigen alten und neuen Reisenden für „Offenbarungen" ausgegeben hat.[1])

Diese Hypothese ist aber willkürlich — unwahrscheinlich — unmöglich.

Willkürlich d. i. ohne Beweise. Oder wo sind diese? Wenn die Schwester und ihr Schreiber als ehrenwerte Personen vor unseren Nachforschungen galten, so kann die Untersuchung, welche wir über die Genauigkeit ihrer Schriften gemacht haben, ihre Ehrenhaftigkeit nur bestätigen.

Sie ist unwahrscheinlich. Zu welchem Zwecke sollten jene uns haben täuschen wollen? Warum bei Ephesus ein Haus der hl. Jungfrau, einen Kreuzweg, ein Grab auffinden, wozu einen solchen Versuch machen, um einer Meinung zu widersprechen, welche in der Kirche angenommen wird — daß nämlich in Jerusalem die hl. Jungfrau gestorben und begraben sei?

Sie ist unmöglich. Die Schwester beschreibt die Sachen, wie sie zur Zeit der Apostel waren; es sind Sachen, welche wir jetzt unter der Erde gefunden haben, als da sind: Steine mit hebräischen Inschriften, ein Kreuz, Grotten; ich zweifle darum nicht daran, daß auch ihr Grab wird entdeckt werden, sobald es möglich wird, ernstlichere Ausgrabungen zu unternehmen. — Ein Reisebeschreiber konnte aber die Sachen unter der Erde nicht sehen.

Es ist offenkundig für alle, welche an diesen Ort kommen, daß die Schwester nur das beschreibt, was besonders die hl. Jungfrau und ihre Umgebung betrifft, während sie eine Menge von Einzelheiten, welche für den Reisenden hervorstechend sind, beiseite läßt. So

[1]) P. Jung wußte damals noch nichts von dem merkwürdigen Umstande, daß in der ganzen Literatur über Ephesus nichts über einen Aufenthalt und den Tod Mariens auf einem Berge bei Ephesus berichtet wird, daß überhaupt der Bulbul-Dagh von keinem Reisenden beschrieben wird. D. H.

würde eine lebendige, frische Quelle, zehn Schritte von dem Hause Mariens fließend, der Aufmerksamkeit eines Reisenden nicht entgangen sein, um so mehr nicht, als sie auf eine Stunde Weges in der Runde die einzige ist. Die im Geiste reisende Schwester aber empfindet nicht die Beschwerden des Durstes und gibt daher auf die Quelle nicht acht; sie beschreibt dagegen bis in die geringsten Einzelheiten das Häuschen und seine Einteilung. Nicht weniger bemerkenswert ist ihr Schweigen über die Denkmäler in Ephesus. Ein Reisender würde nicht unter die Erde gesehen haben: er würde es jedoch nicht unterlassen haben, das mitzuteilen, was noch heutzutage die Aufmerksamkeit des Besuchers fesselt.

Obgleich diese Beweisführung kurz ist, so erscheint sie mir hinlänglich ausgerüstet, um eine Kritik von aufrichtiger Logik herausfordern zu dürfen.

Es steht jedem frei, zu forschen, zu studieren und zu richten.

In den folgenden Gegenüberstellungen sind die Teile zwischen den Zeichen „. . .“ aus dem Buche der Visionen der A. K. Emmerich genommen.

Der Plan von „Umgegend von Ephesus“ zeigt uns Panagia-Kapuli „ungefähr drei und eine halbe Stunde von Ephesus, dem Meere näher gelegen als Ephesus selbst, zur Linken von der Straße, welche von Jerusalem kommt.“ —

Diese Straße besteht noch heute; sie läuft längs der Eisenbahn von Ephesus bis Apamea (Dinair) und berührt Tralles (Aidin); es ist eine alte, teilweise noch gepflasterte Römerstraße, die von den Karawanen benutzt wird. Das Meer ist hier wirklich näher als bei Ephesus. (Siehe Tafel III.)

„Das Gebirge bietet dem Auge des Besuchers eine Reihe von ziemlich fruchtbaren Hügeln und von reinlichen Höhlen, von denen die eine von der anderen durch sandige Flächen getrennt ist.“

Die gegenwärtig bei Panagia-Kapuli kultivierten Terrassen sind die einzigen Stellen auf dem Gebirge im Süden von Ephesus, welche auf mehrere Stunden weit in der Runde sich zur Kultur eignen.

„Südlich von Ephesus führen schmale Pfade auf einen Berg, der wild bewachsen ist. Gegen die Höhe des Berges bemerkt man eine hügelige Ebene, welche gut bepflanzt ist, von einer halben Stunde im Umfange. Dort befand sich die christliche Ansiedelung.

Die Wohnungen waren von einander getrennt, bisweilen eine Viertelstunde weit."

Das ist in der Tat die Entfernung, welche die bewohnbaren Höhlen von einander haben.

„Als Johannes die hl. Jungfrau hierher brachte, deren Haus er vorher hatte bauen lassen, wohnten schon mehrere christliche Familien und heilige Frauen in dieser Gegend teils in Erd- und Felshöhlen, die mit leichtem Holzwerke zu Wohnungen ergänzt waren, teils in gebrechlichen Zelthütten."

Eine Reihe von alten Gräbern ist der augenscheinliche Beweis, daß das Gebirge bewohnt gewesen ist. Im übrigen wird außer dem Hause Mariens keine Spur von einem eigentlichen Hause gefunden.

„Eine kleine Strecke Wegs hinter dem Hause steigt die Höhe des Berges felsig zu dessen Gipfel hinan, von welchem man über die Hügel und Bäume hinaus auf Ephesus im Osten und Norden, auf das Meer mit seinen vielen Inseln sieht im Westen."

Das Panorama von Ephesus hat von diesem Gebirge aus die geschilderte Aussicht mit richtiger Angabe der Weltgegenden.

„Man findet in der Nähe des Hauses der hl. Jungfrau ein Schloß, in dem ein abgesetzter König wohnt."

Wir sahen die Ruinen des Schlosses. Das Schloß ist in der Konstruktion den Türmen der Mauer des Lysimachus ähnlich und reicht also bis ins dritte Jahrhundert vor Christus hinauf. . . . . .

(P. Jung schildert darauf näher die uns schon bekannten Übereinstimmungen des Hauses mit den Angaben der gottseligen Emmerich und kommt dann auf den Kreuzweg zu sprechen, der zu Lebzeiten der hl. Jungfrau bei Panagia-Kapuli errichtet wurde).

Nun komme ich zum Kreuzwege.

Wir haben gefunden: einen Stein mit einem Kreuze in Relief, drei lose Steine mit Inschriften und drei Inschriften auf Felsen.

Die Inschriften sind nicht sofort lesbar, aber sicher hebräisch. Um sie zu entziffern, wird es nötig sein, ein Vergleichungsstudium zum Lesen anzustellen. Zweifeln wir nicht an dem Resultate!

Die Orte, wo die losen Steine gefunden worden sind, und die der festen Inschriften, sind Marksteine und Zeichen, welche keinen Zweifel über das Dasein und die Richtung des Kreuzweges der hl. Jungfrau mehr zulassen.

Ihre Grabhöhle, welche nach Angabe der Seherin hier nicht weit von uns ist, ist noch nicht aufgefunden worden; möchten wir bald an derselben knieen! —

Smyrna, den 30. September 1891.

P. Jung.

Die übrigen Mitglieder der Untersuchung:

Poulin, Vorsteher des Kollegs der Glaubensverbreitung.
Vervault, Missionspriester.
Héroquer, Professor.
Borrel, Direktor der französischen Post.
d'Andria, Ingenieur.

II. Protokoll über den offiziellen Besuch des Erzbischofs A. P. Timoni von Smyrna in Panagia-Kapuli.

Wir, Andreas, Polykarpus Timoni, Erzbischof von Smyrna, Apostolischer Vikar von Kleinasien, sowie die Unterzeichneten versichern und bezeugen, was folgt:

Es sind nach den Angaben der Schwester Anna Katharina Emmerich über einen Ort nahe bei Ephesus, Panagia-Kapuli oder Tor der Jungfrau genannt, in neuerer Zeit Nachforschungen angestellt worden, welche seit 16 Monaten die Aufmerksamkeit des Landes in Spannung gehalten haben. Wir nahmen uns vor, die Berichte, welche uns darüber zugegangen waren, auf ihre Genauigkeit zu prüfen.

Zu diesem Zwecke haben wir uns am Donnerstag, den 1. Dezember 1892 zu dem genannten Orte Panagia-Kapuli begeben. Dort haben wir die noch ziemlich gut erhaltenen Ruinen eines alten Hauses oder einer Kapelle gefunden, deren Bauart nach den Angaben sachverständiger Archäologen auf das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgehen soll, und welche sowohl der Lage, als auch der inneren Einrichtung nach voll und ganz demjenigen entspricht, was Katharina Emmerich in ihren Offenbarungen über das Haus der hl. Jungfrau zu Ephesus sagt.

1. In betreff der Lage.

Die Seherin sagt: „Ungefähr drei oder drei und eine halbe Stunde von Ephesus — zur Linken des Weges, wenn man von Jerusalem kommt auf einem Berge, zu dem man auf engen Pfaden aufsteigt, welche südlich von Ephesus liegen — von dessen Gipfel

man von der einen Seite Ephesus und von der anderen das Meer sieht, — und das Meer ist hier näher als bei Ephesus. . . ."[1])

Alle diese Einzelheiten sind aufs strengste zutreffend. Wir haben von Ephesus bis zu dem Hause beinahe drei Stunden zum Aufsteigen und zwei Stunden zum Absteigen gebraucht. — Es ist richtig: zur Linken des Weges, wenn man von Jerusalem kommt; es ist richtig: auf einem Berge; es ist richtig: auf engen Pfaden, südlich von Ephesus, kommt man auf diesen Berg, und von dem Gipfel dieses Berges sieht man in der Tat: von der einen Seite Ephesus, von der anderen Seite das Meer, und das Meer ist hier näher als bei Ephesus.

Die Seherin sagt weiter: „Hinter dem Hause, in geringer Entfernung sind hohe Felsen, — in der Nähe war ein Schloß gelegen, bewohnt von einem entthronten Fürsten, der mit dem hl. Johannes befreundet war, — gegen den Gipfel des Berges befand sich eine Hochebene, welche ziemlich bewachsen war. . . . ."

Zwölf Meter hinter dem Hause befinden sich spitze Felsen von 40—50 Meter Höhe. — 15 oder 20 Minuten von da liegen in großen Blöcken die Ruinen eines alten rechtwinkeligen Gebäudes, welche man für das Schloß halten kann; — die Hochebene besteht noch immer; sie ist heutzutage ein Tabaksfeld.

Die Seherin spricht endlich „von einem kleinen Gehölze, welches sich nicht weit von dem Hause befand, und von einem außergewöhnlich schlängelnden Bache, welchen man zwischen den Bergen und Ephesus wahrnahm."

Man trifft etwa fünf Minuten von dem Hause ein kleines Tal voll von Stauden, etwas weiter und tiefer zur Linken einen Busch von Bäumen an. Sind dieses die Reste des kleinen Gehölzes? Das läßt sich weder verneinen, noch bejahen. — Der Wasserlauf ist verschwunden, ist aber sicher dagewesen, wie es erhellt 1. aus den fünf oder sechs Gießbächen, welche noch den Teil der Ebene, welche K. Emmerich bezeichnet hat, durchschneiden, 2. aus den Schriftstellern, besonders aus G. Weber, welcher sogar nach Strabon von zwei Flüßchen spricht, welche ineinander flossen und welche er Marnas und Selinus nennt.

---

[1]) In dem Erzbischöflichen Protokoll werden genau die Seiten der französischen Ausgabe des Lebens der hl. Jungfrau zitiert.

2. In betreff des Hauses selbst.

K. Emmerich sagt: „Das Haus ist von Stein und besteht aus einem vorderen und hinteren Teile."

Das Haus ist wirklich steinern und hat wenigstens teilweise dieselbe Baukonstruktion (im Mauerverband) wie das Gymnasium in Ephesus. Die zwei Abteilungen sind noch da: ein Vorder- und ein Hinterraum, letzterer mit dem ersten zusammenhängend. Vor diesen beiden Teilen steht heutzutage eine Vorhalle; aber es ist leicht festzustellen, daß diese Vorhalle, wiewohl aus demselben Jahrhundert wie das Übrige, doch erst nachher hinzugefügt ist. Sie ist nicht in die ursprüngliche Baulichkeit eingefügt, sondern nur vorgesetzt.

Sie sagt: „daß das Haus oben in einer Plattform endigte, — daß die Decke der zweiten Abteilung ein Gewölbe bildete."

Die Plattform oder Bedachung ist gänzlich verschwunden; es läßt sich also von ihr nichts sagen. Das Dach des andern Teiles ist ebenfalls fort; aber an beiden Seitenmauern ist der Ansatz von einem Gewölbe vollkommen sichtbar.

Sie sagt: „daß der hintere Teil mit einem Halbzirkel abschloß, und daß das äußerste Ende dieses Teiles den Gebetsraum der hl. Jungfrau bildete."

Die Rückseite dieses Teiles endigt wirklich mit einer großen Nische, welche einen runden Vorsprung nach außen bildet und im Innern recht gut einen Altar aufnehmen kann.

Sie sagt: „daß die Fenster in einer beträchtlichen Höhe angebracht waren, und daß der zweite Teil dunkler als der erste war."

Es ist kein Fensteransatz in der Mauer außer 2,50 Meter über dem Boden. — Daß der Teil der Rückseite dunkler gewesen ist als der vordere Teil, ist leicht zu begreifen, indem dieser Teil nur durch die Hinterwand Licht erhalten konnte und dazu noch durch ein einziges, sehr enges Fenster, das in einer Höhe von drei Metern angebracht ist.

Sie sagt: „daß der zweite Teil von dem ersten durch den Feuerherd zwischen beiden liegend und durch leichte Türen, die sich von jeder Seite an den Feuerherd anlehnten, getrennt wurde."

Feuerstelle und Türen sind verschwunden, wahrscheinlich als, gemäß dem Berichte der K. Emmerich, die Apostel das einfache Haus in eine Kapelle umwandelten; zwei Mauervorsprünge aber,

rechts und links, gerade zwischen den beiden Abteilungen zeigen noch heute klar an, wo sich dieser Feuerherd und diese Türen befinden mußten.

Sie sagt: „Zur Rechten des Gebetsraumes war das Schlafgemach der Jungfrau, welches sich an eine Nische stützte, die durch das Mauerwerk gebildet wurde. — Gegenüber, zur Linken des Gebetsraumes befand sich ein anderes Gemach für das Leinen und die Haussachen."

Die Türen vom Gebetsraum zu den zwei Zimmern, wovon K. Emmerich spricht, sind gegenwärtig zugemauert, aber ganz klar zu sehen.

Das Zimmer zur Linken oder die Leinenkammer ist mit Schutt und Erde bedeckt, man kann also für den Augenblick davon nichts sagen. Das Zimmer zur Rechten, das Schlafgemach der hl. Jungfrau, ist trotz der Ruinen wohl erkennbar. Man sieht deutlich die Nische, gegen welche das Zimmer auslief, den Hintergrund, wo das Bett stand, den Gebetsraum nahe bei ihrem Lager.

Sie sagt: „daß das Lagerbett der Jungfrau, an die Mauer gelehnt, 1½ Fuß hoch war und nur mäßige Länge und Breite hatte."

Im Hintergrund des Zimmers ist ca. 45 cm vom Boden in der Mauer ein Vorsprung, welcher ganz bestimmt angelegt zu sein scheint, um als Unterlage für das Bett der hl. Jungfrau zu dienen.

Sie sagt endlich: „daß ein Vorhang von einem Zimmer zum andern gehend den zwischen ihnen liegenden Gebetsraum bildete."

Dieses ist augenscheinlich beim einfachen Anschauen der Örtlichkeit.

Schlußfolgerung.

In Anbetracht der Verehrung, welche sowohl der Glaubwürdigkeit als der Tugend der Schwester K. Emmerich von ihren Vorgesetzten und Zeitgenossen gezollt wurde, ist man einerseits berechtigt, anzunehmen, daß ihre Offenbarungen wenigstens einen gewissen Glauben verdienen. Anderseits bezeugen wir, mit dem Buche in den Händen und nach eigenem Augenschein, die vollkommene Übereinstimmung in betreff sowohl des Ortes als des Hauses selbst, die Übereinstimmung zwischen den Ruinen, welche wir besucht haben und zwischen demjenigen, was die Seherin von dem Hause der hl. Jungfrau zu Ephesus sagt.

Endlich wissen wir, daß die örtlichen Überlieferungen, noch ganz zuletzt und ganz besonders hinsichtlich dieses Gegenstandes befragt, in der bestimmtesten Weise festhalten, daß die hl. Jungfrau an drei verschiedenen Orten in der Umgegend von Ephesus und zuletzt in Panagia-Kapuli gewohnt habe, wo sie gestorben sei und wo sie ihr Grab habe.

Nach diesen Gründen neigen wir stark zu dem Glauben, daß die Ruinen von Panagia-Kapuli in der Tat die Reste des Hauses der hl. Jungfrau sind, und wir bitten diese gute Mutter, uns zu helfen und volles Licht über eine Frage zu verbreiten, welche in so hohem Grade zunächst die Kirche von Smyrna, dann aber den ganzen katholischen Erdkreis berührt.

Unterzeichnet haben:

A. P. Timoni, Erzbischof von Smyrna, Apostolischer Vikar von Kleinasien.

Dom M. Varthaliti, Domkapitular, Kanzler des Erzbistums.

Dom E. Hambar, Domkapitular an der Kathedrale in Smyrna.

J. Borrel, Direktor der franz. Post in Smyrna.

Dom O. Mirzan, Priester an der Kathedrale.

J. Morroni, Musiklehrer des Kollegs.

P. J. Vasseur, Missionspriester.

P. E. Poulin, Vorsteher des Kollegs der Glaubensverbreitung in Smyrna.

P. H. Jung, Missionspriester und Professor der alttestam. Exegese in Smyrna.

G. Binson, Vorsteher der Ottomanischen Tabaks-Verwaltung.

G. Dumond, Missionspriester.

Paul d'Andria, Ingenieur.

III. Verschiedene Zeugnisse.

1. Unterzeichnete Offiziere des „Troude" haben Panagia-Kapuli besucht und konstatiert, daß eine überraschende Übereinstimmung (concordance frappante) hinsichtlich der Lage, der Umgegend, der Himmelsrichtung, der Entfernungen, der Beschaffenheit des Hauses und anderer Details besteht zwischen dem, was

wir gesehen haben, und dem, was A. K. Emmerich in ihren Mitteilungen sagt.

Smyrna, den 6. März 1893.

Chardon, Schiffsleutnant, zweiter Kapitän.
Canuet, Fähnrich zur See, an Bord des „Troude".
Avoine, Zahlmeister auf dem „Troude".

Missir, Vertreter der Gesellschaft Frayssinet zu Smyrna.
Cichy, polnischer Geistlicher, Professor der Philosophie am bulgarischen Seminar von Zeitenlik, Mazedonien.

2. 22. April 1893. Nachdem ich zweimal Panagia-Kapuli gesehen habe, stelle ich eine vollkommene Gleichförmigkeit (conformité parfaite) fest zwischen den Angaben von K. Emmerich und der tatsächlichen Wirklichkeit.

F. X. Lobry, Apostolischer Präfekt, Konstantinopel.

3. Ich bin 36 Stunden in Panagia-Kapuli gewesen, von Montag Abend den 30. Juli bis Mittwoch Morgen den 1. August 1894. Ich habe Zeit und Muße gehabt, Haus und Lage zu prüfen. Niemals werde ich vergessen, wie ich von der großen Ähnlichkeit überrascht worden bin, welche ich zwischen dem, was K. Emmerich sagt, und dem Hause der hl. Jungfrau bei Ephesus mit eigenen Augen konstatiert habe.

Et. Pellet P. M. (Mission d'Afrique.)

4. P. Eschbach, Superior des französischen Seminars zu St. Klara in Rom, hat als Pilger Panagia besucht. Drei Wochen nach seinem Besuche schrieb er von Athen: „.... Der sehr lebhafte Eindruck, den mein Besuch in Panagia in mir hinterlassen hat, verstärkt sich in dem Maße, als ich daran denke."

Athen, 24. Mai 1895. A. Eschbach.

5. Offiziere an Bord der „Dévastation": „Wir sind nach Panagia-Kapuli am 15. Februar 1896 hinaufgestiegen. Die Ruine des Hauses und die Lage, welche wir in Augenschein genommen haben, entsprechen ganz den Angaben von K. Emmerich über das „Haus der heiligen Jungfrau" und über die Lage dieses Hauses in der Umgegend von Ephesus."

Ch. Antoine, Schiffskapitän, Kommandant der „Dévastation". Dr. G. Géraud, Divisionsarzt. Carré, Schiffsleutnant. Franques, Fähnrich zur See. Lapointe, Fähnrich zur See. E. Legrosdidier, Kadett I. Kl. M. Fenayron, Kadett I. Kl.

6. April 1896. Dr. Néis, Oberarzt der Marine, ehemaliges Mitglied der französischen Kommission zur Grenzberichtigung von Tonkin, Forschungsreisender in Hinterindien usw.:

„Da ich vernommen hatte, daß seit mehreren Jahren „einige Geistliche" in Smyrna die Überzeugung hätten, daß durch sie in der Nähe von Ephesus das Haus entdeckt worden sei, worin die hl. Jungfrau ihre letzten Lebensjahre zubrachte und starb, ferner, weil ich wußte, daß sie zu dieser Entdeckung veranlaßt und zu dieser Überzeugung geführt worden waren durch die „Betrachtungen" der Schwester K. Emmerich, die durch Klemens Brentano waren aufgeschrieben worden, „Mitteilungen", welche sie überrascht hatten durch die genaue Schilderung aller Details in bezug auf die Beschreibung des Ortes und die baulichen Anlagen, war ich außerordentlich darauf gespannt, an Ort und Stelle selbst die Genauigkeit dieser ins einzelnste gehenden Angaben einer Person untersuchen zu können, die niemals in der Lage gewesen ist, sich in diese Gegend zu begeben.

Ich hatte das Glück, am 7. April morgens, in Begleitung desjenigen, welcher zuerst an der Entdeckung beteiligt war, sowie eines anderen Lazaristenpaters meine Kontrollreise antreten zu können, um das Gebirge, die Hochebene und das Haus zu besuchen, wovon K. Emmerich spricht. Geführt von den beiden Herren, habe ich, mit dem Buche in der Hand, alle von der Dülmener Schwester beschriebenen Orte aufgesucht, und ich habe in der Tat die Genauigkeit ihrer Berichte feststellen können.

Ohne hier in die Besprechung von Einzelheiten einzutreten bezüglich der von uns bestätigten Entfernung dieser Gegend von Ephesus, bezüglich des Vorhandenseins der angegebenen Bergpfade, welche bis vor einigen Jahren die einzigen dorthin führenden Wege waren, bezüglich der Lage und Beschaffenheit der Gegend, wollen wir uns eine Weile bei der alten Kapelle aufhalten, in welcher man das Haus der hl. Jungfrau wiederfindet.

Trotz des ruinenhaften Zustandes, in dem sich das Haus befindet, trotz der Wiederherstellungen in verschiedenen Epochen erkennt man vollkommen in den hauptsächlichsten Einzelheiten das von K. Emmerich beschriebene Haus wieder, ein Haus von so eigentümlichem und ungewöhnlichem Bauplan, daß ich nicht wüßte, ihn in kleinen Kirchen derselben Epochen wiedergefunden zu haben.

Die Bauzeit des Hauses wird durch recht deutlich erkennbare Mauerreste angezeigt, die aus Ziegelstein- und Hausteinreihen bestehen und mit einem sehr harten Mörtel verbunden sind. Diese Mauerreste findet man unter anderen wieder: bei der Eingangstür des dem vorderen Mittelbau hinzugefügten Raumes, eine Partie, die mit dem Hauptbau nicht durch Mauerverband verbunden ist, sondern ungefähr um dieselbe Zeit, aber nach ihm errichtet wurde — dann in der hinteren Mauer der Nordseite — ferner in den Gewölben der unteren Mauer des Oratoriums und des sogen. Schlafgemaches der hl. Jungfrau.

Ich wurde auch zu den Ruinen des alten Schlosses geführt, welches aus schweren, vierkantigen, ohne Mörtel aufeinandergelegten Hausteinen erbaut ist, dann an der Ebene neben dem Schlosse vorbei zu der Spitze des Berges, welcher das Häuslein nach Süden hin überragt, von wo man von der einen Seite die Ebene von Ephesus mit ihren Ruinen, von der anderen Seite das Meer mit der Insel Samos erblickt, deren zahlreiche Buchten und Einschnitte einer Menge Inselchen gleichen.

Endlich haben wir einer Reihe kleiner Einfriedigungen, zehn bis zwölf an der Zahl (ich habe sie nicht genau gezählt), von verschiedenen Größen und aus rohen Steinen gebildet, einen Besuch abgestattet. Diese Einfriedigungen würden sehr wohl den Kreuzwegstationen entsprechen, von denen K. Emmerich sagt, daß die hl. Jungfrau sie bezeichnet und daß die Apostel sie eingerichtet hätten.

Auf den ersten Blick machen sie sich nicht bemerklich; man muß sie suchen, um sie aufzufinden. Die Steine, woraus die kleinen Einfriedigungen bestehen, gleichen all denen, die auf diesem kieselreichen Gelände herumliegen; aber der Umstand, daß wie bei den druidischen Steinbauten, denen sie gleichen, mehrere Steine aufrecht geschichtet sind, in einer regelmäßigen Reihenfolge, läßt uns deutlich menschliche Arbeit erkennen.

Ich könnte noch manche andere gemachte Beobachtungen hinzufügen. Die hier geschilderten werden indessen genügen, um zu erklären, daß alles, was ich bei diesem Abstecher in die Berge untersucht habe, mich in die höchste Verwunderung gesetzt hat."

Smyrna, den 16. April 1896. Dr. Paul Néis.

7. Drei französische Künstler aus dem Redaktionsstabe der „France illustrée":

„Auf einer Reise nach Smyrna hörten wir zum ersten Male von den Visionen der Schwester Emmerich, die sich auf ein Wohnhaus der hl. Jungfrau in der Umgegend von Ephesus beziehen. Die Beschreibung, welche die Schwester Emmerich gibt, entspricht, so sagte man uns, auf durchaus genaue Weise einem kleinen Hause, welches man vor nicht langer Zeit auf dem Bulbul-Dagh, mehrere Kilometer von Ephesus entfernt, gefunden hat.

Diese seltsame Neuigkeit erweckte in uns alsbald den Wunsch, einmal auf das Gebirge hinaufzusteigen und die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Entdeckung in eigener Person zu untersuchen.

Man muß gestehen, daß die poetischen Schilderungen, welche die Herren Borrel und P. Jung uns gemacht hatten, wohl danach angetan waren, die Phantasie dreier Farbenkleckser hoch zu spannen.

Weit davon entfernt, enttäuscht worden zu sein, müssen wir gestehen, daß unsere Erwartungen noch übertroffen wurden. Wir sind dreimal so reich zurückgekehrt, als wir hinaufgestiegen: wir haben eine Fülle künstlerischer Eindrücke dort in uns aufgenommen — eine stete Erinnerung an zwei glücklich verlebte Tage in Gesellschaft eines allerliebsten Gastgebers und Freundes — endlich einen vollkommenen, unbedingten Glauben an die Echtheit von Panagia-Kapuli.

Die Beweise sind zu zahlreich, zu handgreiflich und hängen zu sehr harmonisch zusammen, als daß ein aufrichtiger Mensch nur einen Augenblick einen Zweifel darein setzen könnte."

Pinchon. J. de la Nézières. H. Avelot.

Smyrna, den 2. Mai 1896.

Notizen über Eindrücke von Panagia-Kapuli, gesammelt aus dem Fremdenbuch des Hotel d'Éphèse.

1. 14. Dezember 1892. De Montigny, Journalist aus Paris, hat an dem Aufstieg und an der Pilgerfahrt nach Panagia-Kapuli als Gläubiger (en croyant) teilgenommen.

2. 26. April 1893. Antoine de Mandat-Grancey, Seekadett auf dem „Formidable": „Wie gerne wäre ich länger geblieben und hätte mit mehr Muße Panagia-Kapuli betrachtet, wohin so viele Gründe mich seit zwei Jahren hinzogen! Mein innigster Wunsch ist, später dorthin zurückkehren zu können, falls die Fügungen der Vorsehung es erlauben."

3. 26. April 1893. Kommandant Cordier vom „Formidable“: „Ich rate allen, sich nicht zu lange in Ephesus aufzuhalten, sondern ins Gebirge nach Panagia-Kapuli zu gehen. Sie werden dort eine reichliche Entschädigung für die kleinen Strapazen der Reise finden und unvergeßliche Erinnerungen dort mitnehmen.“

4. 17. Mai 1894. Komtesse Arabella Loughnan, England: „Ich bin wiederum drei wonnevolle Tage in dem lieben Panagia-Kapuli gewesen. O liebe Ruinen, meinem Herzen teurer als alle anderen! Liebliche, alt-ehrwürdige, heilige Wohnstätte Mariens, unserer gebenedeiten Frau und heiligen Jungfrau.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich recht oft an diesen entzückenden Ort zurückkehren könnte, um länger dort zu verweilen, um dort zu beten, dort zu bleiben.“

5. 9. Sept. 1894. „In jeder Beziehung glücklich über seinen Besuch auf Panagia-Kapuli und vom Wunsch beseelt, ihn so oft als möglich wiederholen zu können.“

G. Champsaur.

Merkwürdige Sache! In diesem Fremdenbuch, welches jedem Gaste offen liegt, und worin jeder, der will, seine Einfälle, selbst die spaßhaftesten, eintragen kann, findet sich keine einzige abfällige Notiz über Panagia-Kapuli. Doch noch eine Bemerkung, ehe wir diesen Abschnitt schließen!

Die eben veröffentlichten Zeugnisse und Glossen sind im allgemeinen recht reserviert. Sie mußten dies auch sein. Man müßte, um ihre ganze Bedeutung würdigen zu können, wie wir die Worte haben vernehmen, die Briefe haben lesen können, die sie begleiteten.

Der Autor eines der vorsichtigst abgefaßten Zeugnisse, der eingehend den Bericht von K. Emmerich studiert und dann mit dem Buche in der Hand Panagia-Kapuli besucht hatte, sagte zu uns wörtlich folgendermaßen: „Was ich gelesen habe, habe ich jetzt gesehen.“ Und um noch besser die wunderbare Gleichförmigkeit bestätigen zu können, die er mit eigenen Augen geschaut hatte, gebrauchte er die merkwürdige Wendung: „Man sollte glauben, die ganze Gegend sei nach der Beschreibung von K. Emmerich konstruiert worden.“

Die Stellung, der Charakter, die Einsicht desjenigen, der also sprach, gaben seinen Worten eine ganz besondere Autorität.

Wieviele nur mündlich ausgesprochene Anerkennungen könnten wir den geschriebenen und unterzeichneten Zeugnissen beifügen! Aber dies paßt nicht zu unseren Absichten. . . .

(Der Herausgeber dieses Buches gestattet sich, auf die Zeugnisse einiger deutschen Besucher hinzuweisen.

P. L. Fonck S. J., der weithin bekannte Professor der Exegese an der Universität Innsbruck, besuchte am 25. Juli 1896 Panagia-Kapuli und verglich in vorsichtigster, kritischster Weise die Funde mit den Angaben der gottsel. Emmerich. Er zitiert in seinem Berichte die „mit der größten Umsicht und Strenge" geschehenen Untersuchungen, besonders die der offiziellen Kommission unter dem Vorsitz des Oberhirten der Erzdiözese. „Das Ergebnis war, daß man „die vollkommene Übereinstimmung sowohl betreffs der Örtlichkeit als auch des Hauses selbst, zwischen den Ruinen, welche wir besucht haben, und demjenigen, was die Seherin A. K. Emmerich über das Haus der hl. Jungfrau bei Ephesus sagt", als ganz unzweifelhaft bezeugte. In der Tat wird jeder, der die Orte besucht, zur selben Überzeugung kommen müssen. Zweifel darüber können nur von solchen erhoben werden, welche nicht an Ort und Stelle gewesen sind." Der genannte Gelehrte macht sich die Worte aus den früheren Berichten von einer „mathematischen Genauigkeit", einer „vollkommenen Gleichförmigkeit" zwischen den Angaben der gottsel. Emmerich und den Funden zu eigen und ist überzeugt, daß jeder, der die hl. Stätten selbst besuche, mit derselben Überzeugung von dort zurückkehren werde.[1])

Dr. N. Naschberger aus Salzburg wollte auf einer Orientreise infolge der entstandenen Polemik, an Ort und Stelle alles in Augenschein nehmen. Am 25. April 1898 besprach er sich in Smyrna mit P. Jung, „einem Elsässer und ehemaligen französischen Offizier, der im deutsch-französischen Kriege verwundet und gefangen wurde", und besuchte dann am 27. und 28. April Panagia-Kapuli. „Als Augenzeuge", so lauten seine Worte, „kann ich nur die Übereinstimmung der vorhandenen Reste dieses einstigen Marienhauses mit den Visionen der gottseligen Emmerich bestätigen. Auch ist ein Beweis dafür der Umstand, daß bereits einige Stationen des von Maria angelegten Kreuzweges entdeckt worden sind, mit Steinen, welche hebräische Inschriften zeigen. Das Grab

[1]) Stimmen aus Maria-Laach 1896, 10, 482 f., 485, 487.

konnte bisher noch nicht gefunden werden, weil die Ausgrabungen vor drei Jahren (1895) wegen der türkischen Regierung unterbrochen werden mußten und erst 1898 im Herbste wieder fortgesetzt wurden. Hat man das Grab einmal gefunden, und würdigt sich Gott, dieses Mariengrab durch auffällige Wunder zu autorisieren, so steht fest, daß Maria auf Panagia-Kapuli zuletzt gelebt hat, gestorben ist, dort begraben und in den Himmel aufgenommen wurde."[1])

Eine deutsche, hervorragende, fürstliche Persönlichkeit war im Frühjahr 1905 in Panagia-Kapuli. Der Fürst faßte seine Eindrücke zusammen in die bezeichnenden Worte: „Veni, vidi, credo!" (Briefliche Mitteilung von P. Poulin).

Nach diesen Einschaltungen fahren wir wieder mit der Übersetzung der offiziellen Broschüre fort).

Die Lokaltradition über Ephesus und Panagia-Kapuli.

Die Leute von Kirkindsche sind die einzigen bekannten Nachkommen der alten Epheser.

Nach der Einnahme der Stadt durch die Türken[2]) gelang es sieben ephesischen Familien der Sklaverei, in die sie gefallen waren, zu entrinnen. Sie flohen ins Gebirge und hielten sich dort verborgen. Mit der Zeit entstand aus diesen Familien ein Dörflein, Kirkindsche genannt. Dieses Dorf zählt heute 1030 Häuser und mehr als 4000 Einwohner, griechisch-schismatischen Bekenntnisses. Es liegt ganz allein, verlassen und wie verloren im Gebirge $2^1/_2$ bis 3 Stunden von Ajasoluk, welches die nächste menschliche Ansiedlung ist.

Da man ein recht großes Interesse hatte, die Lokaltraditionen kennen zu lernen, setzte man sich mit den Bewohnern von Kirkindsche in Verbindung vermittelst ihres Gemeindevorstehers, eines gebildeten Mannes, welcher die Funktionen eines Advokaten am Konak in Smyrna versieht. Dieser achtungswerte Mann nahm die Mühe auf sich, seinen Dorfgenossen eine Anzahl Fragen, die wir vorbereitet hatten, vorzulegen und deren Beantwortung uns genau zu übermitteln. Die Antworten geben wir im folgenden so,

[1]) Monatsbote, Dülmen 1899, S. 300. Es ist dort auch S. 302 auf das große Interesse hingewiesen, welches Se. Eminenz Johannes Kardinal Haller, Fürsterzbischof von Salzburg, für Panagia-Kapuli hatte. — [2]) Siehe oben S. 206.

wie wir sie erhalten haben, wörtlich übersetzt aus dem Griechischen, welches mit Türkisch vermischt ist.[1])

1. Wie ist das Dorf Kirkindsche entstanden?

Antwort. Das Dorf Kirkindsche hat seinen Ursprung in sieben Familien, welche nach der Eroberung von Ephesus in Sklaverei gerieten. Es gelang diesen sieben Familien, den Türken zu entfliehen und sich in die Gebirge in der Gegend von Ephesus zu retten, wo sie einen Ort suchten, an dem sie verborgen bleiben konnten. Sie wählten diesen gänzlich entlegenen Ort und ließen sich dort nieder.

Später trafen Türken mit diesen Flüchtlingen zusammen und befragten sie nach ihrem Aufenthalt. Die letzteren antworteten: Wir wohnen an einem Orte, „souyou guzel, thavassi guzel, yér bir az tchirkindjé“: „wo das Wasser gut ist, wo das Klima gut ist, aber wo der Boden ein wenig schlecht ist.“ Hiervon hat das Dorf den Namen Tschirkindje oder Kirkindsche erhalten.

Das Dorf ist erbaut seit ungefähr 200 Jahren. Vor hundert Jahren zählte es nur 80 Häuser, heute aber 1030.

---

[1]) G. Weber berichtet in seinem „Guide de voyageur à Éphèse“, Smyrne 1891, p. 11: „Das Dorf Ajasoluk zählt nur wenige ständige Einwohner; zur Zeit der Landarbeiten wächst die Zahl; denn die Bewohner von Kirkindsche, welche die Eigentümer des Bodens sind (qui sont les propriétaires du sol), und welche sich rühmen, die Nachkommen der letzten Epheſier zu sein, steigen dann in großer Anzahl in die Ebene hinab.“ Also sind die christlichen Bewohner von Kirkindsche, obwohl sie in der Luftlinie 16 km von Ephesus entfernt, verborgen in den Bergen wohnen, „die alleinigen, von den Türken anerkannten Eigentümer von Grund und Boden in und um Ajasoluk, unmittelbar bei den Ruinen des alten Ephesus“. (Vergl. Wissenschaftl. Beilage zur Germania l. c. Nr. 10). — Der leicht begreifliche Widerspruch des eifersüchtigen schismatischen Klerus in Smyrna, welcher zwar das tatsächliche Vorhandensein der Lokaltraditionen zugeben mußte, ihren Inhalt aber bekämpfte, zwang die Kommission, sich durch einen Laien über die Lokaltraditionen zu vergewissern. Überhaupt ist es für die Lateiner schwierig und durchweg ohne Erfolg, zugleich auch unrentabel, bei dem orientalischen, schismatischen Landklerus historische Nachrichten zu sammeln. — Die Gegnerschaft des schismatischen Klerus von Smyrna und Jerusalem, der deswegen bei Nirschl große Anerkennung findet, macht die beglaubigten Lokaltraditionen von Kirkindsche nur um so wertvoller, da sich dieselben trotz aller Widersprüche des für Jerusalem eingenommenen Schismas durch die Jahrhunderte erhalten haben.

2. Wo vermutet man das Grab des heiligen Johannes?

Antwort. Im Westen von Ephesus auf dem Sevghili-Dagh „lieblicher Berg", heute Aphedin-pelemana-Dagh, nordwärts am Abhang des Berges, nahe bei dem alten Markt von Ephesus, heute sirevler genannt, in einer Entfernung von einer Stunde von der Eisenbahnstation (Ajasoluk) aus.

3. Wo liegt die St. Johanneskirche?

Antwort. Westlich von der Eisenbahnstation, 20 Minuten von der Pforte des Schlosses.

4. Was sagt man über Kryphi-Panagia?[1])

Antwort. Nach der Kreuzigung unseres Herrn Jesus Christus in Jerusalem blieb unsere hl. Jungfrau, die Mutter Gottes, unter der Obhut des hl. Johannes, und sie kamen nach Ephesus, und die hl. Jungfrau machte sich eine Grotte im Westen der Stadt Ephesus, auf dem Berge Budrun gegen Norden. Diese Wohnstätte ist eine halbe Stunde vom Grabe des hl. Johannes und anderthalb Stunden vom Bahnhof entfernt. Wegen der Verfolgung seitens der Heiden hielt sich die hl. Jungfrau dort verborgen, und man nannte diese Grotte Ghizli-Panagia oder Kryphi-Panagia, d. h. die verborgene Jungfrau. Man feiert das Festandenken daran am Tage der Zoodoku-Pygis (Lebensquelle), am Freitag nach Ostern. (Tafel VI, 3).

5. Was sagt man über Kavakli-Panagia?

Antwort. Die hl. Jungfrau verließ wegen der Verfolgung der Heiden ihren Aufenthalt in Kryphi-Panagia und begab sich nach Süden, eine Stunde weiter an einen Ort Kavakli. Dort gab es damals wie heute Platanen (Pappeln?), daher der Name Kavakli-Panagia. Man feiert dieses Festandenken am 21. November, am Tage nach der Darstellung (Mariens im Tempel.) Dieser Ort liegt anderthalb Stunden vom Bahnhof in Ajasoluk. (Tafel VI, 2).

6. Was sagt man über den Aufenthalt der hl. Jungfrau in Ephesus?

Antwort. Hierüber weiß man nichts.

---

[1]) Die Leute von Kirkindsche werden nur über die Namen, nicht über die Existenz der Heiligtümer befragt, da diese allgemein bekannt war.

7. Was sagt man von Panagia-Kapuli?

Antwort. Die hl. Jungfrau verließ Kavakli-Panagia und begab sich von dort westlich auf den Bulbul-Dagh — „Nachtigallenberg", zwei Stunden von dem Bahnhof in Ajasoluk entfernt; dort in ihrer Wohnung Kapuli ist sie entschlafen; man feiert das Fest davon am 15. August.

8. Seit wann wird Panagia-Kapuli besucht?

Antwort. Das, was man über Panagia-Kapuli weiß, geht auf unsere Vorfahren zurück. Vor etwa 80 Jahren erzählte hier ein Greis, daß das Grab der hl. Jungfrau und Gottesmutter sich auf Kapuli befinde, und daß er es kenne.[1]) Er sagte auch, daß Ajasoluk ein heiliger Ort sei; man hätte dieses so genannt, weil Aya-Soulouk — „Heilig-Wasser" einen heiligen Ort mit geweihtem Wasser, Ayasma bedeutet.

Was Reisende auf Kapuli betrifft, so hat man derer seit dreißig oder vierzig Jahren d. h. seit Menschengedenken keinen gesehen. Man trifft solche manchmal unten beim Theater, beim Tempel der Diana, beim Gefängnis des hl. Paulus, bei der Agora an, aber anderswo nicht!

9. Gibt es außer Kryphi-, Kavakli- und Kapuli-Panagia noch andere Heiligtümer, die der hl. Jungfrau geweiht sind?

Antwort. Außer diesen drei Heiligtümern zählt man in

[1]) P. Fonck erfuhr in Smyrna von kompetenter Seite: „Alle Kirkindschener halten als eine alte Überlieferung fest, daß die seligste Jungfrau in Panagia nicht bloß gewohnt habe, sondern auch gestorben sei. Einige alte Einwohner erzählten außerdem, daß ein Greis, der vor etwa 80 Jahren gestorben sei, aus einer besonderen, als Geheimnis bewahrten Überlieferung seiner Vorfahren auch noch die Kenntnis des genauen Platzes dieses hl. Grabes besessen habe. Weder die Kommissionsmitglieder, noch der gute Ortsvorsteher, noch die Verteidiger von Panagia-Kapuli haben dieser Erzählung irgend welches Gewicht beigelegt, sondern einfach über die Tatsache dieser Erzählung berichtet." (Wissenschaftl. Beilage zur Germania l. c. 10.) Wenn die Überzeugung feststand, daß Maria auf dem Bulbul-Dagh starb, ihr Grab aber unbekannt ist, so hat die Volkssage sich gewiß in sehr vorsichtigen Grenzen gehalten, wenn sie sich hinsichtlich des Grabes nur auf ein vielleicht etwas kühnes Wort eines längst verstorbenen Greises berief. Wichtig ist, daß den Kirkindschenern trotz ihrer steten Gedächtnisfeier des Todes Mariens in Panagia-Kapuli das Grab Mariens selbst gänzlich unbekannt ist.

Ephesus und Umgegend noch dreiunddreißig andere Kirchen oder Heiligtümer.[1])

Diese Auskünfte sind durch das ganze Dorf Kirkindsche gegeben.

Dementsprechend erkenne ich Unterzeichneter, entsprossen den alten Familien des genannten Dorfes, an, daß diese Auskünfte wohl begründet und vollkommen wahr sind, und übernehme die ganze Verantwortung dafür.

Verhandelt zu Kirkindsche, den 2./14. Dezember 1892.

M. Constantinidhis.

NB. Diese Antworten der Leute von Kirkindsche zu gunsten von Panagia-Kapuli sind um so merkwürdiger, als der ganze griechische Klerus für Jerusalem ist. Woher hat dieses Landvolk den Glauben, daß Maria bei Ephesus starb, da sein Klerus einmütig es belehrt, daß sie in Jerusalem starb? Unschwer erkennt man hierin eine Volkstradition, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt hat und in den Familien gehütet wurde, ähnlich wie die vom Reinigungsorte und noch andere, trotz der entgegengesetzten Belehrungen durch den sogen. orthodoxen Klerus.

Muß man noch zur Stütze dieser Tradition hinzufügen, daß seit unvordenklichen Zeiten alle Jahre und zwar zwei- bis dreimal jährlich, vorzüglich zur Zeit der „Aufnahme Mariens in den Himmel", die Bewohner von Kirkindsche scharenweise zu Fuß als Pilger sich nach Panagia-Kapuli begeben und dort in der Kapellenruine das hl. Meßopfer darbringen lassen? Warum diese lange Pilgerfahrt, mindestens fünf (französ.) Meilen, zu Fuß, auf so unwegsamen Pfaden? Wozu diese Messe inmitten der Trümmer, da es doch so viele andere Kapellen gab, die wohlerhalten waren, einen berühmten Namen trugen und viel näher lagen?

Ein Mann aus Kirkindsche, seit ungefähr vierzig Jahren Augenzeuge, erzählt folgendermaßen, wie vormals sich diese Pilgerfahrt vollzog.

[1]) Nirschl meinte in seltsamem Widerspruch mit der Logik, daß diese Heiligtümer im Widerspruch mit A. K. Emmerich ständen, da sie nichts davon berichte! (Katholik l. c. 429.) Die Kommissionsmitglieder haben auch diese Heiligtümer und Kapellen untersucht und in die Karten zum Teil eingezeichnet, sprechen aber nicht in den Protokollen davon, weil es sich nur um Panagia-Kapuli handelte. Andere größere Kapellen sind noch Bulbul-Panagia, Arwaia-Panagia, Galatiki-Panagia, die alte griechische Kathedrale von Aivali, letztere dem Tode Mariens geweiht, sämtlich in der Nähe. (Vergl. auch Tafel VI, 1.)

„Am Abend vor der Pilgerfahrt zogen Männer voraus, um die Zugänge des Hauses von Gestrüpp frei und den Eintritt möglich zu machen. Am Tage des Festes selbst kamen Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder mit dem Priester an. Man errichtete auf dem Schutt, welcher die Kapelle anfüllte, einen provisorischen Altar. War die hl. Messe gefeiert, so entfernte man wieder den Altar, und nachdem man sich etwas ausgeruht hatte, machte man sich wieder reisefertig nach Kirkindsche."[1])

„Aber die Briganten, die in der Gegend waren?" fragten wir ihn. „Diese Briganten", erwiderte er uns, „wußten, daß wir nur arme Leute waren; sie ließen deshalb die Dorfbewohner ebenso wie die Hirten frei passieren. Wenn es nötig war, reichte man ihnen Brot oder überließ ihnen einen Hammel."

Und da soll man sich wundern, daß diese Dinge bis heute der Öffentlichkeit ganz fern geblieben sind und einzig den Bewohnern dieses in den Bergen verloren liegenden Dorfes bekannt waren? Die Abgeschiedenheit und der Mangel an Verkehrsmitteln genügen, um alles zu erklären.

Schlußwort.

Wir haben auseinandergesetzt, wie man zu den Nachforschungen geführt wurde, und was man gefunden hat.

Wir haben alsdann dem Leser alle Dokumente vor Augen geführt, welche imstande sind, Licht in die Sache hineinzubringen.

Möge nun jeder zuschauen und sein Urteil abgeben!

Dem aber, der wie ein zweiter ungläubiger Thomas fortfährt, trotz unserer Zeugnisse zu opponieren und zu leugnen, für den haben wir nur eine Antwort: die unseres Heilands zum ersten Thomas: Veni et vide! Komm und siehe!

Noch ein Wort. Als wir die Schrift begannen, sagten wir, daß wir das Licht suchten. Indem wir sie beendigen, wiederholen wir es: Wir suchen nur das Licht.

---

[1]) Die Teilnehmer an der Wallfahrt sagen aus, daß ihre Eltern und Großeltern es ebenso gehalten hätten. Selbst die Türken halten Panagia-Kapuli in Ehren. Es kommt oft vor, daß ein Vater oder eine Mutter dorthin mit einem kranken Kinde kommt, um bei der Quelle der großen „Herrin Maria" Heilung zu suchen. Die türkischen Bergbewohner in der dortigen Gegend haben dieselben Traditionen wie die Bewohner von Kirkindsche.

Sollte also irgend jemand im Besitze von Schriftstücken sein, welche absolut beweisend wären gegen den Aufenthalt und den Tod der hl. Jungfrau bei Ephesus: im Namen der Wahrheit! im Namen der Religion! im Namen der hl. Jungfrau und Gottes! bitten wir ihn und flehen ihn an, uns davon Kenntnis geben zu wollen!

Wir haben kein Interesse, gegen die Wahrheit vorzugehen.

Entweder ist das Werk von Panagia-Kapuli von Gott oder es ist nicht von Gott. Ist es von Gott, so werden die Oppositionen nichts dagegen vermögen; es wird triumphieren! Ist es nicht von Gott, so möge es fallen! Und dann möge davon nicht mehr die Rede sein! Amen!

(Soweit reicht die offizielle, vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Smyrna 1896 herausgegebene Schrift. — Wir erwähnen an dieser Stelle, weil die bezügliche Nachricht sich nicht in den drei französischen Schriften vorfindet, daß die Lazaristen aus Smyrna 1898 Panagia-Kapuli und Umgegend aus den Händen eines Türken für 35000 fr. angekauft haben. Die Kosten des Ankaufs und die weiteren Aufwendungen für Unterhaltung usw. sind in hochherziger Weise von der Gräfin Maria de Mandat-Grancey, der Vorsteherin der barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz von Paul in Smyrna, bestritten worden. Das Marienhaus ist mit einem Glasdach versehen worden. Für die Pilger wurde in der Nähe etwa 90 m westlich ein kleines Pilgerhaus errichtet. Im folgenden heben wir zunächst aus dem von Gabriélovich (= der türkische Name für P. Eug. Poulin, da die Türken den Sohn mit Vorliebe nach dem Vater benennen) 1897 herausgegebenen Buche Éphèse ou Jérusalem mehrere Stellen heraus, die Panagia-Kapuli noch mehr beleuchten).

S. 108: „Wir bitten einfach die Gegner, wer auch immer sie sein mögen, einmal vernünftig diese einfache Tatsache zu erklären: Wie konnte ein armes, unwissendes, naives Landkind, das niemals Reisen und Studien gemacht, das niemals viel gelesen hat, das fast sein ganzes Leben lang das Bett hüten mußte vor lauter Leiden, und das im Jahre 1824 gestorben ist, wie konnte dieses arme und demütige Mädchen von seinem Heimatsorte und seinem Schmerzenslager aus, mit solcher Genauigkeit schauen und beschreiben, mit so vielen Einzelheiten die Lage und den Bauplan einer alten Ruine angeben, die in den Bergen versteckt lag,

unbekannt den Gelehrten, unbekannt den Touristen war, und die es persönlich nie besucht hat? Hat es irgend ein altes Dokument gelesen? Welches ist dieses Dokument? Und wo befindet es sich? Oder hat ein Fälscher den Schriften von K. Emmerich etwas beigefügt? Wer ist dieser Fälscher? Welches Interesse und welchen Zweck hat er? Wo hätte er schöpfen können, um uns eine so genaue und vollkommene Beschreibung zu liefern, zumal da nach dem Zeugnis aller Leute des Landes bis in den letzten 15 bis 20 Jahren kein Reisender es wagen durfte, sich in diese Gegenden zu begeben, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von den Räubern überfallen, verstümmelt oder getötet zu werden? Wenn keine menschliche Erklärung möglich ist, dann muß man zugeben, daß K. Emmerich in der Tat, wie sie auch behauptet, in der Vision das gesehen hat, was sie erzählt, und diese so bestimmten, entschiedenen Angaben entscheiden die Frage zu gunsten von Ephesus."

S. 110. „Wessen bedurfte die Gottesmutter, die der Welt und allen irdischen Dingen abgestorben war, die nur noch einen Gedanken, nur einen Wunsch, eine Sehnsucht hatte: den Himmel, um ihren Sohn wiederzufinden? Sie bedurfte der Einsamkeit, der Stille und der Ruhe, um fern vom Lärm der Menschen mit ungestörter Freiheit, ihren Gedanken und Erinnerungen leben zu können! In dieser Hinsicht wäre es schwer, einen passenderen Ort zu finden als das anmutige Tal des Bulbul-Dagh.

Zu beiden Seiten und im Hintergrunde eine Kette von Bergen, die sie von aller Unruhe und allem zerstreuenden Lärm der Stadt abschließen. Nach vorne ein Ausblick auf das Meer, welches Ephesus mit Palästina verbindet, sodaß sie ungestört ihre Gedanken nach Jerusalem schweifen lassen kann. Ringsum die anmutigste und lieblichste Landschaft, die Herz, Geist und Auge in freudige Ruhe versetzt. Oben endlich der Himmel, wohin sich ihre Seele sehnt, wo ihr einziger Schatz ist. Wenn man das verlassene, in tiefe Traurigkeit versenkte Jerusalem gesehen hat, und hat dann vor sich das liebliche, das ruhige, stille Panagia-Kapuli, dann wird man es nicht mehr bedauern, daß der hl. Johannes dorthin die hl. Jungfrau geführt hat; man ist vielmehr glücklich über die getroffene Wahl und freut sich, daß es der Gottesmutter vergönnt war, dort in der Stille der Einsamkeit, im Gebet und im Frieden ihre Tage zu beschließen."

S. 121 f.: „Sie (ein Kritiker in einem Briefe an P. Poulin) sagen: „„Die Visionen der Heiligen können höchstens nur zu Vermutungen berechtigen.““

Als allgemeiner Grundsatz: concedo totum. Wenn aber diese Visionen durch darauffolgende Tatsachen gestützt werden, die sie bestätigen: nego; denn eventus probat prophetiam. Dies ist aber hier der Fall.

K. Emmerich behauptet als von Gott in gleicher Weise ihr geoffenbart zwei ganz verschiedene Dinge: 1. daß sich in der Umgegend von Ephesus in dieser Entfernung, in dieser Lage, nach dieser Seite hin ein Haus von der und der Beschaffenheit befinde, 2. daß in diesem Hause die hl. Jungfrau gewohnt habe und gestorben sei.

Ad 1. Existiert dieses Haus oder nicht?

Gewiß, dieses Haus ist da und zwar unter den von der Seherin angegebenen Verhältnissen. Dies ist nicht mehr eine bloße Vermutung, sondern eine Gewißheit. Es ist also bewiesen, bestätigt und festgestellt, daß die Seherin hinsichtlich des ersten Punktes die Wahrheit gesprochen hat.

Ad 2. Hier ist freilich unsere Hauptautorität das Wort von K. Emmerich selbst. Aber nachdem sie im ersten Teile ihrer Behauptung glaubwürdig befunden wurde und die Wahrheit sagte, ist es da nicht vernünftig, anzunehmen, daß dies auch im zweiten Teile der Fall ist? Warum sollte man aller Logik zuwider behaupten, daß sie zwar im ersten Punkte die Wahrheit sage, im zweiten aber eine Lügnerin sei? Daß sie im ersten Teile von Gott erleuchtet, im zweiten aber vom Geiste des Irrtums geleitet wurde? Numquid Spiritus Dei divisus est?“

S. 148. „Was K. Emmerich (über das Lebensende Mariens) erzählt, ist von einigen hauptsächlichen Einzelheiten abgesehen, die man überall findet, in nichts dem ähnlich, was man anderswo darüber liest. Die meisten ihrer Mitteilungen sind ganz allein bei ihr zu finden. Sie sind so genau, daß sie dieselben nicht erfinden konnte. Aus anderen Quellen konnte sie dieselben nicht schöpfen; denn sie ist die erste, die sie berichtet. Woher anders soll sie dieselben genommen haben wenn nicht aus göttlicher Erleuchtung, wie sie selbst versichert?“

Fünftes Kapitel.

Auszüge aus der letzten über Panagia-Kapuli verfaßten Schrift: Le Tombeau de la Sainte Vierge à Ephèse.

(P. Barnabé d'Alsace O. F. M. gab 1903 in Jerusalem, gestützt auf die Schriften Nirschls, das Buch heraus: Le tombeau de la S. Vierge XX, 302. Diese Schrift wurde in Smyrna eingehend geprüft. Anstatt Panagia-Kapuli irgendwie zu schaden, ist dieses Buch die Veranlassung geworden, daß sich die Position von Ephesus ganz bedeutend verstärkte und die „Tradition" von Jerusalem immer mehr bloßgestellt wurde. Da P. Barnabé in sehr vielen Punkten unbedenklich Herrn Dr. Nirschl als Gewährsmann gefolgt war, gestaltet sich die oben genannte letzte, von P. Eug. Poulin 1905 edierte Schrift[1]) auch zu einer Widerlegung der Einwendungen und zu einer Klarstellung einer Anzahl Mißverständnisse Nirschls. Wir wollen in gewissenhafter Weise aus dem Buche alles hervorheben, was auf Panagia-Kapuli bezug nimmt.)

I. Approbation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Smyrna.

„Mein lieber Freund! Seit zwölf Jahren, seitdem die Entdeckung von Panagia-Kapuli stattgefunden hat, bin ich Zeuge des Eifers und der Gewissenhaftigkeit gewesen, womit Sie die alten Texte studierten, die Gelehrten, die Monumente und geschichtlichen Erinnerungen, kurz, mit einem Worte alles befragten, was irgendwie den teueren Gegenstand beleuchten kann, der Sie beschäftigt.

Ich stelle heute mit großer Genugtuung den unermeßlichen Fortschritt fest, den Panagia-Kapuli gemacht hat. Nicht nur brauchen Sie nicht eine Linie breit in allem, was Sie bis heute veröffentlicht haben, zurückzuweichen, sondern es sind sogar neue Entdeckungen hinzugekommen, um Ihre früheren Aufstellungen in noch helleres Licht zu setzen und zu bestätigen.

Während Sie Bücher und Bibliotheken durchforschten, durchforscht ein anderer aus Ihrem Hause soviel als möglich

[1]) XV und 263 in 8°.

den Erdboden, und Gott segnet seine Arbeiten und seine Nachforschungen.

Im August 1894 entdeckt er anderthalb Meter tief unter den vom Gebirge herabgesunkenen Erdmassen das Oktogon oder das Winkelende, wovon K. Emmerich spricht.

Im Juli 1898 entdeckt er hinter dem neuen Pilgerhause eine Vorhalle mit Säulenresten, mit Mosaiken und mit zwei Gräbern, in denen sich zwei Skelette befanden, die Medaillen Justinians, des Konstantius und des Anastasius in den Händen trugen.

Im August desselben Jahres bringt er den alten Fußboden der Kapelle ans Tageslicht und unter dem Boden an der (von K. Emmerich) angegebenen Stelle den Feuerherd und die Steine dieses alten Feuerherdes: Backsteine, Ruß, Asche — nichts fehlt daran.

An diese Asche knüpfen sich außerordentliche Vorgänge bei Kranken, worüber man in der Öffentlichkeit zu sprechen beginnt.

Wozu ist das alles? Ist es nicht ein Wink der Vorsehung und eine Ermutigung, Ihre Arbeiten fortzusetzen? A Domino factum est istud, et est mirabile in oculis nostris. Ich hege gute Hoffnungen für den endgültigen Ausgang: qui coepit opus, ipse perficiet.

Ich approbiere dieses Buch, in dem Sie antworten, zwar nicht auf neue Einwendungen, sondern auf alte Einwendungen, die in einem neuen Gewande erscheinen; ich approbiere und segne es. Möge Gott es in gleicher Weise segnen!

Möge es vollends die erleuchten, die noch zweifeln! Möge es diejenigen, die a priori ohne Untersuchung leugnen und absprechend urteilen — leider gibt es deren viele — wenigstens zum Zweifel und zum Studium führen! Möge es vor allem neue Studien, neue Forschungen veranlassen und so die Lösung einer Streitfrage beschleunigen, welche mit vollem Rechte so sehr interessiert: Klerus und gläubige Laienwelt!

Smyrna, am Feste Mariä Verkündigung, 25. März 1904.

L. S. † A. Timoni

Erzbischof von Smyrna, Apostolischer Vikar."

II. (Die jetzt folgenden Auszüge sind nicht systematisch, sondern in der Reihenfolge zusammengestellt, wie das französische Werk sie enthält.)

1. S. 7. (Gegen die Einwendung, daß kaum ein Andenken an den Aufenthalt der hl. Jungfrau auf dem Bulbul-Dagh dort zu Lande bestehe).

„Großer Irrtum! Die Leute von Kirkindsche sind Landeseingesessene, Eigentümer des Bodens und sogar die Nachkommen der alten Epheſier. Nun aber besteht bei ihnen eine unvordenkliche Überlieferung, daß die hl. Jungfrau auf dem Bulbul-Dagh gelebt hat, daß sie dort gestorben ist und sich dort ihr Grab befinde.

Beweis dafür ist der Advokat Constantinidhis, Gemeindevorsteher von Kirkindsche, der sich in einem offiziellen Schriftstück als verantwortlichen Bürgen „für einen solchen Glauben seitens des ganzen Dorfes" erklärt.

Beweis dafür ist der etwa 40jährige Landmann Andreas, welcher mehrmals Augenzeuge der jährlichen Pilgerfahrten der Kirkindschener nach Panagia-Kapuli zur Zeit der Himmelfahrt Mariens war und welcher in jedem Punkte die Aussagen des ehrenwerten Gemeindevorstehers von Kirkindsche bestätigt.

Beweis dafür ist der gute griechische Priester, dessen Namen ich nicht nennen mag, um ihn nicht bei verschiedenen gestrengen Herren zu kompromittieren, den wir eines Tages auf unserem Wege trafen, und der uns erklärte, daß er unsere Überzeugung teile.

Beweis dafür ist jener türkische Polizist bei der französischen Post in Smyrna, der im Jahre 1890, als man noch gar nicht an Panagia dachte, eine Marienmedaille, welche der junge Borrel hatte fallen lassen, dessen Mutter zurückgab und auf deren Frage: „Du weißt nicht, was das ist, Mehemet?" erwiderte: „Gewiß, Madame, weiß ich das, das ist die erhabene Frau, die einstens in Epheſus gestorben ist." Damals veranlaßte dieses Wort ein Lächeln; später erinnerte man sich dessen und bewunderte es.

Beweis dafür ist ferner ein anderer türkischer Soldat, früher Gendarm in der Umgegend von Epheſus, jetzt Kawasse an einem großen Hause, welcher in derselben Weise von der erhabenen Frau sprach, die in Epheſus gestorben sei.

Beweis dafür ist schließlich ein persönliches Erlebnis des Erzbischofs Timoni von Smyrna aus dem Jahre 1879 oder 1880, von Sr. Erzbischöflichen Gnaden selbst auf einer Pilgerfahrt 1884 in Epheſus erzählt. Der Erzbischof durchreiste beim Antritt seiner Erzbischöflichen Wirksamkeit die Gegend, um hier und da

vereinzelt wohnende Katholiken zu firmen. Eines Tages bemerkte er in einer alten, zerfallenen Kirche ein Gemälde, welches seine Aufmerksamkeit erregte. Dieses Gemälde stellte die hl. Jungfrau im Grabe dar. „Was ist das?" fragte er. „Das ist, hochwürdigster Herr, die hl. Jungfrau, die hier im Lande gestorben ist."

2. S. 13. (Zitat aus einem „der angesehensten griechischen Journale von Smyrna": „Es ist zu verschiedenen Malen von der Panagia-Kapuli genannten Gegend, welche zwischen Kirkindsche und Neu-Ephesus liegt, die Rede gewesen. Dieser Ort ist seit langer Zeit von den Unsrigen als heiliger Ort angesehen worden; aus diesem Grunde läßt man dort ein Devotionslicht brennen. Seit einiger Zeit haben katholische Geistliche unserer Stadt diese Stelle von einem Türken kaufen wollen, welcher der Eigentümer ist, in der Absicht, dort zu Ehren der hl. Jungfrau, welche, wie die Tradition besagt, dort gestorben ist, eine Andachtsstätte zu schaffen. Der katholische Klerus ist fortwährend mit dieser Angelegenheit beschäftigt. . . ." Amalthia 8./20. April 1896.

3. S. 19. (Einwendung: Die Mitteilungen von K. Emmerich seinen die einzige ernste Autorität für Panagia). „Handelt es sich einzig um den Ort Panagia-Kapuli? Es ist klar, daß K. Emmerich für uns das war, was der Stern für die Magier. Sie hat unsere Aufmerksamkeit dorthin gelenkt und uns veranlaßt, nachzuforschen; sie hat uns geführt und uns finden lassen. Aber war der Heiland einmal gefunden, so gebührt zwar dem Sterne Dank, aber Christus hatte dann so viele Kennzeichen, um jetzt durch sich selbst sich zu erkennen zu geben. Handelt es sich um die Frage im allgemeinen selbst? Das ist ein großer Irrtum! Da vergißt man, daß schon vor der Auffindung von Panagia und schon lange vor K. Emmerich zahlreiche Autoritäten für Ephesus waren."

4. S. 20 f. (Zeugnisse für Panagia-Kapuli).

a) „Ich bin in Panagia-Kapuli vom 30. April bis zum 1. Mai 1898 gewesen. . . . Die Übereinstimmung der Orte mit der Beschreibung von K. Emmerich ist auffallend. . . ."

Gez.: Baron Carra de Vaux,
Professor am Institut catholique in Paris.

b) „Bevor ich nach Panagia-Kapuli am 27. Sept. 1899 hinaufstieg, hatte ich mich durch das Studium der Jerusalemer Tradition über das Grab der hl. Jungfrau in Gethsemane, be-

sonders durch das Studium des hl. Epiphanius überzeugt, daß man das Grab der hl. Jungfrau anderswo als in Jerusalem suchen muß. Diese Meinung war in mir in keiner Weise durch die Autorität von K. Emmerich entstanden.

Nun aber habe ich am 27. Sept. zwischen der Beschreibung von K. Emmerich und den Funden auf Panagia-Kapuli eine solche Übereinstimmung konstatiert, daß mir dafür nur eine Erklärung möglich erscheint: K. Emmerich hat in der Vision die Gegend und das Haus, welches jetzt Panagia-Kapuli heißt, geschaut usw."

Gez.: P. Joüon, S. J., an der Universität von Beirut.

c) 4. Okt. 1902. „Schon durch eine Menge historischer Beweisgründe überzeugt, daß Ephesus der bevorzugte Ort war, wo Maria einen Teil ihres Lebens zubrachte, und von wo sie zum Himmel aufstieg, bin ich eigens von Rom gekommen, um diesen verehrungswürdigen Ort aufzusuchen; ich bin nach Panagia-Kapuli gegangen, und ich habe mit eigenen Augen die wunderbare Übereinstimmung zwischen allem gesehen, was K. Emmerich beschreibt, und den Orten, die ich besucht habe. Mein Glaube daran, meine Gewißheit darin haben sich verhundertfacht. Niemals werde ich die Anmut dieses Ortes, niemals die staunenswerte und wunderbare Kongruenz zwischen K. Emmerich und Panagia-Kapuli vergessen."

Gez.: G. de Laï, Subsekr. der Sacr. Congreg. Concilii.

d) „Ich bin am Abend des Festes vom hl. Vincenz von Paul nach Panagia-Kapuli gekommen. . . . Ich nehme von diesem lieblichen Orte das beste Andenken und eine tiefe Erbauung mit. Die Übereinstimmung zwischen den Visionen von K. Emmerich und den neuen Entdeckungen erscheint mir ganz frappierend."

20. Juli 1904.

G. Constans, Mitglied der École Française in Rom.

„Ich (P. Poulin) habe noch 50 andere ähnliche, authentische, unterzeichnete Zeugnisse zur Verfügung."

5. S. 22 f. (P. Barnabé meinte, man habe von Smyrna aus alles versucht, um dem Grabe der hl. Jungfrau auf die Spur zu kommen; es wäre aber alles vergeblich gewesen und man sei ganz entmutigt.) „Man hat den Boden um die Kapelle herum umgegraben: gewiß. Man hat auch den Boden um das neue Pilgerhaus umgegraben: gewiß. Man hat viele kleine Pfade

angelegt, um die Terrainstudien zu erleichtern und um künftige Ausgrabungen vorzubereiten: ganz gewiß. Aber Unternehmungen, ja ein bloßer Beginn von regelrechten Ausgrabungen, um direkt nach dem Grabe zu suchen: nein! und am allerwenigsten auf dem Bulbul-Dagh; denn dort suchen wir das Grab gar nicht.

Um Ausgrabungen, selbst unbedeutende, zu unternehmen, bedarf man hier dreier Dinge: 1. einer genauen Kenntnis des Ortes, wo man ausgraben soll, 2. genügender Geldmittel, 3. des Besitzes eines gesetzlichen Erlaubnisscheines.

Ad 1. Wir sind hier seit zehn Jahren darüber einig, daß man das Grab in der Gegend des Kara-Tchalti suchen muß, nur fragen wir uns, ob dies in der Höhe, in der Tiefe, links oder rechts geschehen muß; wir können warten.[1])

Ad 2. Unsere Geldmittel sind im Verhältnis zu einem so großen Unternehmen ganz unbedeutend.

Ad 3. Wir haben bis jetzt noch nicht aus den hier angeführten Gründen um einen Erlaubnisschein bei der Regierung nachgesucht. . . .

Weit entfernt davon, alle Hoffnung auf Entdeckung des Grabes der hl. Jungfrau fahren zu lassen, haben wir im Gegenteil mehr Vertrauen als jemals. In der Tat, diese neuen Ermutigungen, welche uns der Himmel selbst seit zwei Jahren durch handgreifliche Zeichen gibt, sind nicht danach angetan, unsere Hoffnungen herabzustimmen."

6. S. 23. „Seit den zwölf Jahren (unserer Arbeiten) haben wir weder von den Leuten von Kirkindsche noch von Ajasoluk das geringste tadelnde Wort gehört. . . . Wie wäre dies auch möglich? . . . 6 bis 7 türkische Familien in Ajasoluk abgerechnet, sind die Kirkindschener die einzigen Eingeborenen des Landes; wir tun nichts anderes als ihre eigenen Überlieferungen weiterführen."

[1]) Maria, die hl. Jungfrau usw. 429: „Die zwölf Stationssteine waren alle gleich, alle mit hebräischen Inschriften bezeichnet, nur die Orte ihrer Lage waren verschieden. . . . Die Station des Kalvarienberges allein war in keiner Vertiefung, sondern auf einem Hügel. Zur Station des hl. Grabes ging man über den Hügel und kam jenseits in einer Vertiefung zu dem Denkstein und noch tiefer am Fuße des Hügels in einer Felsenhöhle zu dem Grablager selbst, in welchem auch die hl. Jungfrau begraben wurde. Ich meine, dieses Grab muß unter der Erde noch bestehen und wird noch einstens zu Tage kommen." Sie beschreibt auch genau den Sarg, der noch im Grabe stehe: S. 440 f.

7. S. 24. (Dort wird das Mißverständnis berichtigt, als ob die Briganten in der Kapelle gehaust hätten. Das „là“ in der offiziellen Broschüre heißt: in der dortigen Gegend, in der Gegend des Bulbul-Dagh. (Vgl. oben Anmerkung zu S. 348).

8. S. 37. „Vor der Wegräumung des Schuttes (in der Kapelle) im Jahre 1864 wurde die Messe oben auf den Trümmern gefeiert, nach dieser Wegräumung aber in der gereinigten und zum Teil wiederhergestellten Kapelle.“

S. 43. „Woher kommt doch dieser unverdenkliche Glaube der Eingeborenen, daß die hl. Jungfrau gelebt hat, gestorben ist, begraben wurde auf Panagia-Kapuli? Woher kommt ihre unverdenkliche Gewohnheit, sich jedes Jahr nach dem Bulbul-Dagh zu begeben, um dort die Himmelfahrt Mariens festlich zu begehen? Man möge diese Tatsachen einmal überlegen; sie haben eine Ursache, eine dunkle Tradition, wenn man so sagen will, da schriftliche Dokumente fehlen, indessen eine alte und lebendige Tradition, die sich seit Jahrhunderten durch Taten kundgibt.“

„Für diese Tradition besitzen wir in den Leuten von Kirkindsche an 4000 Zeugen.“

9. S. 54. „Die 33 in Panagia genannten Heiligtümer sind allen Leuten der Gegend wohl bekannt.“

10. S. 65. (Bedeutung, die man in früherer Zeit Panagia-Kapuli beigelegt hat.) „Warum diese so solide Bauart der Kapelle, daß man, wie Herr Carré sagte, ein ewiges Monument damit errichten gewollt zu haben scheint? Warum diese aufeinanderfolgenden Wiederherstellungsarbeiten? Wozu diese Mosaiken? Wozu dieses Wasserbassin und diese Wasserleitung? Wozu diese Arkaden, diese Säulengänge, diese gemauerten Terrassen in der Umgebung? Und endlich, was bedeuten diese antiken Gräber mit den Medaillen von Konstantius[2]), Anastasius[3]) und Justinian?“ Es sind dies unwiderlegliche Beweise, daß man in alten Zeiten Panagia-Kapuli eine große Bedeutung zugeschrieben hat — ganz das Gegenteil von dem angeblichen Grab Mariens in Gethsemane.“

11. S. 112. „Es gibt also eine Tradition bei den Bewohnern von Kirkindsche; das ist eine Tatsache. Woher stammt sie aber? Nicht vom Klerus,[1]) da der Klerus gegen sie ist; auch

[1]) Man bedenke wohl, daß der Klerus ganz von Konstantinopel abhängig war und noch ist. Die Bischöfe von Ephesus kamen von Konstantinopel. — [2]) 337—61. — [3]) 491—518.

nicht von der Umgegend, da dieselbe ebenfalls dagegen ist. Rührt sie vielleicht von einer gegenseitigen Verständigung der Kirkindschener her? Aber ist so etwas möglich? Welchen Zweck sollte sie haben? Niemals haben die Kirkindschener ihre Überlieferungen zu irgend welchem Vorteil auszubeuten gesucht. Eine solche Sache würde doch bekannt geworden sein. Oder hat eines Tages ein schlichter Privatmann das Glück gehabt, diesen Glauben seinem Dorfe einzuflößen? Das ist noch mehr unmöglich, noch mehr unglaublich. Man muß daher anerkennen, daß hier eine wahre Tradition vorliegt, eine Tradition, die von den Vorfahren stammt und welche das Volk treu bewahrt hat, trotz des gegenteiligen Glaubens seiner Kirche, trotz der widersprechenden Belehrung seitens seines Klerus, wie die Griechen auch heute noch im allgemeinen die Existenz eines Reinigungsortes annehmen, trotz der entgegengesetzten Lehre der „orthodoxen Theologie.““

S. 196 f. (Protest von Ephesus gegen die sich entwickelnde Jerusalemer Legende?) „Daß Ephesus protestiert hat, wie dies in der Tradition der Kirkindschener zu erkennen ist, die trotz aller Schwierigkeiten bis in unsere Zeit lebendig geblieben ist, darf man unbedenklich annehmen. Auf jeden Fall kann niemand das Gegenteil beweisen. . . .

Trotz einer tausendjährigen, entgegengesetzten Belehrung (durch den schismatischen Klerus) ist es nicht möglich gewesen, der eingeborenen Bevölkerung die ursprüngliche Tradition zu entreißen und zu verhindern, daß sie bekannte: „Maria ist nicht in Jerusalem gestorben. Sie ist in Panagia gestorben; dort ist sie begraben; dort ist ihr Haus. Deshalb werden wir ununterbrochen jedes Jahr durch eine Pilgerfahrt ihre glorreiche Himmelfahrt feiern. . . . Der Klerus und die Bischöfe repräsentieren seit dem Ausgang des 6. Jahrhunderts, um so mehr seit den späteren Jahrhunderten eine fremde Tradition: die von Konstantinopel und von Jerusalem. Aber das Volk, das wahre Volk von Ephesus blieb dem Glauben seiner Väter, seinen ursprünglichen Traditionen und seinen Erinnerungen treu. Von da ab stammt der Dualismus zwischen Klerus und Volk, der in der Vorzeit begann, der durch die Jahrhunderte fortbestehen blieb und auch heute noch nicht endigt.

Man kann spotten (wie Nirschl und P. Barnabé es getan hatten) über die hartnäckige Tradition der Kirkindschener, aber

das hindert sie nicht, weiter zu bestehen. Es wäre viel vernünftiger und eines wissenschaftlichen Sinnes würdiger, diese Tradition zu studieren, die Schlußfolgerungen zu ziehen, wozu dieselbe drängt, als ohne vernünftige Gründe darüber einfach zur Tagesordnung überzugehen."

12. S. 203. (Die Insel Samos gleicht von Panagia aus einer Menge von Inseln). „Man nehme irgend einen beliebigen Reisenden, führe ihn nach Panagia und stelle ihn dem Meere gegenüber. Wofern er nicht weiß, daß er Samos vor sich hat, wird er bei dem Anblick der zahlreichen Spitzen, die voneinander abgesondert erscheinen, auf die Frage, was er sehe, sofort antworten: Eine große Anzahl von Inseln oder die verschiedenen Berge einer einzigen großen Insel. Ich wette mit ihm, daß er mit eigenen Augen darüber keine Entscheidung geben kann. K. Emmerich hat mit ihren Augen wie dieser Reisende geschaut."

13. S. 203. (Entfernungen). „Um Weihnachten im vorigen Jahr ließen wir einen Mann zweimal von Panagia aus zum Meer hin marschieren. Trotz des Regens, welcher den Fußweg aufweichte, trotz der auf- und absteigenden Pfade und der Umwege im Gebirge brauchte er nur eine Stunde, um diesen Weg zurückzulegen: genau 47 Minuten das erste, 52 Minuten das zweite Mal. Bei schönem Wetter aber und bei trockenen Wegen hätte er keine 40 Minuten gebraucht. In der Luftlinie ist es bloß eine halbe Stunde. Derselbe Mann sollte einen gleichen Marschversuch von Ephesus zum Meere hin machen; es war ihm aber unmöglich, da die Ebene mit Wasser angefüllt war. Man gehe indessen einmal von dem Westtor von Ephesus bei schönem Wetter in 52 Minuten bis zum Meere! Da gibt es keine Steigungen, die aufhalten und keine Umwege, die den Weg verlängern. Anderthalb bis zwei Stunden geben die ortskundigen Einwohner dort dafür an."

14. (Das „kleine Flüßchen".) „Was die Existenz dieses Wasserlaufes angeht, so verweise ich nur auf Strabon Buch XIV. und auf Plinius d. Ä. B. V. c. 29, welcher von zwei Selinus spricht. Wenn dieses Flüßchen ganz verschwunden wäre, wie der Cenchrius und der Marnas, so würde auf keine Weise daraus folgen, daß K. Emmerich in diesem Punkte Falsches behauptet hätte. Aber es ist doch wohl noch etwas übrig geblieben. Man gehe einmal rechts von der Eisenbahn an der Schlucht des

Berges vorbei, welche nach Akiztchai führt, und diese wird uns Bescheid geben. Noch in den letzten Tagen wies mich ein Eisenbahningenieur (Herr V.) darauf hin. Was die Richtung dieser Wasserläufe angeht, so kann ich darauf nur eines erwidern. Wenn man auf die Höhe des Bulbul-Dagh hinaufsteigt und die sieben bis acht Bergströme betrachtet, die alle im Osten des Gebirges hinabsteigen, dann den Eisenbahnweg durchkreuzen, den Fuß des Bulbul-Dagh umspülen, darauf nach Ephesus hin sich umwenden, so kann man deutlich die Richtigkeit von dem erkennen, was K. Emmerich über diesen Wasserlauf sagt, der Schlangenwindungen beschreibt und wirklich die Kolonie von der Stadt zu trennen scheint, offenbar nicht nach dem Berge, sondern nach der Ebene hin.

15. S. 205 f. (K. Emmerich sagt: „Es ist dieser Ort — Panagia-Kapuli — später ein Bistum geworden.")[1] P. Poulin weist zunächst auf die vielen jetzt verschwundenen, unbekannten Bischofssitze, dann auf die großen, baulichen Anlagen hin, die man seit mehreren Jahren offen gelegt hat. „Man findet dort ein großes Bassin, bedeutende und zahlreiche Wasserkanäle, Treppen, einen Säulengang, Arkaden, Mosaiken, eine Anzahl Terrassenmauern. Das alles setzt etwas ganz anderes voraus als eine armselige Schäferhütte. Ja, man hat sogar eine Backform für Hostien gefunden. So etwas setzt doch die Nähe von Priestern und Kirchen voraus. Man hat endlich unter zwei dieser Bogenwölbungen (Arkaden) in der Erde zwei schöngeformte Gräber gefunden, aus großen Backsteinen errichtet, von 68 cm Länge und 49 cm Breite. In diesen Gräbern lagen zwei Skelette, die in der Hand zwei Medaillen trugen. Weist das alles nicht auf hervorragende Persönlichkeiten (z. B. auf zwei Ortsbischöfe?) hin?"

16. S. 207 f. (P. Barnabé findet die Ortsangabe von K. Emmerich: „Mariens Wohnplatz war, wenn man von Jerusalem kommt, etwa 3 ½ Stunden vor Ephesus auf einem Berg zur Linken" noch nicht bestimmt genug). „Wer wird darüber sich verwundern, wenn eine Person, die das Herz so voll Erinnerungen an Jerusalem hat, zu gelegener Zeit sich an Jerusalem zurückerinnert? Doch lassen wir das! Sagt man denn nicht noch heute: Weg von Paris nach Marseille, Bordeaux, Brest usw.,

[1] Maria, die hl. Jungfrau usw. 413.

Richtung von Paris nach ganz entlegenen Städten, ohne die dazwischenliegenden Städte zu nennen?"

„Man findet noch heute auf der alten Straße von Ephesus nach Akiztchai zwei Meilensteine mit griechischen Inschriften, Namen der Konsuln usw.; dies zeigt doch deutlich an, daß diese Straße eine belebte Verkehrsstraße war. G. Weber nennt diese alte Römerstraße nach Strabon die große Verkehrsstraße nach Süden, die sich durch die Schluchten des Taurus zieht und durch Syrien geht. Der hl. Ignatius spricht ähnlich, wenn er an die Epheser schreibt (c. XII.): Ihr seid die Durchgangsstation für diejenigen, die man vom Orient nach Rom schickt, um für Gott zu sterben."

17. S. 210. (Eigentümlichkeiten des Bulbul-Dagh). P. Poulin zitiert zunächst die Worte von K. Emmerich über die Hochebene. „Findet man viele Berge, die, zwar nicht an ihrem Fuße, sondern nahe an ihrem Gipfel Terrassen, Ebenen haben von ungefähr einer halben Meile im Umfang? Dann wird die ganz allein für den Bulbul-Dagh eigentümliche Aussicht nach dem Meere und nach Ephesus erwähnt, ferner die von K. Emmerich richtig bestimmten Entfernungen, die wiederum nur auf diesen Berg passen.

18. S. 211. (P. Barnabé hatte das Wort von K. Emmerich, „das Haus Mariens war viereckig", urgiert, worauf P. Poulin erwidert:) „Das Haus Panagia setzt sich nur aus viereckigen Räumen zusammen; es bildet ein Rechteck, und oben rechts und links an diesem Rechteck sind wieder zwei viereckige Räume. Aber weil der Gesamtplan kein vollkommnes Viereck bildet, ist nach P. Barnabé Panagia-Kapuli nicht das von K. Emmerich geschaute Haus!! Und doch sind in dem Hause von Panagia die beiden Räume, die K. Emmerich beschreibt, es gibt dort ein rundes oder Winkelende; es ist dort der Ort für den Feuerherd, dessen vergrabene Reste man jetzt an Ort und Stelle gefunden hat, es ist dort ein Raum zur Rechten und eine Nische, woran er sich lehnt, es ist zur Linken, wenn auch kein eigener Raum mehr, so doch wenigstens noch ein dahin führender Zugang; es liegt das Meer gerade gegenüber, die Felsen sind da, etwas höher der Bulbul-Dagh usw. Aber P. Barnabé hält sich hartnäckig an sein „viereckig", und das übrige hat für ihn jetzt keine Bedeutung mehr!"[1]) (Im Original-Manuskript steht: Das

[1]) Alle charakteristischen Eigentümlichkeiten sind also trotz einer Zwischenzeit von etwa 1900 Jahren geblieben. Man vergleiche einmal

Häuslein „war von Steinen und viereckt", also mit viereckigen Räumen versehen).

19. S. 219 f. (P. Barnabé wiederholte die höchst ungerechtfertigten Verdächtigungen Nirschls gegen den Gemeindevorsteher von Kirkindsche.) Kein einziger der 4000 Kirkindschener hat an seinem offiziellen Berichte etwas zu streichen gewünscht. Dem Klerus von Kirkindsche ist die Volkstradition bekannt, da das Volk dort gegen die Jerusalemer Legende stets protestierte und jährlich mit einem Geistlichen nach Panagia-Kapuli zog, um dort am Feste der Himmelfahrt Mariens der hl. Messe beiwohnen zu können. Jährlich finden auch an bestimmten Tagen in den anderen Panagias Festfeiern seitens der Leute der dortigen Gegend statt. „Seit zwölf Jahren ist nun das Schriftstück von Kirkindsche veröffentlicht, aber es hat sich kein einziger Protest gegen die Wahrhaftigkeit desselben erhoben; weder seitens des Ortsklerus, noch seitens der Lokalpresse, noch von sonst einem in der Gegend. Der Widerspruch würde sofort dagewesen sein, wenn nur die geringste Handhabe, oder nur ein Anschein von Möglichkeit dafür vorhanden gewesen wäre." Dr. Nirschl findet dort einen harten, aber verdienten Tadel, daß er von Würzburg aus ohne jeden Grund, nur weil es ihm in seine Meinungen nicht paßte, ohne alle nähere Kenntnis der Verhältnisse, ehrenwerte, schlichte Leute als Betrüger verdächtigte. „Es steht daher gut mit der Sache von Panagia-Kapuli, da man mit guten Gründen bisher ihr nichts anhaben konnte. Es steht aber sehr schlecht mit der Jerusalemer Legende, wenn man zu solchen schlechten Mitteln greifen muß, um sie zu verteidigen."

20. S. 242 ff. (Vergleich der beiden genannten Traditionen.) Jerusalem mit seinen Apokryphen, seinen Widersprüchen, seinem sechshundertjährigen Schweigen, trotzdem es von so vielen hervorragenden Christen besucht wird! In Ephesus keine Apokryphen, keine Widersprüche, nur ein paar Besucher und schließlicher Untergang der Stadt! Eine echte Tradition ist dort vorhanden, von

---

damit die großen Umwandlungen, welche die hl. Stätten in Jerusalem Bethlehem und Nazareth mitgemacht haben! Wieviel mag wohl noch im Boden der Terrasse verborgen sein, über welche die vom Bulbul-Dagh herabstürzenden Regenbäche seit Jahrhunderten Erde und Felsschutt hoch angeschwemmt haben? „Wieviel Meter mag die Ebene seit dem Jahre 48 höher geworden sein?" Es haben bis jetzt nur einige Ausgrabungen stattgefunden, die von größtem Erfolg begleitet waren.

der zwar wenige, aber deutliche Lichtstrahlen infolge der schwierigen, traurigen Verhältnisse zu uns gelangt sind! „Wie kann man von Ephesus viel wissen, da kaum ein Reisender es besucht hat! Wie kann man von dem Vorhandensein einer ganz speziellen Tradition etwas wissen, da man kaum etwas von der politischen und städtischen Geschichte etwas weiß?" Daß auf all das Aufsehen, welches das Begräbnis Mariens nach dem „Zeugnis" der Apokryphen in Jerusalem hervorrief, ein so absolutes Stillschweigen erfolgte, ist unbegreiflich. Nimmt man aber einmal den Bericht der gottseligen Emmerich über das Begräbnis Mariens als glaubwürdig an, so ist nichts begreiflicher als das Schweigen von Ephesus. Wir vernehmen nichts von tausenden Zuschauern, von unerhörten Wundern, von einer Palme, die aus dem Paradiese gebracht wird, nichts von dem dreitägigen Engelgesang und den himmlischen Wohlgerüchen, nichts von einer Wolkenfahrt der Apostel usw.; alles ist so einfach und menschlich und doch so erhaben und heilig. Die Apostel sind fast ganz allein beim Tode Mariens anwesend; es ist Abend; es ist still in der Einsamkeit; Maria wird ohne Pomp und Pracht zu Grabe getragen; ihr Grab ist verborgen in einer Felsenhöhle des Berges. „Es war schon Nacht, als die Apostel den Grabeingang verschlossen. Sie machten einen Graben vor dem engen Eingang der Höhle und pflanzten ein Flechtwerk von verschiedenen grünen, teils blühenden, teils Beeren tragenden Sträuchern, die sie mit den Wurzeln anderwärts ausgehoben hatten, hinein, sodaß auch keine Spur von dem Eingang zu sehen war, umsomehr, da sie eine nahe Quelle vor diesem Busche vorüberleiteten." [1]) Einer nach dem anderen verläßt die Gegend, nur ein paar Frauen bleiben noch zurück — das alles ist zu wenig, um große Erinnerungen zurückzulassen, aber noch eben genug, um die Tradition nicht untergehen und in diesem Halbdunkel und Dämmerlicht bis auf uns kommen zu lassen.

Alles dieses harmoniert aufs beste mit dem, was wir oben im ersten Kapitel des ersten Hauptteiles über das Schweigen der Jerusalemer Legende (Epiphanius!) sagten, stimmt so sehr zu dem Abschnitt über die „Zeugen für Ephesus" und erklärt, warum der schismatische Klerus es nicht vermocht hat, der Seele der

[1]) Maria, die hl. Jungfrau usw. 441 f.

eingeborenen Bevölkerung, der einzigen Nachkommen der alten Epheſier, die Überzeugung zu entreißen: Maria lebte und ſtarb auf Panagia-Kapuli; ihr Grab iſt mit Hülfe der Vorſehung dort in der Gegend zu ſuchen.

21. Wir fügen ergänzend noch eine Bemerkung der gottſeligen Emmerich hinzu, welche einerſeits ihren feinen hiſtoriſchen Takt kundgibt, — als hätte ſie die ganze Patrologie in dieſer Beziehung ſtudiert — anderſeits in lichtvollſter Weiſe die Schwierigkeiten mit dem „Mariengrab“ in Gethſemane löſt. In der Viſion ſchaut ſie, wie die hl. Jungfrau aus Sehnſucht, die Leidensſtätten ihres Sohnes zu verehren, zweimal nach Jeruſalem reiſt. „Sie iſt nochmals anderthalb Jahre vor ihrem Tode von Epheſus hierhergereiſt; da ſah ich ſie abermals verhüllt zur Nachtzeit mit den Apoſteln die heiligen Orte beſuchen. Sie war unausſprechlich traurig und ſeufzte immer: „O mein Sohn, mein Sohn!“ Als ſie an das hintere Tor jenes Palaſtes kam, wo ſie Jeſu, der unter dem Kreuze niederſank, begegnet war, ſank ſie, von ſchmerzlicher Erinnerung bewegt, zur Erde, und ihre Begleiter glaubten, ſie ſterbe.

Man brachte ſie auf Sion in das Cönakulum, in deſſen Vorgebäude ſie wohnte. Hier ward die hl. Jungfrau während mehrerer Tage ſo ſchwach und krank, daß man ihren Tod öfters erwartete und darauf bedacht war, ihr ein Grab zu bereiten. Sie ſelbſt erwählte eine Höhle am Ölberge hierzu, und die Apoſtel ließen ihr daſelbſt ein ſchönes Grab durch einen chriſtlichen Steinmetz bereiten.

Unterdeſſen ward ſie mehrmals totgeſagt, und ward das Gerücht von ihrem Tode und Grabe in Jeruſalem auch an anderen Orten verbreitet. Aber als das Grab vollendet war, war ſie bereits geneſen und kräftig genug, wieder in ihre Wohnung nach Epheſus zurückzureiſen, wo ſie auch nach anderthalb Jahren wirklich ſtarb. — Man hielt das für ſie am Ölberge bereitete Grab allezeit in Ehren, baute auch ſpäter eine Kirche darüber, und Johannes Damascenus — ſo hörte ich im Geiſte — was iſt das für einer? ſchrieb dann vom Hörenſagen, ſie ſei in Jeruſalem geſtorben und begraben.

Die Nachrichten von ihrem Tode, ihrem Grabe, ihrer Aufnahme in den Himmel hat Gott wohl unbeſtimmt nur einen Gegenſtand der Überlieferung werden laſſen, um dem damals noch

so heidnischen Sinn keinen Spielraum im Christentum zu geben; denn sie würde leicht als eine Göttin angebetet worden sein." (Maria, die hl. Jungfrau usw. 420 f.)

Ist jetzt die Zeit gekommen, daß die Vorsehung der christlichen Welt in überraschendster Weise das Grab der hl. Jungfrau schenken will?

Wenn wir uns daran erinnern, daß die Dogmen der Kirche langsam, ständig und naturgemäß wachsen wie die Pflanzen, so dürfen wir wohl sagen: ein solches Geschenk würde gerade jetzt der Mariologie der hl. Kirche die Krone aufsetzen und der mächtigste Impuls werden, daß der ganze christliche Erdkreis einerseits darin eine feierliche, göttliche Approbation all der Ehrfurcht und Bewunderung erkännte, welche die hl. Kirche für die Würde und Größe der hl. Jungfrau hat, andererseits den lebendigen, innigsten Wunsch hegte, das Dogma von der Himmelfahrt Mariens feierlich verkündigt zu sehen.

„Dieses Grab ... wird noch einstens zu Tage kommen." (Die gottselige A. K. Emmerich am 12. August 1821.)

Sechstes Kapitel.

Letzte Funde und Ereignisse.

Zur Beschreibung der merkwürdigen Ausgrabungen und Funde, die nach der Entdeckung von Panagia-Kapuli stattgefunden haben, benutzen wir die letzte Schrift von P. Poulin, ferner briefliche Nachrichten, dann Notizen von P. Fonck in den „Stimmen von Maria Laach" und eine große Anzahl von Photographien, die uns von P. Poulin gütigst zur Verfügung gestellt wurden.

1. K. Emmerich sagt, auf Veranlassung Mariens sei von ihrem Hause aus ein Kreuzweg von zwölf Stationen angelegt worden, die Maria selbst mit ihren Schritten abgemessen habe. Von ihrem Hause bis zur letzten Station, wo sie selbst begraben worden sei, betrage eine halbe Stunde. „Die Steine und Platten waren alle mit hebräischen Buchstaben bezeichnet."[1] Die genauen

[1] Maria, die hl. Jungfrau usw. 428 f., 439, 441 (Angaben über den Kreuzweg).

Ortsstudien ergeben, daß der Kreuzweg nur nördlich von Panagia den Berg hinanführen kann. Nach und nach, besonders nachdem das Berggestrüpp niedergebrannt worden war, kamen etwa 10 merkwürdige Steinarrangements zum Vorschein (siehe Tafel VII), mit aufrechtstehenden Steinen von etwa $^1/_2$ m und mehr Größe, alte, ziemlich verwitterte Steine mit zur Zeit noch unleserlichen Schriftzeichen, auch drei Felsen mit Inschriften. Nach langen mühsamen Ausrodungsarbeiten ist der alte Fußweg zum Vorschein gekommen, der die seltsamen Steingruppen, die sonst in der ganzen Gegend nirgendwo wiederzufinden sind, miteinander verbindet. Über die Richtung des Kreuzweges ist man im klaren: er läuft wie in Jerusalem von Ost nach West, führt über zwei Hügel und gelangt zu einem dritten Hügel (Kara-Tchalti), wo er wahrscheinlich endigt. Doch sind die Untersuchungen hierüber noch nicht abgeschlossen; es müßte zuvörderst gelingen, die — wie man vielfach vermutet, hebräischen — Inschriften zu entziffern. — Die als zehnte Station bezeichnete aufrechtstehende Steingruppe liegt genau eine halbe Stunde Weges von dem Wohnhaus Mariens. Die Gegend ist noch mit Gesträuch und Gebüsch bedeckt. — Ein Stein trägt ein Kreuz in Relief, vielleicht aus dem fünften Jahrhundert stammend.

2. Als man in den Jahren 1896 und 1897 90 m westlich vom Wohnhaus Mariens ein größeres Gebäude errichtete, traf man auf die Fundamente eines großen Gebäudes (siehe Tafel VIII.) Juli und August 1898 und 1899 wurde weiter nachgegraben und man hatte den unerwarteten Erfolg, einen palastähnlichen Bau von 20 m Front, welcher nach Aussage der Archäologen der vorbyzantinischen Zeit angehört, offen zu legen. Daran anschließend, wurden die Reste von etwa 30 Häusern entdeckt — also eine christliche Ortschaft in dieser abgelegenen Einsamkeit! Der unterste Teil des großen Gebäudes bildete eine 4 m breite Halle, die links von 8 Schwibbögen (Arkaden), rechts von Säulen getragen wurde, deren untere, runde Reste noch stehen. Drei von den Arkaden sind noch gänzlich erhalten, die übrigen mehr oder minder zerstört. Parallel mit diesen Arkaden und der Säulenreihe liegt ein großer Hofraum, dessen Bodenfläche tiefer gelegen ist als der Boden der Halle. Dieser Hofraum ist von mächtigen, sorgfältig behauenen Steinblöcken eingefaßt. In dem Hofraum liegt ein Brunnen, zu welchem eine Wasserleitung das

Wasser von der Quelle brachte, die heute im Schlafraum Mariens entspringt. Von dem Brunnen ist auch noch eine große Marmorplatte erhalten geblieben. Dann fand man große, irdene Wasserkrüge in Abständen voneinander und in die Kanalisation eingefügt, ferner: einen alten Marmortorso und eine alte Gieß- oder Backform aus Ton zur Bereitung von Hostien, mit Gepräge von Ähren und Reben.

In dem dritten und vierten Stützgewölbe (Arkade) 80 cm unter dem Gewölbe fand man zwei Gräber. In jedem dieser Gräber befand sich ein wohlerhaltenes Skelett, das Haupt zur Kapelle, die Füße nach dem Kara-Tchalti hin gerichtet. In den Händen des einen befand sich eine Medaille oder Münze des Konstantius, in den Händen des anderen eine des Justinian. Letztere Medaille zeigte auch ein großes M mit einem Kreuz darüber ($\overset{\dagger}{M}$). Beide Skelette lagen auf einem Ziegelsteinboden; rechts und links befand sich eine Grablampe. Die Gräber waren mit drei Tonplatten geschlossen, die 49 cm breit, 68 cm lang und schräg gegen die Rückwand gelehnt waren.

Ferner fand man im Schutt noch andere Grablämpchen, sieben Bronzemedaillen, eine vom Konstantin d. Gr., eine andere vom Kaiser Anastasius, irdene Gefäße, Glasgegenstände, Dachziegel aller Art, Reste von rötlichen Malereien, in die kleine Mosaiksteinchen eingefügt waren. Wände, Säulen und Gewölbe waren so mit farbigem Mörtel beworfen und mit Mosaik versehen, daß das Ganze wie eine farbige Stuckarbeit aussah.

Das Haus hatte eine obere und eine untere Treppenanlage. Man fand weiterhin darin Böden, wovon einer aus Mosaik mit schwarzen und weißen Steinen hergestellt war, in einer Länge von 12 m und in einer Breite von 2 $^1/_2$ m, dann Reste von starkgebauten Mauern. „Nach dem Urteil verschiedener Archäologen, welche das Gebäude und die sonstigen Funde untersuchten, stammt der große Bau aus römisch-vorbyzantinischer Zeit, ist aber christlichen Ursprunges und diente als Kloster oder als Wohnung eines von Ephesus abhängigen Surburbanbischofs." Die Großartigkeit der Anlage, Marmor, Mosaiken, Statuen geben vielleicht der letzteren Deutung den Vorzug.[1])

Vor dem Hause fand man drei Gräber, davon zwei in den Felsen eingehauen, das dritte mit Marmor- und Mosaikresten —

1) Stimmen aus Maria Laach 1901, 3, 345.

hinter der Kapelle fand man eine Menge Gebeine — in der Umgegend eine größere Anzahl Gräber, die gleichfalls in das Felsgestein eingehauen waren, mehrere davon mit einem Tränenkrug versehen.

3. Am 13. August 1822 teilte die gottf. Emmerich folgendes mit: Das Häuslein „war in zwei Teile geteilt durch den in der Mitte angelegten Feuerherd. Das Feuer brannte der Tür gegenüber an der Erde in einer Zugvertiefung an einer Mauer, welche sich von beiden Seiten stufenförmig bis an die Decke des Hauses erhob. In der Mitte dieser Mauer lief von der Feuerstelle bis an die Decke des Hauses eine Vertiefung gleich einem halben Rauchfang hinan, worin sich der Rauch hinaufzog, und dann durch die in der Decke befindliche Öffnung seinen Ausgang fand. Auf dieser Öffnung sah ich eine schiefe, kupferne Röhre über das Haus hervorragen. Dieser vordere Teil des Hauses ward durch leichte, bewegliche Wände von Flechtwerk an beiden Seiten der Feuerstelle von dem Raum hinter der Feuerstelle getrennt."[1]) Die offizielle Broschüre vom Jahre 1896 sagt vom Hauptraum der Wohnung Mariens aus: „Dieser Teil des Hauses setzt sich aus zwei deutlich von einander geschiedenen Räumlichkeiten zusammen." Beide Teile sind in den Seitenwänden durch Mauervorsprünge deutlich von einander geschieden (siehe oben S. 338). Nachdem die türkische Regierung das Verbot aufgehoben hatte, weitere Ausgrabungen zu unternehmen, wurde am 24. August 1898 mit Hacke und Spaten nach dem seit Jahrhunderten im angehäuften Schutt verborgenen, alten Fußboden gesucht. Anwesend waren Professor P. H. Jung, die Herren Missionäre A. Mathivet und Fouquet von den afrikanischen Missionen und der Priester J. Gouyet aus Paris; von den beiden Arbeitern war der eine ein orthodoxer Grieche namens Christo, der andere ein Türke namens Beghlevan. Die Arbeiten zur Untersuchung des alten Bodenbelags begannen am Nachmittag. Schon hatten die Arbeiter eine Anzahl weißer Marmorplatten von achteckiger Gestalt, verschiedene ganz erhalten, die meisten aber zerbrochen ans Tageslicht gebracht. Als sie in die Mitte des Raumes kamen, wo die beiden Mauervorsprünge sind, genau an der Stelle, wo K. Emmerich den Feuerherd Mariens

[1]) Maria, die hl. Jungfrau 414 f.

stehen läßt, entdeckten sie 50 cm unter dem bisherigen Boden fünf Marmorstücke, wovon drei eine beträchtliche Größe hatten. Die Steinplatten waren alle von Rauch geschwärzt und erinnerten an die Reste einer Feuerstätte. „Qu'est-ce que cela?" „Was ist das?" fragten sie alle, durch diese Entdeckung neugierig gemacht. „Laßt uns noch tiefer graben!" Die Arbeiter gruben tiefer und holten etwa zwei Kubikmeter Steine (pierres) heraus, die alle von Ruß und Feuerqualm auf einer Seite geschwärzt, nicht aber im Feuer verkalkt waren (point calcinées). Aber alle lagen in schönster Ordnung neben- und übereinandergeschichtet, alle mit der rußigen Seite nach unten gekehrt. Der Rußgeruch und die schwarzen Fingerspitzen ließen klar erkennen, daß die Steine nur durch Feuerqualm, nicht aber durch andere Ursachen schwarz geworden waren. Dann holte man aus der Vertiefung Backsteine heraus, die in gleicher Weise von Ruß geschwärzt waren, schließlich hartgewordene Asche. Es wurde zugleich auch festgestellt, daß weder die Marmorstücke des Fußbodens, noch andere Teile der Kapelle auffallende Spuren von Rauch oder Feuer zeigten.

Gibt es für diesen interessanten Fund eine andere Erklärung als folgende:

Als die Apostel das Wohnhaus Mariens in eine Kapelle umwandelten, da wurden aus Verehrung für die Hinterlassenschaft der hl. Jungfrau die Steine des abgebrochenen Feuerherdes nicht umhergestreut, sondern sorgfältig aufgeschichtet. „Vielleicht", sagt P. Jung, „wird man dies etwas naiv finden; aber ich bin meinerseits doch geneigt, es anzunehmen; denn es passiert einem nicht alle Tage, daß man Feuerherd und Kamin mitten in einem alten Kirchlein ausgräbt." (Brief an P. Fonck vom 18. Nov. 1900.)

Die Tatsache dieser Ausgrabungen von Feuerherd und Kamin wurde noch an demselben Nachmittage von einem protestantischen Archäologen konstatiert.

4. In der Apostelgeschichte (5, 15) wird berichtet, daß man in Jerusalem auf Tragbahren die Kranken auf die Straßen hinaustrug, „damit, wenn Petrus käme, wenigstens sein Schatten jemanden von ihnen überschatte und sie von ihren Krankheiten befreit würden" — ferner von Paulus, „daß man von seinem Leibe weg seine Schweißtücher und Gürtel auf die Kranken legte und die Krankheiten von ihnen wichen" (19, 12). Deshalb brauchen wir uns auch nicht sehr darüber zu wundern, daß man in Smyrna

ungewöhnlich leuchtend, welche bald stille steht, bald langsam über den Gipfelkamm des Gebirges zieht. In der Gegend gibt es keinen Weg und keinerlei Fußpfad. Heftig bewegt von diesem außerordentlichen Lichte, „welches weder einem Stern, noch einem Irrlicht, noch einer flammenden Pechfackel, noch weniger einer Lampe oder Laterne gleicht", ruft sie ihre Mitschwestern, welche eine nach der anderen kommen, im ganzen vier, und wie Schwester G. diese seltsame Lichterscheinung in derselben Weise schauen. Das Schauspiel dauerte über zehn Minuten. Als die Lichterscheinung an dem Orte angekommen war, wo, soviel man im Dunkel der Nacht beurteilen konnte, vor zwei Jahren die merkwürdige Erscheinung (von der Griechin) war gesehen worden, da neigte sich das Licht ein wenig nach Süden, dann, ohne seinen Umfang zu vermindern, erbleichte es und erlosch" (T. 261 f.).

„Was hat dies alles zu bedeuten? Ist es nicht eine Ermutigung für uns, auf dem Wege, den wir eingeschlagen haben, oder vielmehr auf den die Vorsehung uns gegen unsere Neigungen geführt hat, auszuharren? Wohin zielen insbesondere die letzten Ereignisse? Ist es nicht eine Anregung für uns, das Grab da zu suchen, wo wir es schon seit zwölf Jahren vermuten, und ist es nicht gleichsam eine Zusicherung, daß wir es entdecken werden?"

6. Wir haben nun soviel „Supranaturalistisches" mitgeteilt, daß unser „aufgeklärtes" Jahrhundert hier wirklich eine ernstliche „Störung der gewöhnlichen Weltordnung" befürchten muß. Da die moderne „Wissenschaft" Gott durchaus das Wunderwirken auf Grund der „eisernen Naturgesetze" verboten hat, so sind wir gespannt, welchen „geheimen Naturkräften" die in der Entdeckung von Panagia-Kapuli liegenden Tatsachen mögen zugesprochen werden. Diese außerordentlichen Tatsachen können nicht, wie es gewöhnlich geschieht, ignoriert werden, sie sind dafür viel zu großartig und zu bedeutungsvoll. Gewiß wird es manchen, die diese Schrift lesen, ähnlich ergehen, wie dem Landpfleger Festus, als der Apostel Paulus vor ihm und dem König Herodes Agrippa II. ausführlich seine wunderbare Bekehrung erzählte, welche die Folge der himmlischen Vision vor Damaskus war: „Mitten am Tage, auf dem Wege, o König! sah ich ein Licht vom Himmel, heller als der Glanz der Sonne, mich und die, welche mit mir waren, umstrahlen. Und während wir alle zu Boden fielen, hörte ich eine Stimme in hebräischer Sprache zu mir sagen: Saulus, Saulus! was

verfolgst du mich usw. . . . darum, o König Agrippa, war ich der himmlischen Erscheinung nicht ungläubig." Der Landpfleger hörte trotz all seines Skeptizismus, welchen ihm die damalige „Wissenschaft" gab, aufmerksam die eingehende Schilderung des gefangenen Apostels an. Aber endlich wurde der „maßlose Supranaturalismus" ihm zu arg. „Festus rief mit lauter Simme: Du bist von Sinnen, Paulus! Das viele Studieren bringt dich um deinen Verstand. Paulus aber sagte: Ich bin nicht von Sinnen, vortrefflichster Festus, sondern ich rede Worte der Wahrheit und Besonnenheit." Dann wendete sich Paulus an Agrippa, um von ihm bestätigt zu hören, ob Gott den Menschen in außerordentlicher, überirdischer Weise Mitteilungen machen könne. „Glaubst du den Propheten, König Agrippa? Ja, ich weiß, daß du glaubst. Agrippa aber sprach zu Paulus: Beinahe überredest du mich, ein Christ zu werden" (Apg. 26, 13—28).

Der Philosoph Schelling spottet einmal über diejenigen, die von Gott die „reine Vernunft" verlangen. Viele, so sagt er, „wollen wenigstens einen *vernünftigen* Gott, d. h. sie wollen, daß Gott nichts *über* die Vernunft tun könne. Damit gestehen sie aber Gott weniger zu, als sie dem Menschen zugestehen; denn selbst dem Menschen wird zugeschrieben, daß er *über* die Vernunft tun könne. . . . Man könnte den Gutmütigen, die durchaus einen vernünftigen Gott nach ihrem Sinn haben wollen, mit J. G. Hamann antworten, ob sie denn noch nie bemerkt, daß Gott ein Genie sei, der wenig danach frage, was *sie* vernünftig oder unvernünftig nennen" (Philosophie der Offenbarung, II. Teil B. IV., S. 23 f).

7. Wir teilen zum Schlusse ein im Auftrag Pius X. am 5. April 1905 nach Smyrna gerichtetes Schreiben mit, worin der Papst seine Anerkennung über die drei von Smyrna aus veröffentlichten Werke, auf die wir unsere weiteren Studien aufgebaut haben, in bedeutsamer Weise ausspricht. Der Adressat des Schreibens ist P. Eugen Poulin, Superior des Collège français in Smyrna. (Erzbischof Timoni ist am 31. August 1904 gestorben). Das Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Es ist eine ganz besondere Freude für den hl. Vater gewesen, daß er die drei Werke empfangen hat, die Sie in der Absicht veröffentlicht haben, soviel als möglich neues Licht in das schwierige Problem zu tragen, welches der Ort des Todes und

der Aufnahme der hl. Jungfrau ist. Se. Heiligkeit hat mit lebhafter Genugtuung die ganze eindringliche Kraft der genauen Studien, die auf gewichtiger Beweisführung beruhen (tutta l'intensità degli accurati studi posti sul grave argomento), sowohl Ihrer Studien als derjenigen Ihrer Mitarbeiter hervorgehoben. Er spricht daher Ihnen seinen ganz besonderen Dank aus für diese schöne Widmung und erklärt sich auch zugleich den übrigen Priestern der Mission in Smyrna dankbar und spendet Ihnen wie auch den übrigen den Apostolischen Segen. Se. Heiligkeit fleht von ganzem Herzen zu Gott und zur erhabenen Gottesmutter, immer neue Fülle von himmlischem Licht allen denen zu gewähren, die mit kindlicher Liebe ihre Studien der Auffindung des glückseligen Ortes weihen, wo sich das Grab Mariens befindet." (Es folgen dann Grußformeln).

R. Kard. Merry del Val.

* * *

Wir hoffen, daß diese Studien durch die vorliegende Arbeit einige Fortschritte gemacht haben. Gerade die Kritik, besonders die von Nirschl, hat die schönsten Bausteine dazu geliefert. Die Jerusalemer Legende erwies sich als eine gänzlich unbegründete Sage, die ihre eigentliche und einzige Stütze hat in den nach der Zeit des hl. Epiphanius (Vergl. S. 16 ff.) zu Gunsten Jerusalems entstandenen Bearbeitungen des apokryphen Schriftchens „Transitus B. Mariae V." mit dem abenteuerlichen Inhalt über das Lebensende der hl. Jungfrau.

Die Jerusalemer Legende verdankt ihr allmähliches Entstehen vorzüglich einer traurigen, häretischen Verdächtigung der hl. Jungfrau und des hl. Johannes.

Die ersten Spuren dieser Sage zeigen sich frühestens um die Wende des sechsten Jahrhunderts.

Die kleinasiatische Tradition steht im Einklang mit den Nachrichten der hl. Schrift und des christlichen Altertums über den hl. Johannes, ist zugleich die älteste geschichtlich nachweisbare und damit die ursprüngliche, wird gefordert durch die geschichtlichen Tatsachen und durch die Argumente der Vernunft.

Die hier geschilderten Entdeckungen und Ausgrabungen berechtigen ohne Zweifel zu den höchstgespannten Hoffnungen.

Ob die Vorsehung die allgemeine Aufmerksamkeit der christlichen Welt abwarten will, um der Christenheit in unbestreitbarster Weise — sagen wir, unter den evidentesten Wundern — auch das Grab der hl. Jungfrau zu schenken, welches die Umgegend von Panagia-Kapuli als verborgenes Kleinod noch im Schoße birgt?

Doch wer dürfte sich vermessen, die Wege der Vorsehung kennen zu wollen?

„O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte, und wie unerforschlich seine Wege!" (Röm. 11, 33.)



1. Ruinen vom antiken Theater in Ephesus.



2. Ruinen der Marienkirche in Ephesus.
(Ort des Konzils.)



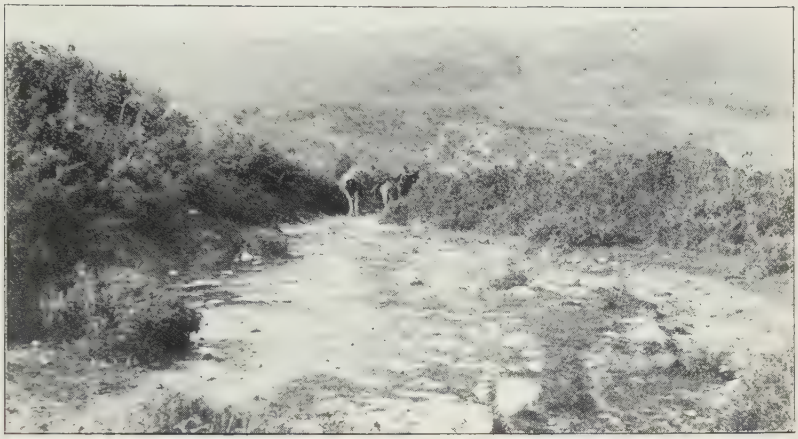
1. Umgegend von Epheſus.

1. Nördlicher Ausläufer des Bulbul-Dagh. 2. Der Koreſſus mit der Mauer des Lyſimachus. 3. Ebene von Epheſus.



2. Panagia-Kapuli

zur Zeit der Entdeckung (damals in türkiſchem Beſitz).



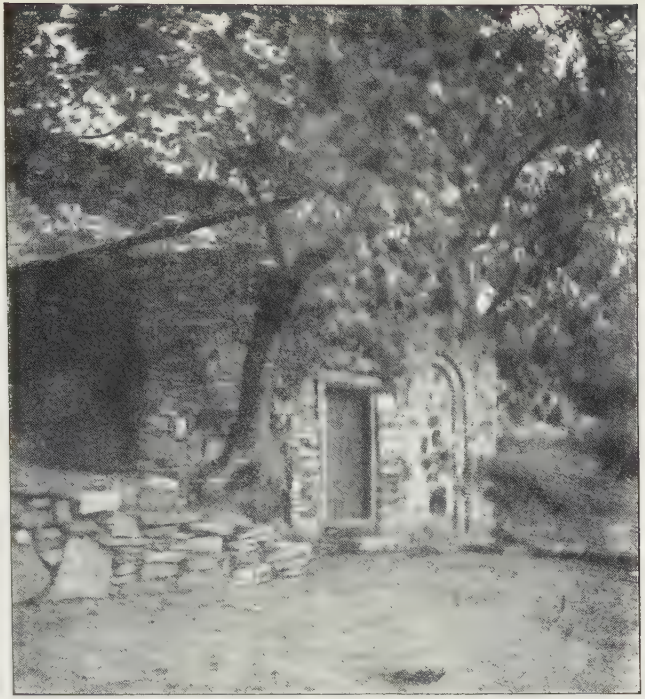
1. Die alte Römerstraße
nach Tralles, Antiochia und Jerusalem.



2. Meilenstein auf der alten Römerstraße, die nach Syrien führt. (Mit griechischen Inschriften.)



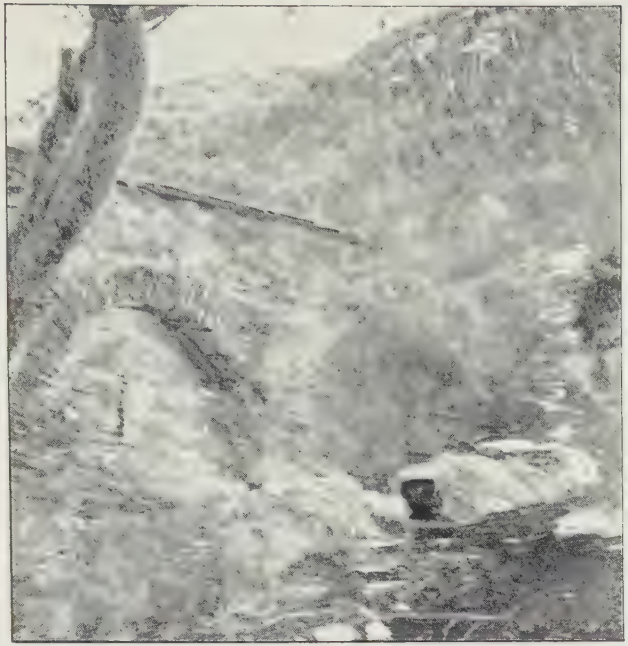
3. Umgestürzter Meilenstein im Bette des alten Selinus.



1. Panagia-Kapuli, Vorhalle. Fassade.



2. Panagia-Kapuli, Inneres. Vorn oben ein Fenster, unten die Nische, rechts und links die Türbogen zu den Seitengemächern. Ganz oben die Felsen des Bulbul-Dagh.



1. Panagia-Kapuli,
Schlafgemach der heil. Jungfrau. Rechts die Nische.



2. Panagia-Kapuli, südliche Seite.
Oben das neu angebrachte Schutzdach.



1. Ruinen der Marienkirche in Arwaïa.
(Arwaïa-Panagia, eine halbe Stunde westlich von Panagia-Kapuli.)



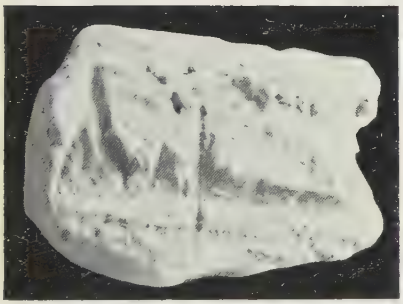
2. **Kavakli-Panagia**, südlich von Ephesus.



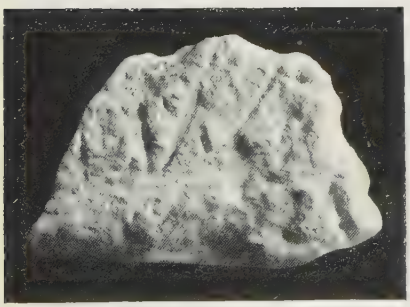
3. **Kryphi-Panagia**, auf dem Nordabhang des Koressus.

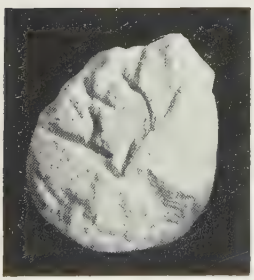


Ein Stations-Platz.

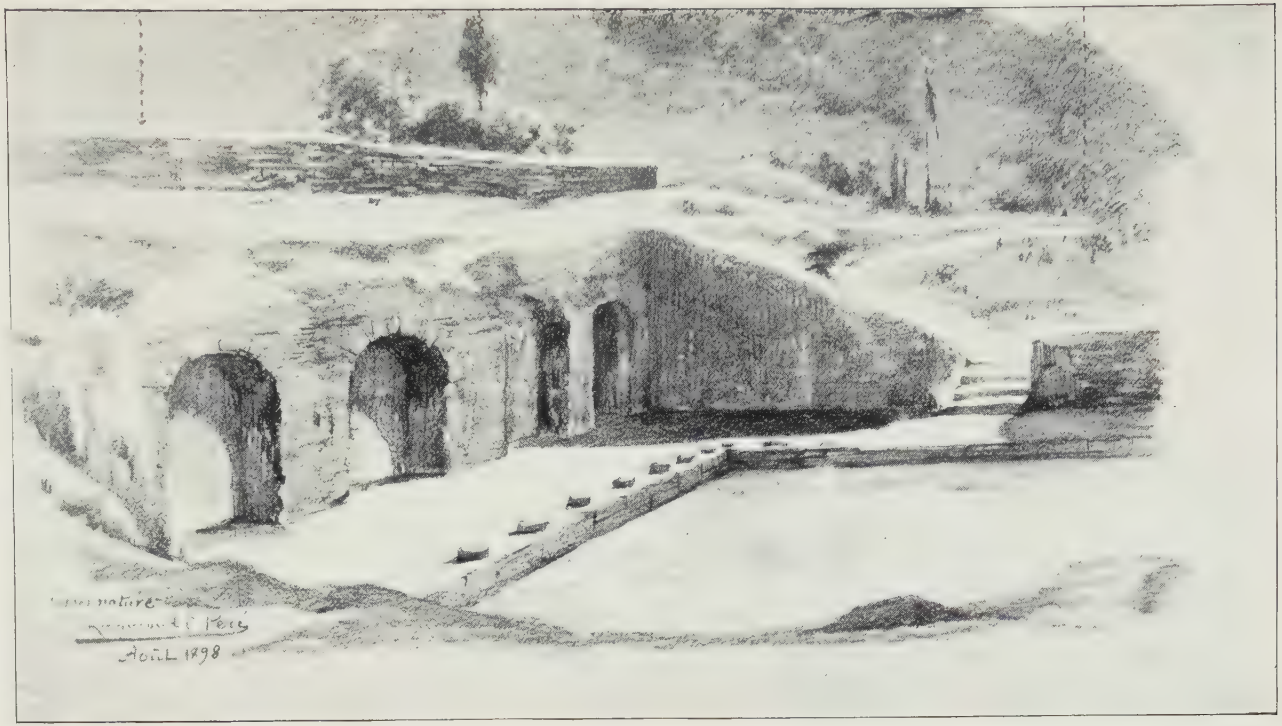








Einige verwitterte Stationssteine
von Panagia-Kapuli mit Inschriften.
Etwa $^1/_{12}$ der natürlichen Größe.



Teile des ausgegrabenen Prachtbaues.

Links eine Arkadenreihe, rechts davon die Säulenreste des Atrium. Oben Mauerreste mit dem großen Mosaikboden. Rechts Wasserleitung und alte Treppe.

WITHDRAWN

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BR133.E6N5 C001
PANAGIA-KAPULI DAS NEUENTDECKTE WOHN-UND
3 0311 00013 2378

49120

BR
133
.E6N5 Nieken, Johannes

49120

AUTHOR PANAGIA-KAPULI DAS

TITLE NEUENTDECKTE WOHN- UND STERBEHAUS DER HEIL. ...

DATE LOANED	BORROWER'S NAME

273.35 19,416 N676P

EX LIBRIS PROVINCIAE
PRO STUDIO THEOL.
S.S. CORDIS JESU.

3 0311 00013 2378